Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft 4

Männliche Lebenswelten

Armin Bernhard, Lothar Böhnisch

bu,press
bozen
bolzano
university
press

unibz

Freie Universität Bozen
Libera Università di Bolzano
Università Liedia de Bulsan

Brixener Studien
zu Sozialpolitik
und Sozialwissenschaft

hrsg. von Susanne Elsen, Silvia Fargion, Walter Lorenz

Wissenschaftliches Komitee

Franz Hamburger
Sabine Hering
Heiner Keupp
Maria Rerrich
Wolfgang Schröer

1 Rausch und Identität –
Jugendliche in Alkoholszenen
Peter Koler
2014, 208 S.
ISBN 978-88-6046-065-3
24,00 Euro

2 Social Innovation, Participation
and the Development of Society /
Soziale Innovation, Partizipation
und die Entwicklung der Gesellschaft
Susanne Elsen, Walter Lorenz (eds.)
2014, 328 p.
ISBN 978-88-6046-070-7
24,00 Euro

3 Devianza e violenza
Lothar Böhnisch
2014, 216 p.
ISBN 978-88-6046-071-4
24,00 Euro

4 Männliche Lebenswelten
Armin Bernhard, Lothar Böhnisch
2015, 252 S.
ISBN 978-88-6046-072-1
24,00 Euro

Brixener Studien 4
zu Sozialpolitik
und Sozialwissenschaft

Männliche Lebenswelten

Armin Bernhard, Lothar Böhnisch

bu,press
bozen
bolzano
university
press

gefördert von
Stiftung Südtiroler Sparkasse
Fondazione Cassa di Risparmio
sostenuto da

Lektorat: Kathrin Kötz
Design: doc.bz
Druck: Druckstudio Leo, Frangart

© 2015 by Bozen-Bolzano University Press
Freie Universität Bozen
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage
www.unibz.it/universitypress

ISBN 978-88-6046-072-1
E-ISBN 978-88-6046-112-4

This work—excluding the cover and the quotations—is licensed under the Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License.

Inhalt

1. Männerdiskurse und Männerforschung 1

2. Die Südtiroler Männerstudien 8

2.1 Die qualitative Vorstudie 8

2.2 Die qualitative Väterstudie 52

2.3 Die repräsentative Männerstudie *Lebenswelten der Männer in Südtirol* 73

2.4 Die korrektive Frauenbefragung 123

2.5 *Die Südtiroler Männerstudie im Lichte der Väterforschung / Johannes Huber* 130

2.6 Männer in der Erwachsenenbildung 136

3. Männerdomänen 154

3.1 Männer und Autos 154

3.2 Der männliche Hang zur Pornografie 159

3.3 *Kampfsport als Arena der Männlichkeit / Benjamin Schwarzer* 163

3.4 *Südtiroler Schützen / Lisa Marie Tappeiner* 180

4. Junge Männer 194

4.1 Männliche Sozialisation: Wie Jungen aufwachsen 194

4.2 Die Pubertät 201

4.3 Homosexualität als hartnäckiges Tabu 206

4.4 *Coming-out / Miriam Kirchler* 210

4.5 Jungenarbeit 221

5. Muster männlicher Lebensbewältigung und Männerberatung 231

5.1 Muster männlicher Lebensbewältigung 231

5.2 Männerberatung 236

5.3 Männlichkeit in der Krise? 241

Literaturverzeichnis 247

Die Autoren 251

Vorwort

Das hier aufgemachte Kaleidoskop männlicher Lebenswelten verdankt seine Entstehung dem Glücksfall der Förderung einer repräsentativen Männerstudie (n=1500) durch die Provinz Bozen und das Statistische Landesinstitut (ASTAT). Um diesen Survey herum sind verschiedene Vor- und Folgestudien sowie kleinere qualitative Projekte zu einzelnen Männerdomänen entstanden. Daran beteiligt waren über einige Jahre hinweg Studierende des Studiengangs Sozialpädagogik der Brixener Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen. Dazu kommen drei thematisch einschlägige Abschlussarbeiten, jeweils von Lisa Marie Tappeiner, von Benjamin Schwarzer und von Miriam Kirchler. Johannes Huber ergänzt dies noch mit einem Beitrag aus dem Blickwinkel der Väterforschung. Insgesamt sehen wir darin eine gelungene Verbindung von professioneller Sozialforschung und universitärer Lehrforschung.
Der Hauptteil des Buches mit den einzelnen empirischen Studien (zweites Kapitel) wird von Armin Bernhard verantwortet. Von Lothar Böhnisch stammen das erste und vierte Kapitel. Das dritte Kapitel mit den qualitativen Einzelstudien der Studierenden wurde von uns beiden überarbeitet.

Brixen, den 15. 11. 2014

Armin Bernhard und Lothar Böhnisch

1. Männerdiskurse und Männerforschung

Nachdem in den letzten 30 Jahren die Lage der Frauen im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussionen und politischen Initiativen zum Problem der Geschlechtergerechtigkeit in den europäischen Industriegesellschaften stand (und eigentlich immer noch steht), ist in den letzten Jahren auch zunehmend die Frage nach der Situation des Mannes gestellt worden. Das begann damit, dass aus der Frauenbewegung heraus gefordert wurde, dass eine Emanzipation der Frau nur gelingen könne, wenn sich auch die Männer entsprechend ändern würden; ihre patriarchale Dominanz müsse also abgebaut werden. Und schließlich sind bei den Männern selbst Einstellungsveränderungen – natürlich sozial unterschiedlich – zu beobachten. Die Frage, was aus dem Manne wird, ist also komplexer, als dies Prognosen, die den endgültigen Abbau der Herrschaft des Mannes („Männer als Verlierer") und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Aufstieg der Frau voraussagen, behaupten.

Geschlecht – *gender* – gilt als soziale Konstruktion, bleibt aber dennoch an die Leiblichkeit des Menschen gebunden. Es wirkt gleichermaßen als personales Orientierungs- wie soziales Ordnungsprinzip. Das entsprechende System der Zweigeschlechtlichkeit kommt sowohl dem personalen Streben nach Identität und Zugehörigkeit als auch dem strukturellen Erfordernis gesellschaftlicher Reproduktion und Ordnung entgegen. Geschlechtszugehörigkeit wird inkorporiert und findet sich gleichzeitig in der Geschlechtsspezifik der gesellschaftlichen Arbeitsteilung wieder. Wir unterscheiden deshalb zwischen dem sozialen Konstrukt Männlichkeit und dem leibseelischen wie psychosozialen Empfinden des Mannseins.

Im Alltag erscheinen heute die Geschlechterrollen nivelliert, die Lebensstile von Männern und Frauen pluralisiert. Die Gleichstellung der Geschlechter wird in allen öffentlichen Betrieben angestrebt und die neuen Ökonomien und Informationstechnologien kennen keine Männer und Frauen mehr, nur noch abstrakte Zugänge und Erreichbarkeiten, die scheinbar für alle gleich geöffnet sind. Männlichkeit und Weiblichkeit sind entgrenzt, scheinbar nicht mehr grundlegend und ausschlaggebend für die Ordnung und Strukturierung von Beziehungen. Gleichzeitig erfahren wir aus vielfältigen Befunden

der Sozialforschung, aus Erfahrungen der Sozialarbeit und in den Medien, dass es dessen ungeachtet Zonen geschlechtstypischer Zuordnung und Bewertung gibt, die nicht in dieses Bild passen wollen. Die Konkurrenzen auf dem Arbeitsmarkt und die Belastungen am Arbeitsplatz tragen verdeckt geschlechtstypische Züge. Die Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion hat dazu geführt, dass das Normalarbeitsverhältnis keine Selbstverständlichkeit mehr ist, sondern dass es sich inzwischen schon für große Teile der europäischen Erwerbsbevölkerung aufgelöst hat. Dieses Normalarbeitsverhältnis – lebenslang gültiger Beruf, entsprechende tarifliche und soziale Absicherung, Vollzeitarbeit – macht aber den ökonomisch-gesellschaftlichen Kern der Definition von Männlichkeit in Industriegesellschaften aus. Der neue Kapitalismus gefährdet nun dieses Männlichkeitsbild, treibt aber auf der anderen Seite in seinen Rationalisierungs- und Abstrahierungstendenzen das männliche Prinzip der Externalisierung, des Nicht-Innehalten-Könnens, weiter voran. Männlichkeit wird also gleichzeitig – durch die Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses – zurückgewiesen und – im ökonomisch-technologischen Strukturprinzip der Rationalisierung – neu aufgefordert. Die Figur des „entbetteten", flexiblen und verfügbaren Arbeitnehmers ist zur scheinbar geschlechtsneutralen Leitfigur der neuen Ökonomie geworden. Ein entsprechend externalisierter Habitus wird heute von Männern und Frauen abgefordert. Dennoch aber trifft es die Männer in ihrer Fixierung auf die Arbeitsrolle am stärksten. Die Intensivierung der Arbeit und die im Lebenszuschnitt von Männern verankerte höhere Arbeitsverfügbarkeit bewirkt meist, dass sich in den Familien die herkömmliche Rollenaufteilung der Geschlechter wieder neu einstellt. Auch wenn Männer gerne ihre neuen sozialstaatlich gedeckten Ansprüche auf Teilhabe in der Familie und an der Erziehung (auf Elternzeit) für sich realisieren möchten, werden sie durch die intensivierte ökonomische Einbindung und Vernetzung daran gehindert. Frauen wiederum kommen vom Vereinbarkeitsproblem nicht los; die beruflichen Zugänge sind zwar offen, aber verlangen, so sie in Karrieren münden sollen, die ungewisse Zurückstellung des Kinderwunsches. Viele Männer indes können nicht mehr auf das Normalarbeitsverhältnis vertrauen, das bisher den zentralen Anker der Männerrolle und des männlichen Selbstverständnisses bildete. Nicht nur Männer, die arbeitslos sind, sondern

auch viele, die inzwischen in prekären und unterbezahlten Beschäftigungsverhältnissen ihr Auskommen finden, werden so in ihrem Mannsein irritiert. Inzwischen wird schon von einer Feminisierung der Erwerbsarbeit gesprochen. Damit ist nicht nur gemeint, dass der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit im letzten Vierteljahrhundert in den westeuropäischen Industriestaaten überproportional zugenommen hat, sondern auch, dass sich die Erwerbsarbeit zunehmend zum Feld beständiger Verunsicherung gewandelt hat, die Arbeitsverhältnisse sich informalisieren und die diskontinuierlichen und ungeschützten Vertragsbeziehungen zunehmen. Das bedeutet für die Männer, dass viele von ihnen in Arbeitsverhältnisse geraten, die für die rollenbezogene Begründung und Symbolisierung der männlichen Erwerbs- und Dominanzrolle nicht mehr geeignet sind. Solche Männer unterliegen auf der Suche nach der Kompensation einer fragilen Männerrolle am ehesten der Gefahr, auf naturalistische Konzepte von Maskulinität zurückzugreifen.

Bei all diesen Erosionstendenzen arbeitsgesellschaftlich gestützter Männlichkeit darf nicht übersehen werden, wie männlich-hegemoniale Formierungen im Globalen in ihrer Symbolkraft auf die Alltagswelt der Männer zurückwirken. Globalisierte Männlichkeitskulturen – zum Beispiel die maskulinen Erfolgskulturen in den transnationalen Konzernen, dem Profifußball oder dem Formel-1-Rennzirkus – haben inzwischen enorme Rückstrahlkraft auf den Männeralltag. Es ist längst an der Zeit zu untersuchen, wie sich die „männliche Dividende“ nicht nur bei denen wieder aktiviert, die in prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen nach aggressiven maskulinen Bewältigungsmustern greifen. Vor Jahren noch hatte man den Formel-1-Rennen das ökologisch zwangsläufige Ende prophezeit. Inzwischen hat sich die Anzahl der internationalen Rennstrecken vervielfacht und an den Wochenende strömen Tausende von Männern zum Nürburg- und zu anderen Ringen, um ihre im Alltag verwehrte oder verpönte Maskulinität zeigen und demonstrieren zu können. Andere Ausstrahlungen sind vielleicht noch folgenreicher: Männerbünde, die im Alltag sozialer Beziehungen an Einfluss und Akzeptanz verloren haben, werden über die *closed shops* von Männern in den transnationalen Konzernen, die sich nicht sozial legitimieren müssen, wieder

hoffähig. Solche Neuformierungen von Männlichkeit sind aber nicht einfach als Rollback-Phänomene zu verstehen, sondern müssen in einen weiteren Entwicklungsrahmen gestellt werden. Der Kapitalismus der Zweiten Moderne hat in den Industriegesellschaften einen Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft mit sich gebracht, in dem nun auch Männer als den Verhältnissen Ausgelieferte sichtbar werden.
Es ist also nicht unbedingt der neue Mann sondern eher der pragmatische Mann, den eben die gewandelte Arbeitsgesellschaft dazu zwingt, sich kooperativ, entgegenkommend und nicht mehr dominant zu verhalten. Solche Männer fühlen und handeln nicht unbedingt als Männer, sondern orientieren sich an der biografischen Passung ihres Verhaltens. Männliche Verhaltensmuster werden dann zu Mitteln der biografischen Lebensbewältigung und sind nicht unbedingt – im subjektiven Empfinden – gewollte Repräsentationen von Männlichkeit. Darauf hat sich die Konsumapparatur eingestellt. In biografische Erfüllungssets eingepackte männliche Module für verschiedene Lebensbereiche werden angeboten und können entsprechend lebensstilgerecht arrangiert werden.

Das spiegelt sich auch in der neueren Männerforschung wider. In den letzten Jahren ist im deutschsprachigen Raum eine zunehmende Ausdifferenzierung in verschiedene Forschungsbereiche zu beobachten: Sozialisation, Familie, Arbeit, Gesundheit, Sexualität, Gewalt, Alter, Migration. Als quantitativ angelegte Repräsentativerhebungen ragen im deutschsprachigen Raum die deutschen Replikationsstudien *Männer im Aufbruch* (Zulehner & Volz, 1999) und *Männer in Bewegung* (Volz & Zulehner, 2009) sowie die österreichische Replikationsstudie *Der anstrengende Aufbruch (*Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz [BMASK], 2014) heraus. Aus den dort verglichenen Typologien wird einerseits deutlich, dass sich Männlichkeit in Bezug auf Selbstbild, Geschlechterbeziehungen und Alltagsverhalten modernisiert hat, gleichzeitig aber auch in Spannungen steht, verunsichert ist, wobei Grundstrukturen tradierten männlichen Selbstverständnisses eine überraschende Beharrlichkeit aufweisen. Ähnliche Befunde finden wir in verschiedenen regionalen Männerstudien.

Dabei tritt vor allem die Spannung zwischen männlicher Dominanz und Verfügbarkeit sowie die daraus resultierende Bedürftigkeit des Mannes, seine Verletzlichkeit hervor. So zum Beispiel die Verwehrungen, denen der Mann als Vater ausgesetzt ist, wenn er sich stärker an der inneren Familienarbeit beteiligen möchte. Die Frage der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf ist inzwischen auch zur Männerfrage geworden. Dahinter liegt das Grundproblem der ökonomischen Verfügbarkeit und arbeitlichen Bindung des Mannes. Dass Männer aller sozialen Schichten gerade wegen ihrer Identitätsbindung an die Erwerbsarbeit unter den Belastungen leiden, die die intensivierten Formen der Arbeitsorganisation, prekäre Arbeitsverhältnisse und Ausgrenzung aus der Arbeit mit sich bringen, ist zu einem breiten Forschungsthema geworden. Nicht nur in prekären Arbeitsverhältnissen, zum Beispiel der Leiharbeit oder in Zonen der Arbeitslosigkeit, werden männliche Identitätsbelastungen und -störungen ausgemacht. Gerade auch in Studien zur psychischen und gesundheitlichen Belastung von Männern in hoch technologisierten Arbeitszusammenhängen wird sichtbar, dass es unter dem Druck wechselnder Marktverhältnisse Veränderungen in der betrieblichen Arbeitsorganisation gibt (Unübersichtlichkeit der Unternehmensziele, einseitiger Leistungs- und permanenter Bewährungsdruck), die über die psychischen und sozialen Grenzen der Belastbarkeit hinausgehen und innere Hilflosigkeit erzeugen, mit der Männer wiederum schwer umgehen können.

Sogar im Gewaltdiskurs werden sie nicht mehr nur als Täter, sondern auch als Opfer erkannt. Dennoch bleibt die offensichtliche männliche Affinität zu körperlichen Gewalttaten und rechtsextremer Gewaltbereitschaft weiter im Fokus der Forschung. Gewaltstudien – bezogen auf den häuslichen Nahbereich – thematisieren neben der körperlichen und psychischen Gewalt in den letzten Jahren vor allem auch die sexualisierte Gewalt von Männern gegen Frauen, wobei es hier weniger um das Sexuelle, sondern um Sexualität als Medium der Gewaltausübung geht. Bei nahezu allen Befunden zum Gewalthandeln von Männern wird deutlich, dass hinter der scheußlichen Fassade der Gewalt massive Selbstwert- und Anerkennungsstörungen liegen, die gewalttätig abgespalten werden. Das verweist wieder auf die Notwendigkeit des tiefenpsychischen Zugangs in der Männerforschung,

ohne den eine Täterarbeit gar nicht möglich wäre. Das gilt auch für den relativ neuen Forschungszweig „Männer als Opfer von Gewalt“, die sie vor allem durch andere Männer aber auch in Partnerschaftskonstellationen erleiden. Diese Thematik war in unserer Gesellschaft lange tabuisiert. Deutlich angestiegen sind die Untersuchungen zum Risikoverhalten von Männern, vor allem im Gesundheitsbereich (vgl. Bardehle & Stiehler, 2010). Im Bereich der geschlechtssensiblen Migrationsforschung, in dem bisher mehr über männliche Jugendliche gearbeitet wurde, gibt es inzwischen Ansätze der Erforschung der sozialen Lage und der Lebenswelt von Männern über das gesellschaftliche Reizthema „Männlichkeit, Migration und Gewalt“ hinaus.

Den gemeinsamen Tenor der gegenwärtigen Männerforschung kann man dahingehend zusammenfassen, dass sich hegemoniale Männlichkeit flexibilisiert hat und ihre Ränder unscharf geworden sind. Männlichkeit hat also an Eindeutigkeit und Selbstverständlichkeit verloren. Männlichkeiten und Mannsein werden heute im Arbeitsalltag, wo eine Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter verlangt wird, anders gelebt als dort, wo Männer unter sich sind, und wieder anders in der Partnerschaft, in der Aushandlungsmodelle angesagt sind. Dennoch bleibt – das ist zentral in den Männerstudien wie in den Diskursen zu finden – die einseitige Abhängigkeit des Mannes und der männlichen Identität von der (Erwerbs-)Arbeitsrolle und die unter dem Druck der modernen Arbeitsorganisation anhaltende Erschwerung des Zugangs zur inneren Familie. Das Problem der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf, das traditionell nur als Sache der Frauen galt, ist inzwischen auch zum Männerproblem geworden und wird deshalb die Männerforschung in Zukunft beschäftigen (vgl. Scholz, 2009). Ebenso wie die männertypischen Probleme der Bewältigung intensivierter Arbeit, sozialer Ausgrenzung und der Verstrickung in Gewalt. Allerdings muss die Männerforschung aufpassen, dass sie in Zukunft nicht die inzwischen schon fast eingebürgerte Tendenz, Männer als Problemgruppe zu sehen, verstärkt. Männlichkeiten werden heute von vielen Männern in einer Kultur des Entgegenkommens der Geschlechter vielfältig und darin balancierend erlebt. In Männerstudien von Marktforschungsinstituten ist dieser Trend längst erkannt: Es hat sich eine Modularisierung von Männlichkeit entwickelt, d. h.,

Männlichkeit wird in den verschiedenen Lebensbereichen – Arbeit, Freizeit, Partnerschaft, Männerfreundschaften – unterschiedlich interpretiert.
Das zeigen auch die hier folgenden empirisch fundierten Analysen, die in der Autonomen Provinz Südtirol erhoben wurden. Südtirol, eine der reichsten Provinzen Italiens, liegt auf der mitteleuropäischen Entwicklungsachse Hamburg–Mailand und ist inzwischen längst zu einer technologisch und sozialkulturell modernen Region geworden, die sich durchaus mit anderen kleinstädtisch-ländlich strukturierten, aber hoch entwickelten europäischen Regionen vergleichen lässt. Deshalb können auch die hiesigen Befunde zu den Lebenswelten von Männern in den europäischen Vergleich einbezogen werden.

2. Die Südtiroler Männerstudien

Bei den in der Folge dargestellten qualitativen und quantitativen Erhebungen, die zwischen 2008 und 2013 durchgeführt wurden, sind die hauptsächlichen Itemgruppen in beiden Instrumenten (Leitfaden, Fragebogen) vertreten, sodass die Studien als aufeinander bezogen (z. B. qualitative Vorstudie) gelten können. Dass die in den qualitativen Interviews erhobenen Meinungen und Einstellungen im Durchschnitt kontrastierter und mithin konservativer ausfallen als in der quantitativen Befragung, ist einem Umstand zuzuschreiben, der unseres Erachtens im Diskurs zur empirischen Sozialforschung zu wenig thematisiert wird, und zwar dem Umstand, dass es gerade in modernen Gesellschaften oft deutliche Unterschiede gibt zwischen dem inzwischen öffentlich vorherrschenden Bild der Geschlechtergleichheit, dem sich moderne Männer nicht entziehen können, und den im eigenen Innern schlummernden Einstellungen, die über den einsetzenden Erzählzwang des biografischen Interviews zutage treten. Beide Einstellungen sind aber für sich wirklich, sie verweisen vor allem auch darauf, dass hinter der viel zitierten Geschlechternivellierung weitere – oft verdeckte – geschlechtsdifferente bis geschlechtsungleiche Probleme liegen. Als moderner, dem Mainstream der öffentlichen Meinung folgender Mann kann man es sich nicht leisten im quasiöffentlichen Raum einer repräsentativen Befragung deutlich von diesem Mainstream abzuweichen.

In der Auswertung der Studien wurde auf eine Typenbildung, wie sie in vergleichbaren Studien zu finden ist, verzichtet. Gerade weil sich Männlichkeit modularisiert hat, sind Abgrenzungen, wie sie die repräsentative deutsche Studie Männer in Bewegung (Volz & Zulehner, 2009) vorgenommen hat – teiltraditionell, balancierend, suchend, modern –, in der Wirklichkeit schwer anzuwenden, weil die Typen oft in einem Mann fließend und wechselnd sind.

2.1 Die qualitative Vorstudie

Die biografischen Interviews wurden im Sommer 2008 von Studierenden der Brixener Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Bozen durch-

geführt. Per Leitfadeninterview wurden insgesamt 128 Männer befragt, davon die Hälfte jüngeren Alters (18–45 Jahre), die andere Hälfte mittleren und höheren Alters (45–65 Jahre). Da die Studierenden an der Fakultät aus verschiedenen Regionen Südtirols kommen, war eine gewisse regionale Verteilung der Interviews gewährleistet. Gleichzeitig waren die Studierenden angehalten, die Interviews außerhalb ihres engeren Familienkreises zu führen. Dies wurde auch durchwegs eingehalten. Die Interviews kamen teiltranskribiert und/oder zusammengefasst zurück

Erreicht wurde ein breites Spektrum von Lebenskonstellationen und Berufen Südtiroler Männer. Unter den Befragten waren Landwirte, Studenten, Maurer, Pfleger, Angestellte, Technische Zeichner, Bauingenieure, Arbeiter, Elektrotechniker, Lastwagenfahrer, Vertreter, Qualitätsmanager, ein Chemischer Laborant, Ingenieure, Verwalter, Rentner, Bauschlosser, Bankangestellte, Elektriker, ein Biologe, Geometer, Lehrer (Musik-, Sport- und Berufsschullehrer), Tischler, Kellner, Eisenbahner, Fahrdienstleiter, Bauunternehmer, Kundendienstbetreuer, Automechaniker, Schlosser, Wissenschaftler, ein Abteilungsleiter im Milchhof, ein Kaufmann, ein Postamtsdirektor, ein Sekretär, Techniker, Lokführer, Montageleiter, Manager, Baggerfahrer, Jugendarbeiter, Sozialbetreuer, ein Koch, Metzger, ein Archäologe, Hydrauliker, Geschäftsführer, Maler, Hausmeister, Unternehmer, Sozialarbeiter, Erzieher, Technische Verkaufsberater, Bürgermeister.

Der Leitfaden des biografischen Interviews war in verschiedene Itembereiche eingeteilt. Kontroll- und Korrelationsdimensionen wurden eingebaut. Nach einer Einstiegsfrage zur gegenwärtigen Lebenssituation und Lebenszufriedenheit folgten die Fragen der einzelnen Itemgruppen.

Itemgruppe 1: Arbeit

- Was fehlt einem Mann, wenn er keine Arbeit hat?
- Können Sie sich vorstellen, Hausmann zu sein oder Erziehungsurlaub zu nehmen?
- Können Sie sich eine Frau als Vorgesetzte vorstellen?

- Wie ginge es Ihnen, wenn ein Jüngerer an Ihrer Stelle befördert werden würde?
- Welche Lebensziele hat ein Südtiroler Mann?“

Itemgruppe 2: Beziehung/Partnerschaft
- Was ist für Sie in einer Beziehung am wichtigsten?
- Wer soll die/der Stärkere in einer Partnerschaft sein?
- Haben Sie genug Zeit für Ihre Partnerin/Ihren Partner?
- Wofür wird die Zeit genutzt?
- Wofür sollte man sich in der Partnerschaft Zeit nehmen?
- Was ist das Schlimmste, was in einer Partnerschaft passieren kann?
- Was denken Sie über andere Beziehungsformen bzw. muss es die Ehe unbedingt geben?

Itemgruppe 3: Vaterschaft
- War/ist Ihr Vater ein Vorbild für Sie?
- Für welche Bereiche sollte der Mann/die Frau in der Kindererziehung zuständig sein?
- Haben Sie Ihren Vater weinen sehen?
- Dürfen Ihre Kinder Sie weinen sehen?

Itemgruppe 4: Arbeitsteilung der Geschlechter
- Welche Aufgaben im Haushalt und in der Familie rechnen Sie Männern zu, welche Frauen?
- Können Sie die Aussage „Die Mutter ist die Sorge, der Vater die Autorität“ unterschreiben?
- Nehmen Sie Stellung zu der Aussage „In jüngster Zeit wird berichtet, dass es vor allem Männer sind, die keine Kinder wollen“ – Stichwort „Zeugungsstreik“ (vgl. Dinklage, 2005). Welche Gründe hat diese Einstellung?

Itemgruppe 5: Mannsein
- Mit wem besprechen Sie persönliche Probleme?
- Sollen Männer in der sexuellen Beziehung den aktiveren Part spielen?
- Können Sie sich einen Sohn vorstellen, der homosexuell ist?

- Kann man zwischen männlichen und weiblichen Gefühlen unterscheiden?
- Welche Verantwortung hat man als Mann?
- Was ist für Sie ein Freund?

Itemgruppe 6: Öffentlichkeit/Politik
- Braucht es in der Politik starke Männer?
- Was bedeutet für Sie die Zugehörigkeit zu einem Verein?
- Wer sollte, wenn Arbeit knapp wird, bei der Vergabe von Arbeitsplätzen bevorzugt werden? Männer oder Frauen?
- Können Sie sich vorstellen, mit Migranten in einem Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft zu wohnen?

2.1.1 Arbeit

Bei den Antworten auf die Frage nach der Frau als Vorgesetzte lässt sich nicht nur bei den jüngeren, sondern auch bei den älteren Männern in der Mehrzahl ein Trend zu einer Kultur des Entgegenkommens feststellen, sei es nun aus strategischen Erwägungen oder aus Überzeugung. Im Mittelpunkt steht die moderne Auffassung, dass die Kompetenz und nicht das Geschlecht oder das Alter ausschlaggebend sein müssten. Betrachtet man Differenzierungen, so ist es eine Minderheit, die sich das nicht vorstellen kann, während bei den meisten deutlich wird, dass sie Bildungs- und Berufsaufstieg der Frauen akzeptieren und damit umgehen wollen oder müssen.

Werden also in diesen Fragen männliche Identitäts- und Besonderheitsaspekte kaum artikuliert, sieht das im Fragebereich nach der Arbeit und den Lebenszielen eines Südtiroler Mannes anders aus. Bei den Lebenszielen wird durchgängig die Ernährerrolle des Mannes (*breadwinner*) betont. Eine Familie zu gründen, ein Haus zu bauen, eine gewisse Karriere zu machen und ein Wohlstandsniveau zu erreichen bzw. zu halten, steht bei der überwiegenden Mehrheit der Männer im Mittelpunkt. Keine Arbeit zu haben, wird durchgängig – bis auf zwei Ausnahmen – negativ gesehen. An erster Stelle stehen dabei der Verlust des Einkommens (12 Nennungen), die Schwächung der Männerrolle (12 Nennungen) und der Verlust eines zentralen Lebensinhaltes

bzw. einer zentralen Lebensbasis (zehn Nennungen). Zählt man dazu, dass für einige der Befragten der Verlust der Arbeit vor allem eine Einbuße an Selbstbewusstsein bedeutet (acht Nennungen) und dass befürchtet wird, die gesellschaftliche Anerkennung zu verlieren (fünf Nennungen), dann zeigt sich hier recht deutlich, wie eng das Mannsein an die Arbeitsrolle gebunden ist. Auch andere, weniger oft genannte Statements wie Langeweile, Einschränkung, fehlende Herausforderung und Verlust des Gebrauchtwerdens weisen darauf hin, dass sich das Gros der Männer keine Alternative zur Erwerbsarbeitsrolle vorstellen kann.

Aufschlussreich sind die Differenzierungen zur Frage nach der Bereitschaft Elternzeit zu nutzen bzw. die Rolle als Hausmann zu übernehmen. Von den 57 Aussagen können 13 – also ein gutes Viertel – den uneingeschränkten Befürwortern zugerechnet werden. Sie können nach der Typologie der deutschen Repräsentativstudie (2009) als moderne Männer gelten. 22 Nennungen hingegen lehnen diese Vorstellung ab, wobei die Ablehnung entweder mit der Tradition oder der Arbeitsrolle des Mannes bzw. der naturgegebenen und gewachsenen Erziehungsfähigkeit der Frauen begründet wird. So sagt ein 50-jähriger Landwirt:

> Hausmann spiele ich eher selten, weil meine Frau ja immer im Haus ist und dort alles erledigt. Ich koche zwar gerne, zum Beispiel Wild, und dann lade ich meine Jagdkollegen ein, aber Abspülen und Saubermachen, das überlasse ich dann gerne meiner Frau. Ich bin nicht der Typ für einen Hausmann, ich arbeite lieber zwölf Stunden auf den Feldern als im Haus zu sein.

Ein 52-jähriger höherer Angestellter sagt: „Nein, meine Frau soll zu Hause bleiben und ich arbeite den ganzen Tag, so wie es sich gehört. Erziehungsurlaub? Gibt es das auch für Männer? Nein, ich glaube, so etwas würde ich nicht machen.“ Ein 55-jähriger Labortechniker meint, dass er seiner Frau gerne bei den Hausarbeiten und der Kindererziehung helfe und sie unterstütze, er könne sich jedoch nicht vorstellen, Hausmann zu sein. Er sei sich mit seiner Frau einig gewesen, dass sie bei den Kindern bleibe oder Teilzeitarbeit mache. Das sind exemplarische Aussagen. Gleichzeitig gibt es aber eine große Gruppe älterer Männer (22 Nennungen), die sich Elternzeit oder

das Hausmanndasein durchaus vorstellen kann, daran aber Bedingungen knüpft oder dieser Perspektive in der Wirklichkeit Grenzen gesetzt sieht. So können sich einige (fünf Nennungen) das Zuhausebleiben nur vorstellen, wenn die Partnerin mehr verdient. Auffällig häufig (zehn Nennungen) wird geantwortet, dass man sich das heute schon vorstellen könne, früher wäre so etwas undenkbar. Drei Befragte können sich das Hausmannsein für eine kurze Zeit vorstellen. Andere verweisen auf die Ernährerrolle des Mannes und einer darauf, dass Hausarbeit „undankbar" sei und nicht angesehen. In den meisten dieser Aussagen zeigt sich sehr deutlich die Generationsdiskrepanz.

Bei den Aussagen der jüngeren Männer zu Elternzeit und Hausmanndasein ist der Unterschied zur älteren Männergeneration überraschenderweise gar nicht so groß. Fast ein Drittel der Befragten (22 Nennungen) kann sich das Zuhausesein uneingeschränkt vorstellen. Eine gleich große Gruppe (ebenfalls 22 Nennungen) kann es sich nicht vorstellen. Die Begründungen dafür sind sehr unterschiedlich. Die meisten Befragten (17 Nennungen) gaben an, dass die Mutter für sie die mehr oder minder natürliche Bezugsperson für kleine Kinder sei und Kinder im frühen Lebensalter vor allem die Mutter bräuchten. So sagt ein 28-jähriger Bankangestellter: „Ich bewundere die Männer, die diesen Mut aufbringen. Ich glaube aber, dass kleine Kinder mehr noch die Mutter brauchen und an der Mutter hängen. Ich wüsste nicht, ob ich dazu bereit wäre." Ein 27-jähriger Maurer meint: „Nein, das könnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, denn ich finde, dass die Frau zu Hause bleiben sollte. Ich würde mich aber trotzdem an der Erziehung beteiligen." Ein 26-jähriger Bankangestellter kann sich nicht vorstellen, Hausmann zu sein. Er glaubt, er würde den ganzen Tag in den eigenen vier Wänden nicht überstehen. Gut vorstellen könne er sich jedoch, Erziehungsurlaub zu nehmen, um die Entwicklung des eigenen Kindes besser miterleben zu können. Allerdings meint er, dass dieser Bereich eigentlich Aufgabe der Frau sei. Ein 22-jähriger Student vertritt ebenfalls die Meinung, dass Haushalt und Kinderbetreuung in den Aufgabenbereich der Frau fallen und das Geldverdienen, d. h. die Arbeit, Angelegenheit des Mannes sei. Er habe jedoch nichts dagegen, wenn eine Frau Karriere machen will. Ein 38-jähriger Elektriker

wäre vielleicht kurze Zeit zum Hausmanndasein bereit, aber nicht für länger. Er glaubt, dass Frauen einfach geeigneter für diese Aufgabe seien. Er bewundert sie dafür, denn für ihn sei es schon schwierig, einen ganzen Tag lang auf seinen sehr lebhaften Sohn aufzupassen.

Neben dieser Zuschreibung der Erziehungstätigkeit an die Frau schwingen bei den Männern vor allem auch Anerkennungsfragen mit, beispielsweise die Sorge, der Einzige in der Gemeinde zu sein oder die Furcht vor Hänseleien durch Kollegen.

Ein weiteres Drittel der jungen Männer ist unentschieden. Diese Gruppe würde die Möglichkeit zur Elternzeit gerne nutzen, scheitert aber an der finanziellen Situation, da der Mann mehr verdient als die Frau (sechs Nennungen). Einige Männer wollen nur vorübergehend einspringen; einer glaubt, als Arbeitnehmer in der Privatwirtschaft dazu keine Möglichkeit zu haben; ein anderer fürchtet, seine sozialen Kontakte zu verlieren. Es ist also jene Gruppe von Männern, die im Erziehungsalter präsenter und gern stärker an der Erziehung beteiligt wäre, der gerade diese Teilhabe aus mehreren Gründen verwehrt scheint. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Rationalisierungsargument eines Mannes, der sagt, dass er einige Männer kenne, die nur pro forma Erziehungsurlaub nähmen und sich dann zu Hause statt mit dem Kind mit notwendige Reparatur- und Renovierungsarbeiten beschäftigen würden.

Insgesamt zeigt sich bei den jüngeren Männern eine deutliche Dreiteilung in die von der deutschen Repräsentativstudie (2009) festgestellten Männertypen: Der Gruppe der modernen Männer steht die der teiltraditionellen gegenüber, in der Mitte gibt es ein Segment suchender, balancierender und in gewissem Sinne auch unsicherer Männer, bei denen Wunsch und Wirklichkeit immer wieder auseinandergehen.

Dass die Männer, die Erziehungsurlaub für sich ablehnen, als teiltraditionell und nicht als traditionell bezeichnet werden können, hängt damit zusammen, dass sie gleichzeitig bei den Fragen nach einer Frau als Vorgesetzten und der Bevorzugung Jüngerer in der Mehrheit modern-rationale Einstellungen haben und durchaus eine Kultur des Entgegenkommens leben.

Bei den Fragen zu den Lebenszielen und zur Bedeutung der Arbeit unterscheiden sich die jüngeren Männer nicht wesentlich von den älteren. Die Gründung einer Familie, Hausbau und beruflicher Erfolg – bei vielen auch ein schönes Auto – stehen bei den Lebenszielen an erster Stelle. Das heißt, dass bei den jungen Männern die Auffassung von der Ernährerrolle des Mannes als Organisator der familialen Umwelt ebenfalls präsent ist. Nur einer der Befragten sieht sein Lebensziel darin, die ethnische und sprachliche Pluralität Südtirols als Chance für sich zu sehen. Auch bei der Frage nach der Bedeutung der Arbeit weichen die jungen Männer nicht signifikant von den älteren ab. Die Auffassung, dass der Verlust von Arbeit Verlust von Einkommen und Geld bedeutet, ist bei ihnen sogar noch ausgeprägter (19 Nennungen). An zweiter Stelle der Nennungen steht die Meinung, dass die Erwerbsarbeit für Männer eine Beschäftigung ist, für die es keinen alternativen Ersatz gibt (13 Nennungen). Abgerundet wird das Bild von den Auffassungen, dass die Arbeit zentral für das Selbstwertgefühl (sieben Nennungen) und eng mit der Männerrolle verbunden ist (acht Nennungen), der Selbstverwirklichung des Mannes dient (vier Nennungen), die ihm Bestätigung (vier Nennungen) und Unabhängigkeit (drei Nennungen) gewährleistet.

Damit lässt sich im Generationenvergleich einerseits eine gewisse Resistenz der Erwerbszentrierung der Männerrolle feststellen und andererseits eine sichtbare Entwicklung zu einer Kultur des Entgegenkommens im Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Dies ist gleichzeitig durchmischt von echten Lernerfahrungen und strategischen Überlegungen.

2.1.2 Beziehung/Partnerschaft

Die Hälfte der befragten älteren Männer gab an, sie hätten in ihrem bisherigen Leben zu wenig Zeit für ihre Partnerin gehabt. Einige davon meinten, dass sie jetzt im Ruhestand – im Gegensatz zum Arbeitsleben – wieder mehr Zeit für ihre Frau hätten. So sagt ein Mann:

> Zeit für die Partnerin hat man immer zu wenig. Aber es geht phasenweise: Manchmal steckt man stärker im Beruf, manchmal weniger. Natürlich hätte man sich mehr Zeit nehmen müssen. Aber das haben die verschiedensten Gründe nicht zugelassen. Man hat gemeinsam etwas aufgebaut und das nötige Geld dafür

> gebraucht, dann ist die Arbeit vorgegangen. Es wird wohl die Zeit kommen, wo es ein bisschen ruhiger wird.

Es ist immer wieder die Arbeit, die die Zeit der Männer aufbraucht: „Ehrlich gesagt finde ich, dass ich manchmal schon mehr Zeit mit meinen Apfelbäumen verbringe als mit meiner Frau. Ich versuche dann meist am Wochenende die ‚verlorene' Zeit wieder aufzuholen. Samstag, Sonntag stehen die Familie und die gemeinsame Zeit im Vordergrund." Wie schwierig die Vereinbarkeit von Arbeitszeit und Zeit für die Partnerin ist, schildert ein anderer älterer Interviewter, der beruflich oft einige Tage unterwegs ist und nicht genügend Zeit für seine Partnerin findet. Seine Partnerin bemängelt dies oft und glaubt, dass ihm seine Arbeit wichtiger sei als sie. Der Interviewte sagt, dass er sich eigentlich immer, wenn es ginge, Zeit für seine Partnerin nähme. Allerdings sei es nicht immer leicht, denn am Abend hätte er oft auch andere Verpflichtungen, wie die Vereine, denen er angehört. Darüber hinaus hätten sie auch wegen der Kinder, die lange Zeit im Vordergrund standen, wenig Zeit füreinander gefunden. Nachdem die Kinder nun älter sind, würden er und seine Frau wieder mehr Zeit mit gemeinsamen Hobbys verbringen. Beide fahren gerne Fahrrad oder gehen in den Bergen wandern. Auffällig ist, dass die meisten Interviewten die gemeinsame Zeit mit der Partnerin auf den Aspekt fokussieren, dass man etwas miteinander unternimmt. Nur drei Befragte gaben an, dass die Partnerin auch ihre Probleme mit dem Mann besprechen könnte. Selbst die älteren Männer, die angeben, genug Zeit für ihre Partnerin zu haben – immerhin ein Fünftel der Befragten –, stellen in der Regel die gemeinsamen Unternehmungen in den Vordergrund, von Gesprächen über die Probleme der Frau ist kaum die Rede. Dass sich die Anteile nicht auf hundert Prozent summieren, liegt daran, dass nicht alle der Interviewten auf diese Fragen eingegangen sind. Abgerundet wird das Bild, wenn man die Einlassungen auf die Frage, wer der Stärkere in einer Partnerschaft sein sollte, aufschlüsselt. Ein Drittel der Befragten gab an, dass die Stärken gleich verteilt sein sollten. Das hat sich bei manchen in einer längeren Partner- und Ehezeit so eingespielt. Interessant ist, dass ein Viertel der Befragten angibt, dass die Frau die Stärkere in der Partnerschaft sein soll oder ist. Ein wesentlich geringerer Anteil (acht

Nennungen) plädiert für den Mann als den Stärkeren in der Beziehung, wobei hier wieder die Auffassung von der Rolle des Mannes als Ernährer im Vordergrund steht. Die Einstellung, dass die Frau die Stärkere in der Beziehung ist oder sein soll, steht dem aber nicht entgegen. Vor allem werden die psychischen und emotionalen Stärken der Frau hervorgehoben, die ja schließlich dem Mann zugutekommen. So meint einer der Interviewten, dass die Frau meist die Stärkere sei, weil sie psychisch mehr aushalte als der Mann. Das sähe man auch bei den Selbstmordraten, die bei den Männern höher seien als bei den Frauen. Allerdings sei die Belastung der Frau durch Berufstätigkeit und Haushalt stark angestiegen. Wenn Männer Kinder bekommen müssten, wäre die Menschheit schon ausgestorben. Von Natur aus können Frauen besser mit Schmerzen und psychischen Druck umgehen als Männer. Ein anderer sagt mit großer Überzeugung, dass die Frauen stärker seien: „Ich glaube, die Frauen sind in der Partnerschaft immer die Stärkeren. Sie sorgen für die nötige Wärme und Zuneigung und sie halten vor allem die Familie zusammen. Die Mutter ist ja bekanntlich immer das Herz der Familie.“ Ein anderer Interviewter meint:

> Nach außen bin ich der Stärkere. Nach innen ist die Frau die Stärkere. Ich habe gar nichts dagegen, wenn die Frauen die Stärkeren sind. Die Frau soll in der Partnerschaft die Stärkere sein, weil sie immer das durchsetzt, was sie will. In einer Partnerschaft müssen aber auch die verschiedenen Themen berücksichtigt werden. Wenn es um das Finanzielle geht, so haben dies oft die Männer in der Hand. Die Frau hat hingegen in der Erziehung und im Haushalt das Sagen. Zu 90 % bestimmen die Frauen in der Beziehung.

Wie Partnerschaft bei höherer Arbeitsbelastung des Mannes gelebt wird, zeigt folgende Schilderung eines älteren Mannes: Wenn er abends nach Hause komme, oft sehr spät, liege seine Frau meist schon im Bett; sie stehe jedoch morgens mit ihm auf und mache Frühstück. Beim Essen besprächen sie, was jeder am vorigen Tag gemacht habe. Ansonsten würden sie bei wichtigen Fragen sehr oft telefonieren oder gingen, wenn er frei habe und die Kinder in der Schule seien, gemeinsam essen. Einen Stärkeren in der Beziehung gebe es nicht, sagt er.

Bei den jüngeren Interviewten, die auf die Beziehungsfragen eingegangen sind, fällt auf, dass der größere Teil betont, genug Zeit für die Partnerin zu haben (20 Nennungen, im Vergleich zu 17 Nennungen von „zu wenig Zeit"). Man muss allerdings berücksichtigen, dass rund die Hälfte der Befragten, die angab, genug Zeit für eine Partnerin zu haben, noch in keiner festen und verbindlichen Partnerschaft lebt und es sich also eher um eine Wunschangabe handelt. Auch bei diesen Männern stehen die gemeinsamen Aktivitäten im Vordergrund. Auf mögliche Probleme der Partnerin wird nicht eingegangen. Selten wird überlegt, ob die Frau der Aussage „Mein Partner hat genug Zeit für mich" zustimmt. Manchmal kommt das zum Vorschein. Die Frage, ob der Interviewte genug Zeit für seine Freundin hat, beantwortet er mit Ja. Er finde schon, dass er genug Zeit für seine Partnerin habe, auch wenn er viel arbeite. Er sehe sie durchschnittlich zweimal in der Woche und finde das ausreichend, auch wenn seine Freundin nicht immer der gleichen Meinung sei und finde, dass sie manchmal durchaus mehr Zeit miteinander verbringen könnten. Er verweist darauf, dass sie auch einen relativ vollen Terminkalender habe, weshalb man sich vielleicht gar nicht öfter sehen könne. Trotzdem versuche er so oft wie möglich zu seiner Freundin zu fahren und mit ihr Zeit zu verbringen.

Auffällig ist, dass wesentlich mehr jüngere interviewte Männer bejahen, dass der Mann der Stärkere in der Partnerschaft sein soll. Hier verdichtet sich das Drittel, das auf die Ernährerrolle des Mannes besteht, und es kommt die Beschützerrolle hinzu. Ein Befragter meint: „Wer soll der Stärkere in einer Partnerschaft sein? Der Mann. Ich glaube, dass der Großteil der Frauen sich eine starke Schulter zum Anlehnen wünscht, nicht nur körperlich, sondern auch mental." Ein anderer sagt: „Der Mann sollte der Stärkere sein, die Frau sollte sich von ihm beschützt fühlen können." Eine weitere Antwort lautet: „Die Frauen brauchen auch eine starke Schulter, an die sie sich lehnen können, oder?" Derselbe Mann sagt dann: „Ich bin froh, dass ich mit meiner Freundin alles besprechen kann und dass sie mich immer wieder aufbaut, wenn ich gerade down bin […] In einer Partnerschaft kann man sich optimal ergänzen, keiner sollte den anderen bevormunden." Diese Aussage führt zu einer weiteren Antwortgruppe, die Partner und Partnerin zwar als gleich

stark sieht, dies aber eher als Ergänzungspartnerschaft deutet: Die Männer sollten stark sein, indem sie der Familie finanzielle Sicherheit geben, während die Frauen emotionale und psychische Stärke ausstrahlen sollten. Ein anderer meint, dass sich auch in einer gleichberechtigten Beziehung immer ein stärkerer Partner herausbilden würde, der die Fäden der Beziehung ein wenig in die Hand nimmt und lenkt. Er erklärt, dass man meist davon ausginge, dass der Mann die Fäden in der Hand hielte. Doch seiner Ansicht nach sei die Frau sehr oft die Stärkere und das falsche Bild des starken Mannes komme in der Öffentlichkeit nur deshalb zustande, weil es die Bevölkerung so sehen wolle. Auch ein anderer Interviewpartner denkt, dass es immer einen in der Beziehung geben wird, der sich etwas öfter durchsetzt als der Partner. Er meint, dass es von Beziehung zu Beziehung unterschiedlich sei, wer der Stärkere ist und das findet er gut so. In einigen Beziehungen habe die Frau das letzte Wort, in anderen der Mann. Das hält er für ganz natürlich. Allerdings dürfe es seiner Meinung nach nicht so sein, dass die Macht des einen Partners den anderen unterdrückt, d. h. es auf Kosten des Partners geht. Ideal wäre die Zusammenarbeit beider Partner, die Rücksicht nehmen und auf die Bedürfnisse des anderen achten.

Diese Tendenz der respektierten und reflektierten Gleichheit ist von den Nennungen her genauso hoch wie der Anteil derer, die entweder den Mann als den Stärkeren in der Beziehung sehen oder in ihrer Gleichheitsinterpretation geschlechtstypische Stärken aufleben lassen. Im Fazit zu diesen Items fällt auf, dass sich in der reflektierten Gleichheit ältere und jüngere Männer von den Anteilen her kaum unterscheiden. Vielleicht ist es bei den Älteren auf Erfahrung, bei den Jüngeren auf das öffentlich propagierte neue Verhältnis von Mann und Frau zurückzuführen. Interessant ist, dass die älteren Männer den Frauen eine wesentlich stärkere Position in der Beziehung einräumen als den Männern. Dies ist sicherlich das Ergebnis der langjährigen Erfahrungen mit Ehe/Partnerschaft. Bei den jüngeren Männern, die die Frau nicht als Stärkere in der Partnerschaft sehen, könnte man annehmen, dass ihre Aussage Ausdruck einer verunsicherten Männlichkeit ist und sie deshalb auf der stärkeren Position des Männlichen insistieren müssen.

2.1.3 Vaterschaft

Sowohl für die überwiegende Mehrzahl der jüngeren (41 Nennungen) als auch der älteren Väter (46 Nennungen) war der eigene Vater ein Vorbild. Bei den älteren Männern durchgängiger als bei den jüngeren, die häufiger mit „teils, teils“ antworten. So sagt ein jüngerer Mann:

> Ja, ich habe ganz viel von meinem Vater gelernt und ich tue das immer noch. Je älter man wird, desto mehr sieht man auch Sachen, die einem als Kind nicht auffallen und die man nicht mitbekommt. Nicht so fein war oder ist allerdings, dass mein Vater ein sehr engagierter Mann ist und deshalb immer wenig Zeit für uns, also für mich und meine Schwester, hatte. Wir haben ihn als Kinder nicht so oft gesehen. Aber die kurze Zeit – die Wochenenden –, die er da war, da war er ganz da. Und das ist für mich das Wichtige. Auch wenn der Vater viel zu Hause ist, wie auf dem Hof, dann ist noch lange nicht gesagt, dass er für die Familie da ist … auch eine Stunde kann intensiv genutzt werden.

Hier stellt sich natürlich die Frage, welche Seiten der Mann von seinem Vater in dieser kurzen, intensiven Zeit mitbekommen hat, da er ihn nicht im Alltag erlebt hat. Ein junger Mann bringt seine Differenzierung auf folgenden Nenner:

> Mein Vater ist hinsichtlich der erbrachten Leistungen für die Familie ein Vorbild für mich. Also für die Leistungen rein finanzieller und materieller Natur. Was die Gefühle anbelangt, allerdings nicht. Auch was das Verständnis, die Zuneigung und das Zuhören können betrifft, kann ich meinen Vater nicht als Vorbild bezeichnen.

Dies ist eine Aussage, die man einige Male findet. Ein anderer Mann sieht in seinem Vater in beruflicher Sicht ein Vorbild. So sagt er: „Er hat es zu viel gebracht, obwohl er aus kleinen Verhältnissen kommt.“ Sein Vater war ein Bauernsohn, der in der Kindheit viel arbeiten und auf viel verzichten musste. Dass er in der Kindheit Arbeitserfahrung gesammelt hat, hat sicher dazu beigetragen, früh an die berufliche Zukunft zu denken. In privater Hinsicht – so meint der Mann – sei ihm sein Vater kein Vorbild, da er in der Familie, durch die viele Arbeit, wenig präsent war und die Kinder

vernachlässigt habe. Der Interviewte ist das erstgeborene Kind der Familie. Er wurde streng erzogen und erhielt erst spät Freiräume. Ein anderer meint, dass sein Vater für ihn ein Vorbild sei, da er ihm von Kindesbeinen an alles gezeigt habe, was für ihn wichtig sei. Er könne sich gut mit seinem Vater identifizieren. Ein weiterer äußert sich ähnlich. So sagt er, dass sein Vater deshalb für ihn ein Vorbild sei, weil er die Kinder gut erzogen habe und aus allen etwas geworden sei. Er habe sein eigenes Haus gebaut, eine Familie mit drei Kindern gegründet und alle ausreichend versorgt. Hier wird auf den Vater als Ernährer verwiesen, was wiederum Einfluss auf die eigene Einstellung zum Mannsein hat. Ein anderer rekurriert auf den Respekt, den er seinem Vater gegenüber erworben hat. Man kann gerade bei den jüngeren Männern durchaus davon sprechen, dass sich das väterliche Vorbild bei jedem Dritten spaltet und sich hier eine relativ eindeutige Geschlechtsspezifität widerspiegelt: Vorbild in der männlichen und beruflichen Rolle, aber nicht in der emotionalen Rolle bzw. in der Zuwendung zum Kind.
Auch bei der Frage, für was der Mann/die Frau in der Kindererziehung zuständig sein sollte, fällt auf, dass sich die jüngeren Männer nur wenig von den älteren unterscheiden. Dass die Frau vor allem in der frühen Kindheit für die Erziehung der Kinder – für eine „Grunderziehung“, wie es ein Mann bezeichnete – zuständig sein sollte, wird bei den älteren Männern mit 31 und bei den jüngeren mit 27 eindeutigen Nennungen belegt. So meint ein älterer Mann:

> Bestimmte Sachen kann ich als Mann bei der Kindererziehung nie so machen wie die Frau. Dafür bin ich von Natur aus nicht geschaffen. In der Familie drinnen ist die Frau besser. Nach außen, wenn es heißt, Kontakt mit der Umgebung aufnehmen, dann braucht es mehr den Vater. Mit meinen Kindern treibe ich am liebsten Sport, auch in organisierten Bereichen. Und ansonsten so gesellschaftliche Sachen wie Spiele spielen; wenn es die Zeit erlaubt, tue ich es gerne. Sonst erledige ich mit ihnen schon auch gerne Arbeiten, Gartenarbeit oder so etwas.

Ein anderer meint:

> Bei uns hat sich die Frau immer eher um das körperliche Wohl der Kinder gekümmert. Sie hat sie versorgt und gepflegt. Ich habe weniger Zeit mit den Kin-

> dern verbracht, also nicht so viel Freizeit im klassischen Sinn. Ich habe sie oft mit zur Arbeit genommen, d. h. aufs Feld, und ihnen vieles erklärt und gezeigt. Bei uns hat schon eher die Frau die Kinder erzogen.

Ein weiterer Befragter äußerst sich so:

> Es ist einmal wichtig, dass Mann und Frau sich bei der Kindererziehung einig sind. Dass nicht ein Partner so handelt und der andere anders. Daraus entstehen nur Konflikte, besser gesagt interne Konflikte in der Familie. Die Frau sollte den Kindern bei den Aufgaben helfen oder besser gesagt, bei der Schule dahinter sein. Der Mann verbringt mit den Kindern mehr die Freizeit.

Immerhin erzählt gut ein Drittel der älteren Männer, dass in der Erziehung die Aufgaben gleich verteilt sind. Bei näherem Hinhören erfährt man aber, dass die Hälfte dieser Männer einen bestimmten aktiven Part bevorzugt: sportliche Aktivitäten, Hobbys, Spielen, Skifahren, Radfahren, Schwimmen usw. Auch Kontrolle und Respekt zu vermitteln, werden als Aspekte angesehen, die den Erziehungspart des Mannes betreffen. Hier schwanken die Aussagen der Männer. Ein Beispiel: Nach Meinung eines Interviewten sollten eigentlich beide Elternteile die Aufgaben der Kindererziehung gerecht teilen; sie sollten gemeinsam für alle Bereiche zuständig sein. Er beobachtet jedoch in seiner eigenen Beziehung, dass jeder Partner einfach bestimmte Teilbereiche der Erziehung übernimmt. Nicht weil er dazu gezwungen würde, sondern weil ihm dieses Gebiet einfach besser liege bzw. er sich mehr dafür verantwortlich fühle. So glaubt er, dass Frauen eher Grenzen setzen würden als Männer (z. B. beim Zubettgehen der Kinder, d. h., wie lange sie aufbleiben dürfen). Die Männer hingegen spielen eher mit den Kindern. Er fände es aber besser, wenn die Aufgaben so aufgeteilt wären, dass beide für alle Bereiche zuständig wären. Da dies seiner Meinung nach nicht möglich ist, sei es ihm wichtig, dass sich beide Partner gut bei der Aufgabenverteilung ergänzen. Er gehe mit seinen Kindern am liebsten Wandern oder auf den Berg. Ein anderer Mann sagt:

> Beide Eltern sollten für die Kindererziehung zuständig sein. Vielleicht gibt es eher Unterschiede, die vom Geschlecht der Kinder abhängen. Wenn es ein Bub ist, ist

> der Mann dafür zuständig, dem Sohn Männeraufgaben beizubringen. Er wird ihm mehr im technischen Bereich etwas beibringen. Bei einem Mädchen hingegen wird die Mutter der Tochter Frauensachen beibringen oder mit ihr eher mädchenhafte Aktivitäten unternehmen.

Wieder ein anderer – und diese Auffassung findet man mehrere Male – meint, dass wichtige Entscheidungen zur Erziehung zusammen getroffen werden müssen, allerdings sei der Mann derjenige, der kontinuierlich und zeitlich extensiv zur Arbeit gehe und die Frau die meiste Zeit mit den Kindern verbringe.
Bei den jüngeren Männern fällt auf, dass sie gerne mehr emotionale Erziehungsarbeit leisten würden, die ihnen aber verwehrt wird. Einer der Befragten erklärt:

> Auch bei der Kindererziehung sollte es ganz ausgeglichen sein. Mit Erschrecken muss ich feststellen, dass ganz viel Erziehungsarbeit bei den Müttern liegt. Das sehe ich durch mein Arbeitsfeld. Zu 90 %, das ist einfach Realität in Südtirol, liegt die Erziehungsarbeit nicht bei den Vätern, bei den Elternabenden kommen auch immer die Mütter. Und das finde ich ganz schade, weil einfach ein wichtiger Aspekt fehlt. Ich hoffe, dass das nach und nach besser wird. Aber momentan sind wir noch in den Kinderschuhen.

Eine weitere Meinung ist:

> Natürlich sollten sich beide um das Kind kümmern. Bei uns ist es aber so, dass meine Freundin mehr Zeit mit dem Kleinen verbringt, da sie ja zu Hause ist. Sie kümmert sich also auch viel um seine Grundbedürfnisse. Ich bringe, wie man so sagt, das Geld nach Hause und sichere uns finanziell ab. In meiner Freizeit verbringe ich gerne und viel Zeit mit dem Kind.

Allerdings findet man auch unter den jüngeren Vätern viele (ein Drittel), die die Kindererziehung relativ deutlich der Frau zuweisen. So sagt einer: „Die Mutter ist immer da, für die täglichen Freuden und Sorgen. Sie kennt die Kinder dann auch besser.“ Wenn er am Wochenende zu Hause sei, versuche er meist, die verlorene Zeit durch Qualität wettzumachen, sprich tolle

Sachen mit den Kindern zu unternehmen. Nach der Meinung eines anderen Interviewten sollte der Mann in der Kindererziehung etwas im Hintergrund stehen. Er sollte den Kindern zwar zeigen, dass sie Respekt vor den Eltern und anderen Personen haben sollen, aber für die „richtige Erziehung" sollte die Frau zuständig sein. Ein Drittel schließlich vertrat die Ansicht:

> Der Mann sollte dem Kind die männliche Seite zeigen, um ihm auch Halt zu geben. Die Frau muss die Hauptakteurin der Kindererziehung sein. Der Mann soll sicherlich auch eine wichtige Rolle spielen, keine Nebenrolle. Dennoch spielt die Frau die Hauptrolle in der Erziehung. Eine Mutter hat meist einen näheren Bezug zum Kind. Mutterliebe ist etwas anderes als Vaterliebe.

Aber auch bei dem (gleichen) Teil der jüngeren Männer, der die Erziehungsaufgabe deutlich als Gemeinschaftsprojekt thematisiert, ergibt sich bei näherem Hinhören bei jeder dritten Antwort eine Einschränkung. So wird bei den männlichen Erziehungsaufgaben weniger die alltägliche, emotionale Erziehungsarbeit gesehen. Im Vordergrund stehen bestimmte Unternehmungen bzw. Aktivitäten wie Fußball spielen, Sport, Ausflüge oder „die Welt zeigen", aber auch der Kontrollaspekt taucht hier auf.

2.1.4 Arbeitsteilung der Geschlechter

In diesem Itembereich sollten die Interviewten zu folgendem Satz Stellung nehmen: „In jüngster Zeit wird berichtet, dass es vor allem Männer sind, die keine Kinder wollen (Zeugungsstreik). Welche Gründe könnte man dafür annehmen? Diese Frage kann auch als Kontrollfrage für die Einstellung zum Mannsein gelten.

Zwischen den älteren und den jüngeren Befragten gibt es in diesem Bereich nicht nur Unterschiede, sondern auch Gemeinsamkeiten. Bei zwei Dritteln der älteren Befragten überwiegt bei der Arbeitsteilung der Geschlechter die traditionelle Aufteilung: Die Frauen sind für den Haushalt und die Erziehung zuständig, die Männer für die finanzielle Absicherung und die technischen Arbeiten im Haushalt. Nur in vier Nennungen wird darauf hingewiesen, dass man den Frauen zwar die Arbeit im Haushalt überlässt, aber an der Kindererziehung beteiligt sein möchte. Sonst fallen innere Hausarbeit und

Kindererziehung zusammen. Das Modell der Arbeitsteilung beschreibt ein interviewter Mann so: „Den Haushalt und das Kochen sollte die Frau übernehmen. Der Mann ist für die Arbeiten im Garten zuständig bzw. für die im Haus anfallenden Reparaturen. Auch Müllentsorgung und Holzverarbeitung fallen in den Aufgabenbereich der Männer." Eine weitere typische Aussage:

> Grundsätzlich können beide Geschlechter gleichermaßen zum Haushalt und zur Familie beitragen. Natürlich gibt es dann aber spezielle Aufgaben, die meist entweder den Frauen oder den Männern zugeteilt werden. Waschen, Bügeln und Putzen sind eher Frauenarbeiten, Arbeiten, die Kraft erfordern – zum Beispiel Holz hacken, Rasen mähen, kleinere Reparaturarbeiten –, sind eher Männerarbeiten. Ich bin aber stolz darauf, dass meine Frau alle diese Dinge auch kann und dass ich auch im Haushalt mithelfe.

Dieses Mithelfen wird von einer kleinen Gruppe der befragten älteren Männer (sechs Nennungen) ausdrücklich betont, wobei aber – wie in diesem Zitat – die traditionelle Arbeitsteilung als festes Grundmuster bleibt. Die Aussage, dass in der Familie der Mann die Rahmenbedingungen schaffen und für die Existenz der Familie zuständig sein sollte, dass er dafür zu sorgen hat, dass die Frau zu Hause bleiben kann, d. h., dass er schauen muss, recht gut zu verdienen, zieht sich durch die Aussagen, die die traditionelle Arbeitsteilung bejahen. Die Frau hingegen ist für den Haushalt und die Erziehung der Kinder verantwortlich. Die Selbstverständlichkeit, mit der der innere Haushalt der Frau zugerechnet wird, kommt auch in folgender Aussage zum Ausdruck: „Die Frau ist für leichtere Aufgaben wie Kochen, Waschen und Bügeln zuständig. Der Mann übernimmt folglich schwerere Aufgaben, mit denen eine Frau überfordert ist. Allerdings muss ich sagen, dass meine Frau eine Ausnahme ist – sie macht alles. Sie schuftet." Bei denen, die an der Kindererziehung teilhaben wollen, gibt es Aussagen wie diese: „Man sollte sich die Aufgaben teilen. Aber der Mann ist eher für Reparaturen zuständig und die Frau für das Einkaufen und den Haushalt. Die Kindererziehung sollte gemeinsam gemacht werden." Nicht nur die haushaltstechnische, sondern auch die emotionale Belastbarkeit der Frau wird in

der Tendenz der Aussagen implizit bzw. in einer Aussage explizit vorausgesetzt:

> Die Männer haben die Aufgabe, bei der Gartengestaltung mitzuhelfen, die Instandhaltung des Hauses zu gewährleisten und alles Technische im Haushalt zu machen. In der Familie ist der Mann für die Miterziehung der Kinder verantwortlich, des Weiteren für die Freizeitgestaltung (Familienausflüge) und für das Finanzielle. Die Frau ist für den gesamten Haushalt zuständig – Kochen, Bügeln, Waschen. Einfach alles. In der Familie kümmert sie sich um die Erziehung und Bildung der Kinder und übernimmt auch die Trostfunktion für Kinder und Mann.

Bei den jüngeren Männern ist es immer noch fast die Hälfte der Befragten (30 Nennungen), die von der traditionellen Arbeitsteilung in der Familie ausgeht. Ein Viertel gibt an, dass die Aufgaben in der Familie gleich verteilt und nicht geschlechtsspezifisch getrennt sind. Ein Fünftel der Befragten legt ausdrücklich Wert auf die Feststellung, in allen Bereichen mitzuhelfen. Allerdings kommt bei diesen beiden letztgenannten Gruppen ab und zu die Einschränkung oder Präzisierung, dass sich die Arbeitsteilung nach den jeweiligen Einstellungen und Fähigkeiten der Partner richten sollte.
Beim Festhalten an der traditionellen Arbeitsteilung taucht des Öfteren der Verweis auf die Beanspruchung des Mannes durch den Beruf auf. Trotz dieser Aussagen erklären die jüngeren Männern öfter als die älteren, dass sie bei der Kindererziehung mit dabei sein möchten. Ein Interviewter, der sich für die traditionelle Arbeitsteilung ausspricht, erklärt, dass der Mann bei der Kindererziehung ebenfalls wichtig sei. Er habe für den nötigen Respekt zu sorgen, da die Kinder mehr Zeit mit der Mutter verbringen als mit dem Vater und ihr deshalb weniger gehorchen würden. Ein anderes Mal wird erwähnt, dass man sich – falls sich die Beanspruchung der Partner im Beruf ändern sollte, d. h., die Frau beispielsweise stärker berufstätig wäre – durchaus vorstellen könnte, auch Aufgaben im inneren Haushalt zu übernehmen. Diese Aussage zeigt, dass bei den jüngeren Männern der Bezug auf die berufliche Beanspruchung bei der Thematisierung der Arbeitsteilung in der Familie eine große Rolle spielt. Einer der Befragten erklärt, dass die Arbeitsteilung von Paar zu Paar verschieden sei, je nachdem, wie man es vereinbart

hätte. Er meint, er würde sich sicher nicht aufdrängen den Haushalt zu machen, wenn seine Frau dies gerne erledige. Wäre seine Frau jedoch nicht bereit, den Haushalt alleine zu erledigen, weil sie vielleicht gleich viel arbeite wie er und auch spät und müde nach Hause komme, dann müsste man eben einen Kompromiss finden. Ein anderer Interviewteilnehmer sagt: „Frauen sind für den Haushalt und die Kinder zuständig, Männer für die Hausinstandhaltung. Die Männer kümmern sich um das Haus und um Reparaturen, helfen der Frau aber auch bei der Kindererziehung." Ein traditionell eingestellter jüngerer Mann differenziert die Arbeitsteilung der Geschlechter wie folgt:

> Die Männer sollten innerhalb und außerhalb des Hauses folgende Aufgaben machen: Instandhaltung des Hauses, Sanierung, Gartenarbeiten, auf Sicherheitsmaßnahmen im Haus achten und Holz machen. Außerdem sollten die Männer einkaufen. In der Familie ist es wichtig, dass Männer den Zusammenhalt stärken und dass auch ein Spaßfaktor gegeben ist. Die Frauen sollten im Haus vor allem den Haushalt führen. In der Familie ist eine Frau von A bis Z zuständig. Das heißt für alles.

Dass jüngere Männer gerne kochen, auch wenn sie der Frau sonst den Haushalt überlassen, kommt in einigen Aussagen vor. So sieht ein Interviewter die Männer zuständig für Autowaschen, Rasenmähen und allgemeine Reparaturen im Haus, die Frauen für das Waschen und Aufräumen bzw. Putzen. Kochen sollten allerdings beide. Ein anderer Interviewter erklärt, dass jüngere Männer heute am Anfang der Partnerschaft gute Vorsätze hätten, die sich dann allerdings nicht realisieren ließen:

> Ja, am Anfang, wenn man noch keine Kinder hat, dann ist der Part sicher fünfzig zu fünfzig. Wenn zum Beispiel zu Hause geputzt wird, dann wechseln sich Frau und Mann ab. Das mit dem Kochen ist auch so und dass beide arbeiten gehen sollten. Wenn aber ein Kind im Anmarsch ist, bleibt die Frau zu Hause und der Mann geht arbeiten. Dann muss er versuchen, so viel wie möglich zu arbeiten, um Geld nach Hause zu bringen, damit es der Familie gut geht. Die Frau wird den Part Haushalt stärker übernehmen und der Mann mehr arbeiten.

Dieser Prozess des schleichenden Rückfalls in die traditionelle Rollenaufteilung, trotz des Wunsches nach gleicher Aufteilung der Aufgaben in Haushalt und Familie, schildert einer der Interviewten sehr differenziert: Er denkt, dass alles, was mit Technik zusammenhinge, automatisch der Mann übernehme (z. B. Reparaturen). Auch die finanziellen Dinge seien eher Männersache. Selbst wenn es um ein Bügeleisen ginge, kaufe es der Mann. Seiner Ansicht nach würde in vielen Familien jedoch die Frau die Finanzen managen, da sie meist einkaufen gehe. Im klassischen Haushalt ist es seiner Meinung nach so, dass die Frau kocht und putzt und der Mann organisatorische Dinge erledigt, aber auch die Bewässerung des Gartens und Ähnliches. „Ich habe das Gefühl, dass dies Dinge sind, die nicht jeden Tag anfallen, sondern nur ab und zu und die Frau eher für das zuständig ist, was jeden Tag anfällt. Ich denke, das ist die Aufteilung im klassischen Sinne, die schleicht sich ein, wenn man nicht so sehr darüber nachdenkt."
Bei den Antworten, die eine ausdrückliche Gleichbeteiligung signalisieren, fällt auf, dass beide Partner berufstätig sind. Interessant ist eine Aussage, die die gleichberechtigte Arbeitsteilung mit dem veränderten Generationenverhalten begründet:

> Die Zeiten haben sich geändert. Es ist nicht mehr so, dass nur Frauen die hauswirtschaftlichen Tätigkeiten beherrschen. Deshalb kann man nicht mehr klar trennen, wer welche Aufgaben im Haus und in der Familie übernehmen sollte. Früher konnten die Männer keine Hausarbeit erledigen, weil das Frauensache war und sie es gar nicht lernen mussten. Durch die vielen Singlehaushalte gibt es heute aber immer mehr Männer, die sehr wohl imstande sind, einen Haushalt zu führen. Umgekehrt haben Frauen heute einen ganz anderen Zugang zu den Hausarbeiten als vorherige Generationen.

Die Mutter des Interviewten habe noch alles gelernt: Kochen, Waschen, Bügeln und Nähen. Nach Ansicht des Befragten gibt es heute nur noch wenige junge Frauen, die das alles können. Somit stehen Männer und Frauen auf gleicher Stufe und können sich auch Haus- und Erziehungsaufgaben teilen.

Bei der Einschätzung der Aussage „Die Mutter ist die Sorge, der Vater die Autorität“ lassen sich ebenfalls Unterschiede zwischen älteren und jüngeren Interviewpartnern feststellen. Fast die Hälfte der befragten älteren Männer (29 Nennungen) stimmt dieser Aussage zu. Bei den jüngeren befragten Männern ist es ein gutes Fünftel (13 Nennungen). Ein Viertel der jüngeren Männer meint, dass Sorge und Autorität auf Vater und Mutter gleich verteilt seien. Die übrigen Befragten konnten mit der Aussage wenig anfangen; das unterscheidet sie von den älteren Befragten, die mit der Aussage alle etwas verbanden. Bei einem Viertel der älteren Männer ist die dezidierte Einstellung vorhanden, dass Autorität und Sorge beiden Partnern zuzuschreiben sind. Die Aussagen sind nicht immer eindeutig, es gibt auch Schwankungen und Zwischentöne:

> Früher war es einmal so, in einer modernen Familie werden heute wahrscheinlich beide dafür sorgen, dass es funktioniert. Das Wort des Mannes wird wahrscheinlich mehr zählen als das der Frau, weil die Frau den ganzen Tag bei den Kindern ist und schreit und redet und macht. Deshalb wird ihr nicht mehr so gehorcht. Wenn dann der Mann nach Hause kommt, wird sein Wort mehr zählen. Autorität muss aber vorgelebt werden, denn nur mit Reden ist es nicht getan. Die Eltern sollen auch Vorbild sein und das vorleben, was sie von den Kindern verlangen. Das kann die Frau genauso gut wie der Mann. Etwas zu den Kindern sagen, aber selbst etwas anderes tun, damit kommt man nicht weiter, das ist dann nur leeres Geschwätz, das zum Autoritätsverlust beiträgt. Rein vom Gefühl her kann sich die Frau besser in die Sorgen der Kinder hineinversetzen. Sie hat eine andere Sichtweise und ist einfühlsamer als der Mann.

Ein anderer Interviewter sieht – wie die Mehrzahl der Befürworter der Aussage – die Aufteilung klar:

> Meine Frau hat sich immer um die Kinder gesorgt und war beziehungsweise ist heute immer noch der Kummerkasten unserer Töchter. Ich stand in dieser Hinsicht eher im Hintergrund. Jedoch habe ich mich immer als Autorität bewiesen, wenn die Kinder sich falsch verhielten, frech wurden oder Dinge gemacht haben, die sie eigentlich gar nicht tun durften.

Ein anderer meint:

> Die Frauen sorgen sich mehr um die Kinder. Das hat möglicherweise damit zu tun, dass sie die Kinder geboren haben und dadurch eine engere Beziehung zu ihnen entwickeln als die Männer. Als Mann ist man halt ein bisschen autoritär, weil man sich vielleicht nicht die Zeit nimmt, über ein Problem nachzudenken und darüber zu sprechen. Man haut gleich auf den Tisch. Die erste Reaktion ist schreien bzw. gleich zurechtweisen.

Dass der mütterliche Sorgecharakter mit dem Gebären und Aufziehen der Kinder zusammenhängt, wird von einem jüngeren Mann höchst ambivalent thematisiert:

> Ich selber bin nicht dafür, aber in vielen Familien ist der Vater der Chef. Er arbeitet und bringt das Geld nach Hause. Die Frau ist das fürsorgliche Element, das sich mehr um die Kinder sorgt und ihnen das Pausenbrot für die Schule macht oder sie auf den Spielplatz begleitet. Das ist in den meisten Haushalten so. Ich glaube, dass dies so ist, weil es schon seit Generationen so war. Heute wird es zwar nicht mehr ganz so offensichtlich, dass der Mann der Chef ist, aber in vielen Haushalten wird es noch immer so gesehen.

Ein anderer äußert sich ähnlich:

> Wenn ich meine Ursprungsfamilie hernehme, damit meine ich nicht meine Eltern, sondern meine Großeltern, muss ich sagen, dass die Aussage vollkommen zutrifft. Ich sage damit nicht, dass es gut war oder schlecht, sondern nur, dass es damals so war: das Autoritäre. Ein bisschen Strenge braucht es einfach – obwohl ich nicht weiß, ob das mit autoritär gleichzusetzen ist. Aber klar zu sein, ist einfach wichtig. Ob das auch unter den Begriff „autoritär“ fällt, weiß ich nicht genau. Mir kommt vor, klar zu sein, ist einfach ziemlich wichtig und ich würde sagen, dass dies eher Männersache ist. Das Ausweinen und Trösten ist eher Aufgabe einer Frau, glaube ich.

In einem anderen Interview wird die männliche Abhängigkeit von der Arbeit auch in diesem Zusammenhang deutlich:

> Leider ist es häufig so, dass die Mutter mit ihrer elterlichen Sorge auf sich gestellt ist und vonseiten des Partners kaum Unterstützung hat. Häufig warten die Frauen am Abend auf ihren Partner, in der Hoffnung, gemeinsam Erziehungsfragen besprechen zu können. Doch häufig ist der Partner durch den beruflichen Stress so angespannt, dass er sich nicht mit solchen Fragen beschäftigen möchte.

Ein Interviewpartner findet die Aussage „Die Mutter ist die Sorge, der Vater die Autorität" nicht grundsätzlich falsch, er würde ihr jedoch nicht völlig zustimmen. Seiner Ansicht nach, ist sie einfach nicht mehr aktuell. Wieder ein anderer meint, dass die Aussage grundsätzlich auf die Allgemeinheit zutreffe, denn Kinder gingen mit ihren Sorgen eher zur Mutter. Der Vater würde eher als der Autoritäre wahrgenommen, obwohl es auch autoritäre Mütter gebe. In seiner Beziehung würde die Frau wohl die autoritäre Persönlichkeit sein müssen, da er seinen Kindern gegenüber sicher immer nachgeben würde. Er hätte andererseits bestimmt kein Problem, sie zu trösten, wenn es ihnen schlecht ginge.
Gerade in diesen ambivalenten Aussagen spiegelt sich die Befindlichkeit vieler Männer wider. Einerseits arbeiten sie überkommenen männlichen Rollenbildern entgegen und wollen es anders machen. Andererseits stehen sie aber unter dem Druck, dass das Überkommene im neuen Gewand des beruflichen Stresses weiterwirkt und sich alte Modelle wieder einschleichen. Dass die Aussage „eindeutig überholt ist", wird kategorisch nur von einer Minderheit unterstrichen.

Die Frage nach dem „Zeugungsstreik" der Männer war als indikatorische Frage gedacht und sollte Hinweise darauf geben, wie Männer heute Bewältigungsprobleme einschätzen und gewichten. Der Zeugungsstreik ist bei den jüngeren Männern zum einen Ausdruck der Angst, Kindern keine ausreichende finanzielle Sicherheit geben zu können, und zum anderen der Tatsache geschuldet, dass viele den Beruf und die Karriere vor den Kinderwunsch stellen. Auffällig ist bei den jüngeren Männern die Aussage – insgesamt an dritter Stelle –, dass sie in Bezug auf die Kinder bei einer Trennung/Scheidung immer benachteiligt seien und deshalb auf Kinder verzichten würden. „Die Gründe dafür sind sicherlich die rechtlichen

Grundlagen: Die Männer sind im Falle einer Trennung immer benachteiligt, durch die Zahlung von Alimenten und so weiter. Für viele spielt sicher die Freiheit eine Rolle, die sie im Falle eines Kindes aufgeben müssten." Viele meinen, der Mann würde im Falle einer Scheidung immer derjenige sein, der zur Rechenschaft gezogen wird, vor allem finanziell und unabhängig von der jeweiligen Situation. Sie sehen darin einen der Hauptgründe für den Zeugungsstreik. Insgesamt sieben Nennungen betonen, dass manche Männer heute die Verantwortung scheuen und deshalb keine Kinder in die Welt setzen wollen. So meint ein Interviewter, dass Kinder eine große Verantwortung seien und nicht jeder bereit sei, diese zu übernehmen. Außerdem hat sich die Gesellschaft in ihren Idealen und Werten geändert. Viele Männer bevorzugen es einfach, ein Leben ohne Kinder zu führen oder die Vaterschaft auf später zu verschieben. Der Interviewte glaubt, es sei jedoch oft gar nicht so schlecht, wenn Männer einsähen, für Kinder nicht bereit zu sein. Schließlich sei es viel schlimmer, wenn Männer erst merken, dass sie mit einer Familie nicht zurechtkommen, wenn die Kinder schon auf der Welt sind. Dann sei es zu spät.

Bei den älteren Männern sind es vor allem die Fragen der finanziellen Sicherheit (15 Nennungen) und der Trennungsproblematik (zehn Nennungen), die ihrer Meinung nach beim Zeugungsstreik der Männer eine Rolle spielen. So bemerkt einer nach kurzem Überlegen: „Weil die Gefahr besteht, dass sich der Mann unter der Brücke wiederfindet, wenn es zur Trennung von der Frau kommt. Es hat viel mit den neuen Gesetzen zu tun." In diesem Itembereich unterscheiden sich also die jüngeren Männer wenig von den älteren.

Den Männern wurde auch eine Frage zu ihrem Verständnis einer „gesunden Watschen" gestellt. Die Antworten sollten Auskunft darüber geben, ob sich die Akzeptanz von Gewalt in der Erziehung geändert hat, ob die Männer einen unterschiedlichen Zugang dazu haben bzw. ob dabei auch Überforderungssituationen zur Sprache kommen. Die Zahl der jüngeren und älteren Männer, die eine „gesunde Watschen" strikt ablehnt ist ungefähr gleich hoch (ein Fünftel). Die älteren Männer vertreten stärker als die jüngeren die Auffassung, dass sie „nicht schadet, weil sie auch mir nicht geschadet hat". Aus den Aussagen der älteren Männer gewinnt man den Eindruck, es würde

ihnen hinterher leidtut, wenn „ihnen die Hand ausgerutscht ist“, und sie ihre Handlung bereuen. Allerding beruhigen sie ihr schlechtes Gewissen dann damit, dass die „gesunde Watschen“ vielleicht doch notwendig war. Einig sind sich alle darüber, dass körperliche Gewalt nicht ausgeübt werden sollte, doch es ist nicht so deutlich, wo die Grenze gezogen wird. Die Antworten der Jüngeren, die einer „gesunden Watschen“ nicht ablehnend gegenüberstehen, sind gegenüber denen der älteren Befürworter reflektierter. So wird beispielsweise gesagt, das Kind müsse erkennen, dass die „Grundliebe“ trotzdem weiterbestehe. Auch müsse man selbst die Grenzen erkennen und das Kind müsse den Grund der Watschen nachvollziehen können, wenn sie lehrreich sein soll. Die Meinung, dass man sich damit Respekt verschafft, taucht in drei Nennungen auf. Zwei Männer erklären, die „gesunde Watschen“ sei das letzte Mittel, „wenn es anders nicht mehr geht“. Insgesamt ist bei den jüngeren Männern eine gewisse Modernisierung der Einstellungen zum Erziehungsstil zu erkennen, allerdings klingen in den Aussagen auch alltägliche Überforderungen durch.

2.1.5 Mannsein

Die hochsignifikante Verbindung von Männlichkeit, Arbeit und Ernährerrolle lässt sich bei beiden befragten Altersgruppen auch im Itembereich „Mannsein“ feststellen. Gefragt wurde, mit wem die Männer persönliche Probleme besprechen, welche Verantwortung man als Mann hat, ob man zwischen männlichen und weiblichen Gefühlen unterscheiden kann, ob Männer in der sexuellen Beziehung den aktiveren Part spielen sollten bzw. ob sie sich einen Sohn vorstellen könnten, der homosexuell ist. Die Schlussfrage lautete: „Was kennzeichnet einen Südtiroler Mann?“

Probleme besprechen gut zwei Drittel der interviewten jüngeren und älteren Männer mit der Partnerin. Fast ein Drittel der jüngeren Männer nennt Freunde, mit denen sie Probleme besprechen würden. Bei den älteren Männern sind dies deutlich weniger. Dies ist sicher ein Zeichen dafür, dass die Jüngeren noch stärker in der Gleichaltrigenkultur verankert sind. Eine Minderheit gibt an, dass sie mit niemandem über Probleme spricht, sondern diese für sich behalten würde. Auffällig ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Männer die Partnerin als Adressatin ihrer Probleme betrachten. In

keinem der Interviews gehen die Männer darauf ein, welche Probleme ihre Partnerin selbst hat oder haben könnte und ob sie dann der Ansprechpartner für diese Probleme sind bzw. wären. Es lassen sich auch in den längeren Interviewstücken keine reziproken Aspekte finden. So sagt ein älterer Interviewter über seine Lebensgefährtin: „Sie versteht mich blind. Meine Frau weiß einfach immer, wenn etwas nicht stimmt und dann bohrt sie so lange nach, bis ich ihr erzähle, was mich bedrückt. Andere Male gehe ich auch einfach auf sie zu und schütte ihr mein Herz aus." Er würde nie Probleme mit jemand anderem als mit seiner Frau besprechen. „Meiner Frau vertraue ich vollkommen. Ich weiß, dass sie nichts weitererzählt. Sie baut mich immer wieder auf. Ich weiß nicht, wie sie das schafft. Nach einem Gespräch mit ihr fühle ich mich immer um einiges besser." Ein anderer älterer Befragter erklärt: „Mit meiner Partnerin kann ich über vieles sprechen, aber ich behalte viele Sachen auch für mich. Ansonsten habe ich noch Jugendfreunde, mit denen ich recht gerne ratsche. Doch sehr private Sachen, finde ich, trägt man nicht nach außen, sondern lässt sie in der Familie." Ein Dritter berichtet: „Ich rede überhaupt nicht gerne und bin sehr verschlossen. Die Probleme, die ich habe, muss ich sowieso alleine lösen, da kann mir niemand helfen. Wieso soll ich sie dann allen erzählen. Ich bin eher ein Nachdenker und fresse die Probleme in mich hinein. Am ehesten rede ich noch mit meiner Frau, sonst habe ich ja niemanden." Ein anderer älterer Mann betont, dass er persönliche Probleme am liebsten mit seiner Frau bespräche, weil sie in dieser Situation immer sehr viel Geduld, Aufmerksamkeit und Verständnis aufbringen würde. Diese Aussagen lassen eine exemplarische Differenzierung erkennen, die sich durch die Antworten der älteren Männer zieht: Hauptansprechpartner ist die Ehefrau/Partnerin, gefolgt von Freunden; doch alles kann man als Mann nicht von sich preisgeben.
Bei den jüngeren Männern sieht es ähnlich aus:

> Früher habe ich mit meinem besten Freund über persönliche Probleme gesprochen. Jetzt habe ich dazu meine Frau. Ich habe zum Glück eine tolle Beziehung zu meiner Frau und kann mit ihr über alles reden. Wenn es aber um Probleme innerhalb der Beziehung geht, nach einem Streit zum Beispiel, rede ich oft mit niemandem darüber, sondern behalte alles für mich und warte bis wir uns wieder

> versöhnen. Wenn wir um etwas Wichtiges gestritten haben, versuchen wir darüber zu reden. … Es ist nicht mehr so wie in jüngeren Jahren, als man alles mit Kumpeln beredet hat.

Ein anderer antwortet: „Ja, wenn man in einer Partnerschaft ist, dann sicherlich mit der Frau oder Freundin. Ansonsten ist es oft wichtig, dass man in einem Verein ist und dort Ansprechpartner hat oder einfach gute Kollegen, mit denen man schon lange zusammen ist bzw. die man schon lange kennt." Ein anderer bespricht seine Probleme mit seiner Freundin oder seinen Kollegen, je nachdem, worum es geht. „Aber zum Glück habe ich nicht viele persönliche Probleme", sagt er lachend. Immer mal wieder klingt an, dass Männer nicht nur mit der Partnerin über Probleme sprechen, sondern auch mit anderen Frauen. Dies wird in der folgenden Aussage zugespitzt:

> Reden kann ich sicherlich besser mit einer Frau, wenn ich das Vertrauen habe, weil die Emotionen einfach anders sind als bei einem Mann. Hab ich es geschafft, meine größten Emotionen freizulassen, dann tu ich mich viel leichter, nachher auch mit einem Mann darüber zu reden. Bei einem Mann habe ich das Gefühl, dass es niemals so tiefgründig ist wie mit einer Frau. Obwohl dies nach wie vor viel mit Vertrauen zu tun hat, wie weit kann ich mich überhaupt einlassen, bei diesen wichtigen Gesprächen. Aber mir fällt es einfach leichter bei einer Frau.

Ein anderer differenziert stärker. So sagt er, er gehe bei Problemen zu verschiedenen Personen. Wenn es um seelische Probleme gehe, falle es ihm leichter, diese mit einer Frau zu besprechen. Gehe es jedoch um wirtschaftliche oder strukturelle Probleme, bevorzuge er einen männlichen Ansprechpartner. Seiner Ansicht nach komme es aber auf die Persönlichkeit der jeweiligen Person an, nicht mit jedem bzw. jeder könne er über seelische Probleme reden.

Für die Mehrzahl der interviewten Männer ist es selbstverständlich, dass Frauen besser mit Gefühlen umgehen, Gefühle zeigen und Gefühle erwidern können. Die Hälfte der befragten Männer betont, Frauen seien emotionaler, sensibler, gefühlsbetonter und gefühlsaufnahmefähiger. Das erklärt, weshalb die Mehrzahl der Männer mit großer Selbstverständlichkeit davon ausgeht,

dass Frauen die besseren Ansprechpartner für ihre versteckten und schwer artikulierende Gefühle sind. Nur rund ein Fünftel gibt an, dass sich ihrer Ansicht nach männliche und weibliche Gefühle nicht unterscheiden. Daneben gibt es auch noch eine dritte Aussagegruppe, die davon ausgeht, dass Männer und Frauen gleiche Gefühle haben, sie aber anders – geschlechtsdifferent – artikulieren. Auch in diesem Aussagebereich gleichen sich die Anteile der älteren und jüngeren Männer. So bemerkt ein älterer Mann: „Frauen sind generell viel sensibler als Männer. Sie sind schneller beleidigt, eingeschnappt, zeigen aber auch mehr Gefühle als Männer. Männer zeigen ihre Gefühle nicht so offen." Ein anderer glaubt nicht so recht, dass man männliche und weibliche Gefühle grundsätzlich unterscheiden könne. Er meint, die Unterschiedlichkeit entstehe dadurch, dass Gefühle beim jeweiligen Geschlecht mehr oder weniger zum Vorschein kommen. Das würde aber nicht heißen, dass das andere Geschlecht diese Gefühle nicht habe. Er glaubt, Männer würden sich sehr oft als Machos präsentieren, um ihre Gefühle nicht zu zeigen und sie hinter dem kalten Auftreten zu verstecken. Aber sie hätten Gefühle, nur wollten sie sie nicht wahrhaben. Ein anderer meint, Männer würden ihre Gefühle mehr hinunterschluckt, während Frauen sie zeigen. Er glaubt, Frauen würden deshalb mehr leiden als Männer, weil ein Mann gefühlsmäßig mehr wegstecken könne als Frauen. Ein anderer erklärt: „Wir Männer erleben Gefühle sicherlich nicht so intensiv und tief wie Frauen. Auch zeigen wir unsere Gefühle nicht so nach außen." Männliche Gefühle seien vor allem kraftvolle Gefühle wie Ärger und Zorn. „Diese Gefühle leben wir aber teilweise sehr intensiv nach außen hin aus. So werden wir beispielsweise häufiger aggressiv als Frauen." Weibliche Gefühle seien hingegen weiche, soziale Gefühle. Diese würden Frauen sehr intensiv erleben, auch nach außen hin. Der Unterschied sei der, dass Männer kraftvolle Gefühle ausdrücken, weiche hingegen unterdrücken. Im Gegensatz dazu würden Frauen kraftvolle Gefühle nach innen ausleben bzw. herunterschlucken und die weichen Gefühle (vor allem in den eigenen vier Wänden) ausleben. Ein anderer schiebt es auf die Gesellschaft, die unterschiedliche Gefühlsäußerungen anerzieht.

> Sie werden den Menschen aufdiktiert und sind deshalb eigentlich nur erlernt. Es sind aufgezwungene Gefühle und Haltungen. Besonders die Haltung, dass man Gefühle nicht zeigen darf, ist weit verbreitet. „Ein Mann darf nicht weinen" –diese weitverbreitete Ansicht beinhaltet das Unterdrücken der Gefühle. Mich dürfen meine Kinder ruhig weinen sehen, weil es etwas Normales ist und zum Leben dazugehört.

Ein anderer Befragter betont die Unterscheidung grundsätzlich:

> Zwischen männlichen und weiblichen Gefühlen kann man sehr gut unterscheiden. Frauen – die meisten zumindest – sind im Allgemeinen empfindlicher, einfühlsamer, gefühlvoller, zärtlicher und stärker. Frauen sind zudem konsequenter: Wenn eine Frau sagt, dass sie nichts mehr trinkt, dann trinkt sie nichts mehr. Ein Mann hingegen trinkt noch etwas, obwohl er sich denkt, er trinkt nicht mehr. Frauen sind zielstrebig. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben, wollen sie es auch erreichen.

Die einige Male geäußerte Meinung, dass Männer und Frauen gleiche Gefühle haben, sie nur unterschiedlich ausdrücken, wird von einem älteren Befragten wie folgt artikuliert: „Nein, ich glaube nicht, dass die Gefühle anders sind, sie werden halt immer anders geäußert, je nachdem ob Mann oder Frau. Frauen lassen die Gefühle eher hinaus und reden auch darüber, während Männer anders damit umgehen … sie trinken ein Bier oder fluchen manchmal laut oder sie sagen gar nichts mehr."
Die Äußerungen der jüngeren Männer zur Frage der Unterschiedlichkeit der männlichen und weiblichen Gefühle gehen in ähnliche Richtungen, wobei die Anzahl derer, die die Unterschiedlichkeit der Gefühle verneint, bei den jüngeren Männern deutlich größer ist (15 zu drei Nennungen). Manchmal wird diese Aussage etwas differenziert. So sagt ein Interviewpartner, der zwar keine Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Gefühlen sieht, er würde aber einen in der unterschiedlichen Intensität erkennen: „Frauen haben in ihren Gefühlen mehr Hochs und Tiefs. Bei Männern gibt es das so nicht." Exemplarisch ist die Aussage eines Interviewpartners der glaubt, Frauen seien einfühlsamer und verständnisvoller als Männer. Sie seien, so meint er, leichter imstande, die eigenen Gefühle auszudrücken.

Männer hingegen würden die eigenen Gefühle oft für sich behalten und sie seltener äußern. Negative Gefühle wie Traurigkeit, Verzweiflung, Angst und so weiter würden sie zu verdrängen versuchen. Frauen hingegen sprächen über solche Gefühle und brächten sie zum Ausdruck. Im Allgemeinen glaubt er, dass Frauen viel besser mit den eigenen Gefühlen umgehen können. Ein anderer differenziert zwischen öffentlich und privat: „Männer zeigen ihre Gefühle nicht in der Öffentlichkeit, was nicht heißt, dass sie keine Gefühle haben oder dass sie die Gefühle im privaten Umfeld nicht auch zeigen." Frauen hingegen seien das emotionalere, sensiblere Geschlecht: „Sie haben kein Problem, ihre Gefühle offen zu zeigen und sie stehen auch dazu." Manchmal kommt auch zum Ausdruck, dass Männer Probleme haben, mit den Gefühlen von Frauen umzugehen. „Weibliche Gefühle sind leicht verletzbar und können sehr grausam werden. Männer sind zwar nicht so verletzlich, aber wenn, dann haben sie einen dauerhaften Schaden. Weil sie die Gefühle nicht nach außen lassen können." Ein anderer meint:

> Frauen sind falsch, sie merken sich jede Kleinigkeit, die man vor einem Jahr vielleicht gesagt oder getan hat und werfen einem diese Sachen dann vor. Ein Mann merkt sich Dinge, die vor wenigen Minuten passiert sind. Ich bin der Meinung, dass Frauen aus jeder Mücke einen Elefanten machen können; Männer sehen über Kleinigkeiten hinweg.

Die Aussagen der Männer machen deutlich, dass es ihnen schwerfällt, sich in Frauen hineinzuversetzen. Eine – wenn auch zugespitzte – Aussage kann als exemplarisches Beispiel herangezogen werden: „Da ich noch nie im Körper oder in den Gedanken einer Frau war, kann ich nicht beurteilen, wie eine Frau denkt, was sie denkt oder mit welchen Mitteln sie denkt. Ich meine aber – so grundsätzlich gesehen –, es gibt sicher große Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gefühlen."

Auch in der jüngeren Männergruppe betonen einige, die Gleichheit der Gefühle bei Frauen und Männern. Ihrer Meinung nach bestehe der Unterschied in der Äußerung der Gefühle. Männer würden dazu erzogen, keine Gefühle zu zeigen, vor allem aber keine Schwäche, und weinen sollten sie

auch nicht. Sie würden ihre Gefühle kurz und bündig ausdrücken, während Frauen sich darüber lang und breit auslassen könnten.

> Rein das Gefühl kann man nicht unterscheiden. Wie gesagt, die Ausdrucksweise ändert sich ganz stark. Das ist einfach der Einfluss der Gesellschaft. Man wird so erzogen und kommt in diese Sparte hinein. Ich bin froh, dass ich eigentlich nicht typisch männlich erzogen worden bin. Mir wurde nicht gesagt, „du musst hart sein". Ich finde, Schwächen sind sicher nichts Schlechtes, weil niemand nur Stärken haben kann. Und auf Dauer immer nur stark sein, das bringt sowieso nichts, weil man sich damit selber überlastet.

Bei der Frage, ob sie sich einen homosexuellen Sohn vorstellen könnten, gibt es zwischen den älteren und jüngeren Männern sowohl deutliche Gemeinsamkeiten als auch deutliche Unterschiede. Ein deutlicher Unterschied liegt im Anteil derer, die sich einen homosexuellen Sohn vorstellen können. Fast ein Viertel der befragten jüngeren Männer bejaht die Frage unumwunden, während dieser Anteil bei den älteren Männern wesentlich geringer ist (fünf Nennungen). Eindeutige Aussagen sind: „Ja natürlich, wieso nicht. Ändert es denn etwas, wenn ich meinen Sohn nicht mehr anrufen und sehen will? Er ist doch mein Fleisch und Blut." Ein anderer Mann erklärt, es würde schlimmere Dinge geben als einen homosexuellen Sohn. Er hätte mehr Probleme mit einem rechtsradikal eingestellten Sohn als mit einem homosexuellen. Groß ist auch die Gruppe der jüngeren Männern, die zwar Probleme mit der Homosexualität hätte, sie aber akzeptieren würde. Eine Tendenz ist in folgender Aussage zu erkennen:

> Es wäre für mich komisch zu wissen, dass mein Sohn schwul ist. Aber ich glaube, ich würde es akzeptieren. Ich würde mein Kind genau so lieben, wie es ist. Ich sehe Homosexualität nicht als Krankheit. Ich kann ja nichts dagegen machen. Ich mag mein Kind auch nicht wegen der sexuellen Veranlagung, sondern weil es einfach mein Kind ist. Das Einzige was mir fehlen würde, wären die Enkelkinder.

Die Schwierigkeiten, die sexuelle Neigung des Sohnes zu akzeptieren, bringt ein anderer Befragter so zum Ausdruck:

> Ich denke, ich hätte sicherlich ganz gewaltige Probleme; ich hätte daran zu knabbern. Ich denke, es wäre nicht leicht, aber ich könnte es akzeptieren und ich würde es auch. Ich hoffe es zumindest, man weiß ja nie, wie man da reagiert. Aber ich hoffe nicht, dass ich einer wäre, der sagt: „Du bist nicht mehr mein Sohn, ich will nichts mehr mit dir zu tun haben." Ich stehe dem Thema ja generell und grundsätzlich sehr liberal gegenüber und habe nichts gegen homosexuelle Menschen. Doch ich denke, wenn es dich dann selber betrifft, kann es plötzlich ganz schwierig sein. Aber ich hoffe von mir selber, dass ich das akzeptiere.

In diese Richtung geht auch die Äußerung eines anderen Interviewten, der sagt, es wäre für ihn sicher zuerst nicht einfach, wenn ihm sein Sohn erklären würde, er sei homosexuell. Das würde seinen männlichen Stolz verletzen. Doch er hoffe, er könne damit umgehen und darüberstehen. Er möchte seinem Sohn vermitteln, dass es seine Entscheidung sei und jeder sein Leben für sich meistern müsse. Deutlich wird, dass die Befragten Probleme mit der Reaktion der Leute im Dorf hätten, wenn der Sohn sich als homosexuell outen würde. Dieser Aspekt zieht sich auch durch die Aussagen der jungen Männer – immerhin ein gutes Viertel der Befragten –, die die Homosexualität ihres Sohnes nicht akzeptieren würden. Aus den ablehnenden Argumenten ist bei diesen jungen Männern immer wieder herauszuhören, dass Homosexualität als unnatürlich und krankhaft empfunden wird oder als Folge einer falschen Erziehung. Ein Interviewpartner kann sich einen homosexuellen Sohn nicht vorstellen. Seiner Meinung nach hat sich eine derartige Neigung irgendwann entwickelt bzw. sie ist aus irgendeinem Problem entstanden. Er würde sich deshalb immer nach der Ursache fragen. Vielleicht könnte man über die Tatsache hinwegkommen, wenn man sich die Entstehung der Neigung erklären könnte. Der Begriff „homosexuell" habe immer einen negativen Beigeschmack, denn man würde damit automatisch schwule Männer verbinden, die Jungen ansprechen und verführen wollen – unter anderem eben auch Priester. Mit einer solchen Erfahrung sei man als Mann in Südtirol nicht allein. Er sei in jüngeren Jahren einmal von einem Homosexuellen angesprochen worden. Damals konnte er mit dessen Aussagen noch nichts anfangen. Dennoch sei ihm die Situation unangenehm gewesen. Ein anderer Interviewpartner begründet seine Ablehnung eines

homosexuellen Sohnes damit, dass Homosexualität für ihn eine unnatürliche und nicht normale Erscheinung sei. Er würde sich Vorwürfe machen und die Schuld bei sich suchen, denn er hätte Angst, sein Sohn könnte durch eine falsche Erziehung homosexuell geworden sein. Der Tenor einer anderen Aussage lief darauf hinaus, man sollte Homosexualität zwar nicht verurteilen, aber dennoch könne er – der Befragte – sich nicht damit identifizieren. Eine andere Aussage sieht eine Verbindung zwischen Homosexualität und sozialer Kontrolle. Der interviewte Mann antwortet auf die gestellte Frage: „Nein, einen homosexuellen Sohn kann ich mir nicht vorstellen. Ich denke, bei uns in den Dörfern gibt es weniger Schwule als in den Städten, weil sie es hier auch schwerer haben." Insgesamt kann man aber bei den jüngeren Männern sagen, dass gut drei Viertel der Befragten mit den Antworten „kann ich mir vorstellen" bis „kann ich mir schwer vorstellen, aber ich werde es akzeptieren" eine offene bzw. relativ offene Einstellung zur Homosexualität haben.
Diese Dimensionen sind bei den älteren Männern anders. So kann sich ein Drittel von ihnen nicht vorstellen, einen homosexuellen Sohn zu haben. Häufiges Argument ist die dörfliche Umgebung, die diese Ablehnung bestärkt, aber auch das Gefühl, in der Erziehung versagt zu haben. Eine exemplarische Aussage lautet: „Eigentlich kann ich mir das nicht vorstellen. Ich weiß auch nicht, wie ich darauf reagieren würde. Ich bin aber froh, dass ich dieses Problem nicht habe, denn es ist bei uns auf dem Land sicher nicht einfach für einen Schwulen." Ein anderer: „Nein. Ich glaube nicht, dass mein Sohn einmal schwul sein wird und wenn, dann würde ich damit bestimmt nicht glücklich und würde es ihm sicher probieren auszureden." Trotz der höheren Ablehnungsquote ist die Akzeptanz – trotz der Probleme, die man damit hat – auch bei den älteren Männern ähnlich hoch wie bei den jüngeren (15 Nennungen). So äußert ein Mann:

> Ich muss ehrlich sagen, es würde mir schwerfallen, doch ich würde es akzeptieren. Aber ich wünsche es mir nicht und auch nicht dem Sohn; vor allem nicht in diesem Umfeld, in dem wir leben, in einem Dorf, wo jeder jeden kennt. Ich stünde immer hinter ihm, aber es würde schwierig, weil er praktisch gezwungen wäre, den Wohnort zu wechseln. So wie es momentan ist. Ich glaube auch, dass Homosexualität eine eingeengte Lebensentfaltung mit sich bringt. Auf Familie und

> Kinder zu verzichten, Adoptionsrecht hin oder her, ist für mich nicht vorstellbar. Aber ich würde es akzeptieren, etwas anderes bleibt einem ja nicht übrig.

Für einen anderen Interviewpartner ist es sehr schwierig, sich einen homosexuellen Sohn vorzustellen. Auch nach mehrmaligem Überlegen kann er sich mit dem Gedanken nicht anfreunden oder sich eine genaue Vorstellung davon machen. Er führt dies vor allem darauf zurück, dass er derartige Gefühle und Empfindungen nicht nachvollziehen könne. Er wisse nicht, was in „solchen Menschen" eigentlich vorgeht. Für ihn wäre es eine unangenehme Situation, die ihm einige Probleme bereiten würde. Allerdings wäre ihm egal, was die Gesellschaft dazu sagen würde. Eine Aussage, die viele Interviews durchzieht, ist: Man kann es sich vorstellen, hofft jedoch, dass es einem nicht passiert.

Dass der Mann in der Beziehung der sexuell aktivere Part sein soll, wird nur von einer Minderheit (ältere Männer: zwölf Nennungen, jüngere: acht Nennungen) bejaht. Die Frage wurde jedoch nicht von allen Befragten beantwortet. Die meisten plädieren hier für eine Gleichstellung, aus unterschiedlichen Gründen: So wird es zum Beispiel mit dem gegenseitigen Lustempfinden begründet oder mit der Aussage, dass auch in der Sexualität die Gleichstellung der Geschlechter realisiert sein muss.

Bei der Frage, welche Verantwortung man als Mann hat, gibt es zwischen jüngeren und älteren Männern wieder sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede. Beide Gruppen teilen – in unterschiedlich großer Mehrheit (25 Jüngere, 35 Ältere) –die Auffassung, dass der Mann vor allem für die Familie Verantwortung zu tragen habe. Dies unterstreicht die bereits im Bereich Arbeit festgestellte Koppelung zwischen Männer- und Ernährerrolle, und zwar vor allem dort, wo die Verantwortung für die Familie mit der Vorstellung verbunden ist, der Mann sei für die finanzielle Sicherheit verantwortlich.

> Ich als Mann habe in meiner Familie die Verantwortung, die finanzielle Situation stabil zu halten und uns allen ein gutes Leben zu ermöglichen. Natürlich trägt auch die Frau dazu bei, jedoch beim Faktor Geld hat der Mann bestimmt eine

> größere Verantwortung als die Frau. Ich glaube auch, dass das nicht nur in meiner Familie so ist, sondern in mehreren, da es sich einfach bewährt hat.

Ein älterer Mann bemerkt lapidar: „Die Gesellschaft ist männlich. Als Mann hat man viele Verantwortungen." Ein anderer älterer Interviewpartner differenziert:

> Ich glaube, aus der Arbeitskonstellation heraus ergeben sich die verschiedenen Bereiche, in denen der Mann beziehungsweise die Frau die Verantwortung hat. Wenn die Frau zu Hause bleibt, trägt sie die Verantwortung für den Haushalt und die Kindererziehung, aber auch umgekehrt. Wenn der Mann arbeiten geht, dann trägt er einerseits bei der Arbeit selbst Verantwortung und andererseits noch die Verantwortung, das Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen.

Während es bei den älteren Männern nur zwei Nennungen gibt, die die Verantwortung auf sich selbst und nicht auf die Ernährung der Familie beziehen, sind es bei den jüngeren wesentlich mehr. Von ihnen stellen elf Männer die Verantwortung für die eigene Handlung in den Vordergrund bzw. sieben heben die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Verantwortung für die Familie hervor.

Bei der Frage nach den Eigenschaften eines Südtiroler Mannes lassen sich drei Antwortdimensionen unterscheiden. Die Mehrzahl der befragten jüngeren und älteren Männer (drei Viertel) möchten ihre männlichen Eigenschaften nicht als speziell südtirolerisch verstanden wissen. Sie gehen davon aus, dass Südtiroler Männer genauso sind und denken wie andere Männer in mitteleuropäischen Industriegesellschaften. Ein Viertel der Befragten – ungefähr gleich viele jüngeren wie ältere Männer – bezieht sich ausdrücklich auf Südtiroler Eigenschaften, wobei man diese Gruppe wiederum in traditionelle und moderne Typen unterteilen kann. So vergleicht sich ein Südtiroler Mann mit einem aus Süditalien stammenden Mann, der in Südtirol lebt. Er stellt fest, dass dieser nicht so viel Ehrgeiz hätte wie ein Südtiroler Mann und dass er deshalb in Südtirol nicht viel erreichen könnte. Die Südtiroler seien einfach ein „ehrgeiziges Volk". Ein jüngerer Mann sieht im Zusammenleben von deutsch- und italienischsprachigen Südtirolern eine Chance:

> Die wichtigste Eigenschaft des Südtiroler Mannes ist die Dreisprachigkeit. Er sollte Englisch können, aber vor allem die beiden gleichwertigen Landessprachen perfekt beherrschen. Ein Südtiroler – egal ob Bergbauer oder italienischsprachiger Städter – der die zweite Landessprache nicht lernen will, ist engstirnig und extremistisch. Wir leben in einem zweisprachigen Land, deshalb sollte auch jeder beide Sprachen beherrschen.

Ein anderer sieht die beiden oben genannten Eigenschaften (Ehrgeiz und Mehrsprachigkeit) in der Südtiroler Männlichkeit vereint, dazu gesellen sich bei ihm noch die Gastfreundschaft, die christliche Einstellung und das Heimat- und Traditionsbewusstsein.
Bei den älteren Männern meint einer, er glaube nicht, dass es zwischen einem Südtiroler, einem Österreicher oder einem Deutschen einen Unterschied gebe, „außer, dass man in Südtirol sehr viel Durchhaltevermögen braucht". Auch bei den Älteren mischen sich im Nationalbewusstsein Tradition und Moderne. Ein Südtiroler Mann soll – so meint ein Interviewpartner – mindestens zwei Sprachen beherrschen, und zwar neben Deutsch auch Italienisch und, wenn möglich, Ladinisch. Seine eigenen Fähigkeiten in diesem Bereich sieht er dabei kritisch. Seiner Ansicht nach ist das Beherrschen der Landessprachen eine wichtige Grundvoraussetzung für ein Leben in Südtirol sowie für ein besseres Verständnis der jeweils anderen Sprachgruppen. Außerdem sollte ein Südtiroler Mann seine Kultur pflegen; er sollte sich darum bemühen, seine Traditionen beziehungsweise die Traditionen seines Heimatortes aufrechtzuerhalten und den Wert derselben auch anderen vermitteln. Ein anderer Befragter betont ebenfalls die Bodenständigkeit und das damit verbundene politische Engagement (SVP-Wähler). Außerdem seien Heimat- und Naturverbundenheit weitere Kennzeichen eines typischen Südtiroler Mannes. Das Traditionsbewusstsein spielt in den Aussagen eine wichtige Rolle: Schützen, Prozessionen, Fahnen schwingen. Vieles davon ist Klischee, aber wird als typisch südtirolerisch gesehen. Bemerkenswert ist auch in diesem Itembereich, dass die älteren Männer keineswegs geschlossener traditionell sind als die jüngeren, sondern immer wieder Offenheit signalisieren.

2.1.6 Öffentlichkeit und Politik

Die Antworten in diesem Bereich werden nach dem Alter der Befragten aufgeschlüsselt. Zuerst sollen die Aussagen der älteren Männer analysiert werden, anschließend die der jüngeren.

Zwei Drittel der älteren Männer haben die Frage, ob es in der Politik starke Männer braucht, bejaht. Die Antworten kamen oft sehr spontan und die Aussage wurde quasi als etwas Selbstverständliches angesehen. Immer wieder wurde geantwortet: „Natürlich braucht es die."
Ein Drittel der Befragten meint dagegen, es brauche starke Persönlichkeiten, unabhängig vom Geschlecht, also sowohl Männer als auch Frauen (eine Nennung: nur Frauen).
Bei der Frage, was die Zugehörigkeit zu einem Verein für die Männer bedeutet, fielen die Antworten der Mehrheit (55 Nennungen) positiv aus. Vereine gehören einfach zum Leben in einer Südtiroler Gemeinde dazu. Nur sechs der älteren Befragten gaben eine negative Antwort, die wiederum differenziert werden kann. Einer, der in jüngeren Jahren in vielen Vereinen aktiv war, bezeichnete sich als „vereinsmüde". Ein anderer Interviewpartner meinte, die Zugehörigkeit zu einem Verein bringe Verpflichtungen. Zwar sei die Entscheidung einem Verein beizutreten freiwillig, doch wenn man dann dabei sei, habe man gewisse Pflichten, die gewissenhaft erfüllt werden müssen. Deshalb müsse man mit Leib und Seele dabei sein und die Aufgaben auch wirklich sehr ernst nehmen. Sonst brauche man nicht in einen Verein zu gehen. Der Interviewte gehörte selbst viele Jahre zwei Vereinen an: der Musikkapelle und der Freiwilligen Feuerwehr. Nach langer Vereinszugehörigkeit ist er aus gesundheitlichen Gründen ausgestiegen. Ein dritter Interviewter meinte: „Früher hat es mir viel mehr bedeutet, bei einem Verein dabei zu sein. Heute spielt es fast keine Rolle mehr." Vielleicht weil es den idealen Verein für ihn nicht gibt. Einen Unterschied macht er beim Sport, weil „man sich rein auf das Wesentliche beschränkt und das ist Radfahren". In dem Radclub, dem er angehört, habe es bis heute keine Probleme gegeben. Im Gegensatz zu anderen Vereinen, in denen er gescheitert sei, weil er meinte, er könne etwas beitragen.

Diese Äußerungen zeigen deutlich, dass die Hälfte der negativen Antworten nicht konträr zu den positiven steht, sondern die Vereinszugehörigkeit nur relativiert. Die positive Einstellung zu Vereinen wird vor allem damit begründet, dass sie Kontakte vermitteln, Leute mit gleichen Interessen zusammenführen, die gesellschaftliche Integration fördern, Gemeinschaft ermöglichen, Kameradschaften stiften und Ideale verwirklichen helfen. In einem Verein könne man etwas leisten und etwas „zusammen schaffen". Ein Interviewter bringt es auf folgenden Nenner: Der Verein sei für ihn sowohl eine Interessengemeinschaft als auch eine Kameradschaft. In der Musikgruppe sei ihm das Erleben von gemeinsamen Auftritten wichtig. Er unterscheidet den Hobbyverein, bei dem ein Austausch über entsprechende Interessen stattfindet, von der Musikgruppe, bei der er mit gemeinsamen Auftritten zusätzliche Bestätigung und Anerkennung erlangt und sich die Gruppenmitglieder auch über Privates austauschen. In die Musikgruppe ist der Befragte erst nach dem Eintritt ins Rentenalter gegangen. Die in diesem Alter auftretenden neuen Sozial- und Lebensbezüge habe er mithilfe dieser Zugehörigkeit bewältigt. Das freundschaftliche Verhältnis in einer Männergruppe gibt ihm Halt und Sicherheit und führt zu einer festen Rollenidentität nach dem mittleren Alter. Einem anderen geht es – wie vielen der Befragten – darum, Kollegen zu treffen, von zu Hause für kurze Zeit ausbrechen zu können, eine Abwechslung zu erleben und sich bei dem, was man gerne tut, zu entspannen und abzuschalten. Die Zugehörigkeit zu einem Verein gehört für ihn zum Leben dazu, ohne diese Beschäftigungen würde es nicht gehen. Außerdem, so sagt er, sei man auf diese Weise mit dem Dorf stärker verbunden und habe mehr Kontakte zu den Leuten.

Auf die Frage, wer, wenn die Arbeit knapp wird, bei der Vergabe von Arbeitsplätzen bevorzugt werden sollte – Männer oder Frauen –, sind die Antworten der älteren Männer gleich verteilt. In der Hälfte der diesbezüglichen Antworten (24) wird dafür plädiert, dass der Mann bevorzugt werden sollte. Dies wird meist mit der Ernährerrolle des Mannes und der Kindererziehungs- und Hausarbeitsrolle der Frau begründet. Als Hauptbegründung, wieso Männer arbeiten sollen, wenn die Arbeit knapp wird, führt ein Interviewpartner die bessere Eignung der Frau für die Hausarbeit an. Gleichzeitig merkt er selbst, dass dies eine sehr konservative Einstellung und eigent-

lich nicht ganz fair ist. Er glaubt allerdings, dass viele Frauen, die ja häufig in schlechter bezahlten und für sie weniger erfüllenden Positionen seien, in einer derartigen Situation lieber daheim bleiben und sich um den Haushalt kümmern würden. „Es gibt sicher einen Teil, der lieber zu Hause bleibt." Ein anderer antwortet: „Ich würde sagen, dass die Frauen dann zu Hause bei den Kindern bleiben sollten und der Mann geht arbeiten, um die Familie zu versorgen." Ein Dritter schließlich argumentiert, dass Frauen mit Arbeitslosigkeit besser umgehen könnten als Männer. In der anderen Hälfte der diesbezüglichen Antworten (23 Nennungen sowie eine, die dezidiert Frauen bevorzugen wollte) wurde durchgängig betont, dass die Fähigkeiten und Kompetenzen entscheiden müssten und nicht das Geschlecht. Eine Antwort führte den Geschlechterproporz an.

Bei der Frage nach dem Zusammenleben mit Migranten im eigenen Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft verteilten sich die 51 Antworten wie folgt: 26 Befragte sagten, sie könnten sich das vorstellen. 17 antworteten dagegen mit einem klaren Nein. In sechs Antworten wurden Bedingungen genannt, zwei Antworten zeugen von hoher Skepsis. Bei den positiven Antworten wurde oft darauf hingewiesen, dass es auf die Menschen und nicht auf die Volkszugehörigkeit ankäme. Für diese Meinung ist die Aussage eines Interviewpartners exemplarisch. Er sagt, er könne sich durchaus vorstellen, mit Migranten im Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft zu wohnen. Er hätte damit keinerlei Probleme. Denn für ihn gibt es in dieser Hinsicht keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern. Er betont, dass es ihm egal sei, ob in seinem Haus oder in seiner Nachbarschaft ein Albaner, ein Deutscher oder ein Österreicher wohne. Probleme könne es auch mit einem Südtiroler geben; das habe nichts mit Migranten zu tun. Ein anderer erklärt: „Ich habe nichts gegen Ausländer. Sie sind Menschen wie wir und haben die gleichen Rechte. Vielleicht könnte ich anfangs zögerlich erscheinen. Aber nur so lange, bis ich verstehen würde, dass sie hier sind, um zu arbeiten."

Durch die ablehnenden Antworten zieht sich immer wieder folgender Tenor: „Eigentlich nicht. Da sie eine ganz andere Kultur, Religion und Mentalität besitzen, glaube ich, würde es schnell zu Auseinandersetzungen kommen.

Ich könnte nicht gut mit ihnen leben, mit Abstand vielleicht.“ Oder ein anderer:

> Nein, das kann ich mir nicht vorstellen, schon deshalb, weil in meiner Nachbarschaft nicht viele wohnen und diese wenigen leben schon seit Generationen dort.“ Ein anderer, der sich nicht vorstellen kann, mit Migranten unter einem Dach zu leben, ist froh, dass er mit seiner Familie in einem Einfamilienhaus wohnt und auch in der näheren Nachbarschaft keine Ausländer wohnen. Er konnte seine Ablehnung nicht richtig begründen und meinte nur: „Ich bin halt ein eingefleischter Tiroler, ein „Pustra“.

Bei denen, die Bedingungen an das Zusammenleben mit Migranten knüpfen, überwiegt die Aufforderung zur Anpassung an die Kultur und Regeln der einheimischen Gesellschaft. Einige der Befragten äußeren, dass Einwanderer dort bleiben sollten, wo sie herkommen. Sie argumentieren, dass es ihnen dort nur deshalb nicht gut ginge, weil sie sich nicht anständig verhalten hätten. So meint ein Interviewter, die Menschen, die zu uns kämen, hätten in ihrem Herkunftsland etwas angestellt, deshalb ginge es ihnen dort nicht mehr gut. Er sagt, man wisse nicht, wie diese Menschen seien, da man nicht in sie hineinsehen könne. Aus diesem Grund sei es ihm lieber, wenn er nichts mit ihnen zu tun haben muss. Ein anderer: „Ja, wenn sie sich benehmen und mich respektieren, so wie ich es mir auch von einheimischen Nachbarn erwarte. Sie sollten sich auch an unsere Gegebenheiten anpassen, müssen aber dafür nicht ihre Kultur aufgeben.“ Ein Dritter antwortet: „Die Eigenständigkeit eines jeden Landes sollte gewahrt bleiben. Es darf nicht dazu kommen, dass man selbst als Einheimischer nichts mehr tun darf, dass zum Beispiel das Kreuz aus dem Klassenzimmer entfernt werden muss, während die Ausländer alles tun dürfen und alles bekommen, was sie wollen.“

Bei den jüngeren Männern bejahen nur 34 die Frage, ob es in der Politik starke Männer braucht. 15 Antworten enthalten die Aussage, dass die Politik starke Persönlichkeiten braucht, wobei es egal ist, welchem Geschlecht sie angehören. Bei denen, die starke Männer befürworten, lässt sich eine Einstellung erkennen, die einer der Befragten folgendermaßen ausdrückt: „Man

braucht in der Politik starke Männer, damit auch wirklich etwas durchgesetzt werden kann. Oft sind Frauen dafür gar nicht schlechter, sie können auch bestimmte Ideen durchsetzen, aber es sind doch nur einige wenige. Frauen lassen sich leicht zu etwas überreden, während Männer hart bleiben können. Deshalb sind sie die Besseren in der Politik." Ein anderer sagt: „Die Männer sind entscheidungsfreudiger. Es ist sicher naturgegeben, dass die Frauen eher auf Ausgleich aus sind, anstatt eine Entscheidung gegen landläufige Meinungen zu treffen. Beispiele gibt es in der Politik hier jeden Tag." Ein Dritter meint: „In der Politik braucht es unbedingt Männer, weil es mit der Weiberwirtschaft auf die Dauer nicht funktionieren würde. Wenn mehrere Frauen zusammen sind, dann kommt nur Chaos heraus, weil jede ihren Kopf durchsetzen will, ohne Kompromisse einzugehen." Außerdem glaubt der Interviewte, dass Frauen das praktische „Umsetzungsvermögen" fehle, das heißt, dass sie zwar gute Theorien und Ideen hätten, diese aber nicht umzusetzen wissen. „Frauen denken viel zu kompliziert, Männer einfach und praktisch. Sie kommen schnell zu einer Lösung, während bei Frauen lange diskutiert wird. Und gerade in der Politik braucht es schnelle, wirksame Entscheidungen." Einer, der gegen starke Männer in der Politik ist, meint, dass Männer, die wegen ihrer starken Persönlichkeit gewählt werden würden, nach der Wahl kein Interesse mehr daran hätten, ihre Wahlversprechungen in die Tat umzusetzen. Er spricht sich eher für einen Mittelweg aus. Er tendiert allerdings eher zu „schwächeren" Persönlichkeit, da diese eher dazu gezwungen seien, ihre Wahlversprechen einzulösen.

Zur Vereinstätigkeit hat auch die Mehrzahl der jüngeren Männer eine positive Einstellung. Allerdings halten mehr jüngere als ältere Männer nichts von einer Vereinsmitgliedschaft (46 zu14 Nennungen). Bei den positiven Aussagen überwiegen Zuschreibungen wie: Vereine vermitteln soziale Kontakte, Kameradschaft, gemeinsame Interessen, die Integration im Dorf, Gemeinschaft, Zusammenhalt und Lebenssinn. Als exemplarische Antwort für die ablehnende Haltung soll hier die folgende zitiert werden: „Vereine bedeuten mir nicht viel, ich bin in keinem mehr und vermisse auch nichts. Habe auch so meine Kollegen, mit denen ich meinen Hobbys nachgehen kann. In einem Verein ist man mehr gebunden, hat Verpflichtungen, muss gewisse Zeiten einhalten. Das ist nicht mehr so mein Ding. Ich entscheide

lieber spontan." Ein anderer unternimmt lieber etwas mit seinen Kollegen. Er findet, dass man zu seinen Kumpeln einen engeren Bezug habe und mehr mit ihnen unternehmen könne. In einem Verein seien meist auch Personen eingeschrieben, mit denen man sich nicht so gut verstehe. „Dort könnte es wahrscheinlich häufiger zu Reibereien kommen als mit den Kumpels."

Auf die Frage, welches Geschlecht bei der Vergabe von Arbeitsplätzen bevorzugt werden sollte, wenn die Arbeit knapp wird, stimmten überraschend viele der jüngeren Männer für das eigene Geschlecht (24 Nennungen im Verhältnis zu 23 Nennungen, die Fähigkeiten und Kompetenzen und nicht das Geschlecht als Kriterien heranziehen). Ob diese Tatsache auf die gestiegene Arbeitsplatzunsicherheit unter den jüngeren Männern zurückzuführen ist oder auf die Internalisierung der Ernährerrolle, bleibt für eine Interpretation offen. Die meisten weisen der Frau vorrangig die Rolle im Haushalt zu. So meint ein jüngerer Befragter, der Mann müsse dem Beruf nachgehen, weil er für die Erziehung – vor allem in den ersten Jahren – die schlechteren Voraussetzungen mitbringe. „Ich denke, wenn es wirklich weniger Arbeit gibt, wird das auch besser funktionieren. Verglichen mit meinen Erfahrungen als Vater von zwei Töchtern glaube ich, dass in der umgekehrten Situation (Mann übernimmt Haushalt und Erziehung und Frau geht arbeiten) sich beide Partner erschwerten Bedingungen stellen müssen."

Auch bei der Frage, ob sie sich vorstellen können, mit Migranten im Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft zu wohnen, unterscheiden sich die jüngeren Männer nicht wesentlich von den älteren Befragten. So kann sich die Hälfte der diesbezüglich Antwortenden (26 Nennungen) gut vorstellen, mit Migranten zusammenzuleben. Selbst wenn ab und zu Skepsis durchscheint. So meint ein jüngerer Befragter: „Es ist vorstellbar, wenn die Integration passt. Wenn die Integration nicht funktioniert, kann es schnell zu Ghettosituationen kommen. Am Anfang ist es sicherlich schwierig, weil Migranten oft schlecht einzuschätzen sind. Man soll sie ja nicht alle in einen Topf werfen. Je nachdem, wie sie sich verhalten, kann es zu Unruhen oder auch nicht kommen." Ein anderer kann sich gut vorstellen, mit Migranten im selben Haus oder in unmittelbarer Nachbarschaft zu wohnen. Dies könne für ihn bereichernd sein und man könne neue Kulturen kennenlernen. Allerdings, so sagt er, komme es darauf an, wie anpassungsfähig die Migranten

selbst seien. Wenn sie nur ihren Lebensstil leben und keine Kompromisse eingehen würden, so könnte die Situation mit Sicherheit schwierig sein und zur Störung werden. Generell jedoch empfindet er das Zusammenleben mit Migranten im Hinblick auf das Kennenlernen neuer Kulturen als sehr bereichernd.

Bei den ablehnenden Haltungen spiegelt sich eine gewisse Tendenz in folgender Aussage wider: „Nein, weil jeder in seinem Land bleiben soll, er soll sein Land schätzen und schauen, dass durch seinen Einsatz das Land bereichert wird, dann geht es jedem im eigenen Land gut." Ein anderer meint: „Nein, weil durch ihre Anwesenheit die Lebensqualität sinkt. Wenn ein Ausländer neben mir wohnen würde, würde ich mich nicht mehr so sicher fühlen. Ich will nichts mit Ausländern zu tun haben." Und dein Dritter erklärt: „Nein. Ich bin der Meinung, dass ein Migrant sich ein Leben hier nicht leisten kann, ohne vom Staat unterstützt zu werden. Wir werden abgezockt, müssen vorne und hinten nur zahlen und Migranten nicht."

Bei denen, die sich nur unter gewissen Bedingungen vorstellen können, Migranten im Hause oder in der Nachbarschaft zu haben, steht vor allem das Argument der kulturellen Anpassung im Vordergrund. Ein Interviewpartner sagt: „Es kommt auf die Bildung der Ausländer an, auf ihre Kultur und ihre Einstellung. Ob sie schon lange in Südtirol leben oder gerade erst hergekommen sind." Für ihn sei es wichtig, dass sich die Migranten in die Gesellschaft einfühlen und anpassen können. Würden sie hingegen meinen, alles für sich beanspruchen zu können, keine Arbeit und eventuell einen kriminellen Hintergrund haben, hätte der Befragte etwas dagegen, dass diese Menschen bei ihm einziehen. Ein anderer antwortet: „Ich möchte nur mit Migranten zusammenwohnen, die einer Arbeit nachgehen und sich in Südtirol den Bräuchen anpassen. Migranten, die nur zu Hause rumsitzen und nicht arbeiten, also von der Sozialhilfe bzw. auf Staatskosten leben, finde ich nicht gut und mit denen will ich auch nicht zusammenwohnen."

Aus diesen Aussagen spricht das doch sehr weit verbreitete Vorurteil, dass Migranten auf Kosten des Staates leben und eventuell sogar besser gestellt sind als manche Einheimische. In diese Richtung geht auch die Antwort eines jüngeren Befragten, der eine extrem ablehnende Haltung vertritt:

> Nein, das kann ich mir nicht vorstellen, ich hab einfach zu schlechte Erfahrungen gemacht. Der Großteil, der da ist, liegt nur auf der faulen Haut und saugt uns aus, will auf unsere Kosten gut leben. Die Ausländer kennen jedes Hintertürchen, wollen überall etwas für sich herausschlagen, gleichzeitig kommen aber immer mehr Einheimische unter die Räder. Ich bin der Meinung, dass zuerst unseren armen Leuten geholfen werden sollte. Ich bin auch nicht gegen die Unterstützung der Ausländer, doch es bringt nichts, wenn sie alle zu uns kommen. Viel wichtiger wäre es, ihnen vor Ort zu helfen, damit sie sich selbst helfen können … Fast jedes Wochenende hört man von Schlägereien vor der Diskothek Max, angezettelt von miteinander verfeindeten Ausländern. Wenn sie schon zu uns kommen, dann sollten sie sich auch dementsprechend verhalten.

2.2 Die qualitative Väterstudie

Die Interviews wurden von Studierenden des ersten Studienjahres (Universität Bozen, Fachbereich für Bildungswissenschaften) im Fach Pädagogische Soziologie durchgeführt. Der Leitfaden wurde gemeinsam entwickelt und die Interviewer und Interviewerinnen waren angehalten, Väter in ihrer Umgebung auszusuchen, mit denen sie nicht enger verwandt waren. Der Leitfaden umfasste folgende Fragen:

- In Italien gibt es seit dem Jahr 2000 eine Regelung, dass Väter Vaterschaftsurlaub beantragen können. Die meisten Männer nehmen das Angebot jedoch nicht wahr. Welche Gründe sind Ihrer Meinung nach dafür verantwortlich? Wie war das bei Ihnen?
- Welche Bedeutung hat der Vater für die Kinder?
- Welche Bedeutung hat die Mutter für die Kinder?
- Sehen Sie Unterschiede in der Bedeutung der Mutter bzw. des Vaters bei der Erziehung von Mädchen oder Jungen?
- Wie teilen Sie sich die Aufgaben in Erziehung und Haushalt auf?
- Welche Bedeutung hatte Ihr Vater in Ihrer Kindheit für Sie und wie ist das heute?
- Wie viel Zeit verbringen Sie mit Ihren Kindern?
- Was machen Sie mit Ihren Kindern in dieser Zeit, schildern Sie typische Aktivitäten.

- Was sagen Sie zu der Aussage: „Frauen können besser mit kleinen Kindern umgehen als Männer“?
- Wer geht von Ihnen normalerweise zum Elternabend?
- Was wissen Sie über die schulischen Veranstaltungen Ihrer Kinder?
- Warum gibt es Ihrer Meinung nach im Kindergarten fast nur Erzieherinnen bzw. warum sind die meisten Lehrkräfte in der Schule weiblich?
- Glauben Sie, dass der Mann der Hauptverdiener in der Familie sein sollte?
- Wie hoch ist Ihre berufliche Belastung?
- Wie viele Stunden arbeiten Sie?
- Wie viel Zeit haben Sie für sich selbst übrig?

Bei der Beantwortung der Frage zur Elternzeit fällt auf, dass 30 der 32 Befragten über die Elternzeitregelung nicht informiert waren. Die meisten wussten einfach nicht, dass es sie gibt. Nur zwei der befragten Männer haben eine kurze, höchstens zweimonatige Elternzeit genommen. Bei fast allen Befragten klang an, dass sie in ihrer Umgebung keinen Vater kennen, der Elternzeit nimmt oder genommen hat.
Besonders häufig werden zwei Gründe dafür genannt, dass die Väter keine Elternzeit genommen haben. Ein Grund ist die Abhängigkeit vom Arbeitsplatz bzw. die Arbeitsbelastung, die begrenzten Möglichkeiten in der Privatwirtschaft Elternzeit nehmen zu können und das Problem, als Selbstständiger den eigenen Betrieb nicht im Stich lassen zu können (elf Nennungen). Das zweite Argument, das noch häufiger angeführt wird, ist die Auffassung, dass die Mutter in der frühen Kindheit die wichtigste – weil „natürliche“ –Bezugsperson des Kindes sein sollte (13 Nennungen). An dritter Stelle steht das Argument, dass der Mann ja meist der Hauptverdiener sei und man sich als Vater nur dann vorstellen könne Elternzeit zu nehmen, wenn die Frau die Hauptverdienerin wäre (fünf Nennungen). Nur ein Mann meinte, er würde sich in seinem männlichen Stolz verletzt fühlen. In vielen Interviews schwingt das Problem mit, dass die gesellschaftliche Anerkennung für diese frühkindliche Vaterrolle fehlt (ähnlich wie beim Hausmann). Darüber hinaus wurde angeführt (drei Nennungen), dass viele

berufstätige Frauen im öffentlichen Dienst arbeiteten und es daher leichter hätten, Elternzeit zu beanspruchen.
Die Argumente, dass der Vater an die Arbeits- und Ernährerrolle gebunden und die Mutter gleichsam „naturgemäß" die frühkindliche Phase zu gestalten habe, werden manchmal gleichzeitig geäußert. „Ich habe von dieser Regelung gehört, dass der Vater zu Hause bleiben kann und die Mutter dann arbeiten geht. Ich höre immer wieder, dass diese Regelung ernst genommen wird. Doch hier in meiner Gegend habe ich noch keinen Vater gesehen, der Vaterschaftsurlaub beantragt hat. Im Fernsehen hört man aber, dass immer mehr Väter diese Regelung ernst nehmen. Ich vertrete die Meinung, dass mehr Väter dies beantragen, die in einer höheren Gesellschaftsebene leben. Das heißt, wo beide Eltern den gleichen Beruf ausüben, zum Beispiel Lehrer oder Lehrerin. Die Gründe dafür, dass die Männer keinen Vaterschaftsurlaub nehmen, liegen sicher darin, dass die Frau immer noch als Hausfrau gesehen wird und der Mann das Geld nach Hause bringt. Wenn das Kind noch ganz klein ist, ist die Frau im Umgang mit ihm geschickter als der Mann."
Die Abhängigkeit des Vaters von der Arbeit und der Arbeitsstelle wird unterschiedlich definiert. Zum einen als Abhängigkeit – verbunden mit der Annahme, dass man vom Betrieb nicht beurlaubt werden würde – bis hin zur Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren. Eine in diese Richtung gehende Aussage lautet: „Nehmen wir mal meine Situation her. Ich habe zum Beispiel ein paar Stunden freigenommen, als meine Frau unsere Kinder geboren hat und noch im Krankenhaus war. Wenn ich es nur gewagt hätte, meinen Chef zu fragen, ob ich einen Vaterschaftsurlaub kriege, dann hätte dieser mir wohl geraten, frisch definitiv zu Hause zu bleiben und mir eine andere Arbeit zu suchen." Zum anderen wird mehrmals darauf hingewiesen, dass es gerade in den privatwirtschaftlichen Kleinbetrieben, die in Südtirol verbreitet sind, fast unmöglich sei, für einen Vaterschaftsurlaub auszusteigen. „Ist jemand zum Beispiel selbstständig, dann kann es sein, dass er im Betrieb unentbehrlich ist. Ich würde sagen, dass die Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe eher Elternzeit beanspruchen, weil dieses Angebot dort stark gefördert wird. Zum Beispiel bleibt der Arbeitsplatz erhalten, die Sozialbeiträge werden weiterhin bezahlt und man kann bis die Kinder drei Jahre alt sind zu

Hause bleiben. Dies ist aber in den privaten Betrieben nicht so. Soviel ich weiß, darf man dort nur höchstens neun Monate zu Hause bleiben und man bekommt während der Elternzeit nur 30 % des Lohns gezahlt. Ein weiterer Grund kann auch mit der Wirtschaftskrise zusammenhängen. So kann ich mir vorstellen, dass heute viel mehr auf das Geld geachtet werden muss, damit man sich eine Familie überhaupt leisten kann." Breiter vertreten ist die Meinung, dass die Frauen, solange die Männer den besser bezahlten Job hätten, in der frühkindlichen Phase zu Hause bleiben sollten. So sagt ein Mann: „Ich glaube, dass viele Männer den Vaterschaftsurlaub nicht in Anspruch nehmen, da sie oft eine besser bezahlte Arbeit haben. Dazu muss man sagen, dass Männer bei gleicher Arbeit oft mehr verdienen als Frauen. Zum Beispiel als Kellner oder in der Privatwirtschaft. Ich als Unternehmer stelle auch lieber einen Mann ein, denn die Frauen sind meist nach einiger Zeit schwanger und fallen aus. Es klingt vielleicht nicht schön, aber dies sind Dinge, die ein Unternehmer bedenken muss, wenn er will, dass sein Unternehmen funktioniert. Wenn meine Frau eine besser bezahlte Arbeit hätte als ich, würde ich den Vaterschaftsurlaub schon in Betracht ziehen. Wenn dies bei uns der Fall gewesen wäre, hätte ich damit kein Problem gehabt, in den Vaterschaftsurlaub zu gehen." Diese Widersprüchlichkeit in der Aussage zeigt das Dilemma, in dem einige der Väter stecken. Sie würden gerne an der alltäglichen Betreuung und Erziehung des Kleinkindes teilhaben, fühlen aber, dass ihnen dies aufgrund von Tradition und gesellschaftlichen Bedingungen verwehrt wird. Daher suchen sie nach Rationalisierungen. Natürlich spielt auch immer die Furcht vor der Meinung des dörflichen Umfelds einer Rolle. Ein Mann bringt es auf den Punkt: „Wenn die Frauen Mutterschaftsurlaub nehmen, ist das selbstverständlich; wenn die Männer das tun, scheint das oft so, als würden sie die Situation ausnützen, um nebenbei anderswo zu arbeiten."

Am häufigsten aber wird die gleichsam „natürliche" Bestimmung der Frau in ihrer Rolle als Mutter angeführt. Dazu folgende Antwort: „Ich bin froh darüber, dass meine Frau bei den Kindern geblieben ist. Bei uns zu Hause war es anfangs so, dass ich schon mitgeholfen habe, was den Haushalt anging, aber nach der Geburt unseres ersten Kindes, Jasmin, blieb meine Frau beim Kind. Meiner Ansicht nach ziehen viele Männer die Möglichkeit

Vaterschaftsurlaub zu nehmen nicht in Erwägung, weil sie finden, dass es für das Kind besser ist, in der ersten Phase von der Mutter betreut zu werden." Eine andere Antwort geht ebenfalls in diese Richtung: „Ich glaube, dass die Frau anfangs für das Kind viel wichtiger ist. Die beiden sind für neun Monate eins. Nach der Geburt ist die Mutter doch die einzige Person, die das Kind schon kennt. Die Mutter stillt das Kind auch und da ist es doch besser, wenn sie bei ihm bleibt." Ein Dritter bringt Arbeits- und Mutter-Argument zusammen: „Nach wie vor nehmen die Frauen den ihnen zustehenden Mutterschaftsurlaub. Viele Chefs meinen immer noch, dass ein frischgebackener Vater zwei oder drei Tage nach der Geburt wieder im Betrieb seinen Mann stehen sollte. Zudem glauben viele Väter, dass sie in den ersten Tagen und Wochen im Lebens ihres Neuankömmlings nicht wirklich wichtig für ihn sind, da dieser lediglich Muttermilch und Schlaf benötigt. Außerdem bringen sie meist das große Geld nach Hause."

Insgesamt lässt sich aus den Antworten der Männer das Bestreben herauslesen, als Vater an der Erziehung der Kinder beteiligt zu sein. Dabei wird die erzieherische Nähe eher der Mutter zugeschrieben, die Distanz eher dem Vater. Es ist ein deutlicher Trend dahin zu erkennen, dass die Mutter die erzieherisch Tätige ist, der Vater aber bei den Erziehungsentscheidungen, die über den inneren Kreis des alltäglichen Haushalts hinausgehen, eine spezifische Rolle für sich beansprucht. Da die Väter meist durch Arbeits- und Berufstätigkeit unter der Woche stark beansprucht sind, bleibt vor allem das Wochenende für die Kinder. Die Aussagen der Männer müssen also vor der dahinterliegenden Zeitstruktur interpretiert werden. Dazu kommt die Vorstellung von einer „natürlichen Arbeitsteilung" der Geschlechter, vor allem in der frühkindlichen Phase.

So teilen rund zwei Drittel der Befragten ein gleichsam dualistisches Modell, in der der Mutter vor allem die emotionale Erziehungsrolle, als „Herz der Familie" (so ein Vater) zugeschrieben wird. Sie ist es, die Geborgenheit ausstrahlt. Ein Vater geht sogar so weit, dass er vom „Mutterinstinkt" spricht. „Die Mutter ist der Alltag, der Vater ist das Beispiel", so lautet die Antwort eines anderen Vaters. Das führt zur Tendenz, dass sich die Väter vor allem in der Vorbildfunktion, in der Schutzfunktion, in der Entscheidungsfunktion und in der Aktivitätsfunktion sehen. Dahinter steckt ebenfalls die schon im

ersten Fragebereich fast durchgängig geäußerte männliche Vorstellung von der Ernährerrolle.
Auch dort, wo Väter angeben, beide seien gleich wichtig für die Kinder, wird im Verlaufe des Gesprächs deutlich, dass Mutter- und Vaterrolle relativ geschlechterstereotyp different oder ergänzend gesehen werden. Außerdem zeigte die Kontrollfrage, dass die betreffenden Väter von der wenigen Zeit, die sie für die Familie haben, diese Gleichverteilung gar nicht einlösen können. Vielmehr bekommt man den Eindruck, dass sie davon ausgehen, dass sie aus der Sicht der Kinder gleich erscheinen. Das lässt darauf schließen, dass die Väter im Alltag immer wieder über die Mutter präsent sind bzw. präsent gemacht werden. Gleichzeitig gehen sie davon aus, dass sie durch ihre intensive Wochenendbeschäftigung mit den Kindern (der Vater macht „tolle Dinge", die Rolle des Vaters ist „spielerisch und abwechslungsreich") eine gewisse Nachhaltigkeit für die Woche erreichen können.
Eine nahezu exemplarische Aussage zur Rollenverteilung von Vater und Mutter liegt in der folgenden Antwort eines Vaters: „Ich glaube, dass beide Elternteile für die Kinder gleich wichtig sind und auch denselben Stellenwert haben. In Herzensangelegenheiten, emotionalen Begebenheiten und gefühlsbetonten Gesprächen glaube ich, wird zu allererst die Mutter kontaktiert, während der Familienvater in Krisensituationen, bei materiellen Wünschen und Problemen, beispielsweise in der Schule, aufgesucht wird. Mit der Mutter spricht man über das Mädchen oder den Jungen, das oder den man mag, über den besten Freund oder die beste Freundin, die hinter dem Rücken über einen gelacht hat, über die erste Liebe, über den ersten Liebeskummer und über sonstigen Herzschmerz, der sich angesammelt und aufgestaut hat. Mit dem Vater geht man zum Fußballspielen, sieht sich abends die Sportschau an, spricht über Autos, werkelt gemeinsam an irgendwelchen Geräten herum oder lässt sich von ihm einige Verteidigungsgriffe beibringen, die man stolz ausprobieren kann, wenn der Raufbold der Schule wieder einmal hinter einem her ist." Ein anderer Vater glaubt, dass die frühkindliche Mutter-Kind-Symbiose auch später erhalten bleibt: „Die Mutter ist die Mutter. Sie hat das Kind ausgetragen und von vornherein ein ganz anderes und besonderes Verhältnis zu ihrem Kind, speziell am Anfang. Aber auch später behält die Mutter ihre besondere Stellung. Mutter und

Kind haben schon eine gemeinsame Vergangenheit, wenn das Kind geboren wird, quasi von Natur aus. Der Vater startet dagegen praktisch bei null. Ich habe zwar schon vor der Geburt versucht, dem Kind meine Präsenz zu vermitteln, zum Beispiel durch die Berührung des Bauches und durch meine Stimme. Irgendwie bin ich schon präsent gewesen, aber nicht vergleichbar mit der Mutter. Nach ein bis zwei Jahren können die Rollen schon getauscht werden, aber das Verhältnis wird nie gleich sein. Aber nach einiger Zeit ist es für das Kind nicht mehr so wichtig, wer mehr Zeit zu Hause oder mit ihm verbringt." Nach Ansicht eines anderen ist die Mutter besser dafür geeignete, die Kinder bei den Hausaufgaben zu betreuen, mit ihnen zu basteln oder ähnliche Tätigkeiten zu verrichten. Der Vater hingegen sollte mit den Kindern Baumhäuser bauen, Sport treiben, Dinge reparieren und ähnliches. Bei Gesellschaftsspielen sollten beide Eltern gemeinsam mit dem Kind spielen. Ein anderer Mann hat die Art und Bedeutung der Vaterrolle nicht am Beispiel seiner Kinder erläutert, sondern an den Nachbarskindern: „Meiner Meinung nach hat der Vater eine wichtige Rolle für die Kinder. In meiner Nachbarschaft wohnt eine alleinerziehende Mutter mit ihren zwei Kindern. Die Jungen sind vier und fünf Jahre alt. Oft sind sie bei uns zu Besuch, um mit meinen Kindern zu spielen. Die Kinder der Nachbarin genießen es immer sichtlich, wenn ich mit ihnen Fußball spiele oder sie zu einer Radtour mitnehme. Der fünfjährige Junge hat bereits oft zu meiner Frau und mir gesagt, dass seine Mutter nicht immer Zeit habe, so tolle Dinge mit ihnen zu unternehmen und sein Vater nicht so oft zu Besuch komme."

Durch die Antworten auf die Frage, ob die Väter Unterschiede in der Betreuung von Jungen und Mädchen sehen, zieht sich – fast wie ein roter Faden – die Trennung zwischen funktionalen und emotionalen Beziehungen. So gibt fast die Hälfte der Befragten an, dass die Söhne eine größere emotionale Nähe zur Mutter, die Töchter eine zum Vater haben. Auf der anderen Seite gibt es eine enge funktionale Beziehung zwischen Vater und Sohn und zwischen Mutter und Tochter, die durch die Rollenverteilung bei den *haushaltlichen* bzw. *außerhaushaltlichen* Aktivitäten gekennzeichnet ist. Ein Mann erzählt: „Bei den Söhnen konnte ich feststellen, dass sie eine sehr enge und vertraute Beziehung zur Mutter aufgebaut, entwickelt und auch beibehalten haben. Sie rannten auch mit dem kleinsten Wehwehchen zuerst zur Mutter,

um sich von ihr trösten und versorgen zu lassen." Ein anderer sagt über die Vater-Sohn-Beziehung:

> Ich glaube, dass der Vater, je größer die Jungen werden, immer mehr an Bedeutung gewinnt. Meist teilt ein Junge viele Vorlieben, Hobbys und Ansichten mit seinem Vater. Der Vater kann sich in gewisser Hinsicht oft einfach besser in einen Jungen hineinversetzen als die Mutter. Ich glaube, dass es so sein wird, ich weiß es aber nicht genau, weil meine Jungen noch klein sind.

Ein Dritter umschreibt die funktionale Differenzierung in der Betreuung von Mädchen und Jungen wie folgt: „Ein Mädchen wird sicher anders erzogen als ein Junge, weil die späteren Aufgabenbereiche verschieden sind. Ich gebe das so weiter, wie ich es selbst erfahren habe und das wird wahrscheinlich auch so bleiben, wenn sich nichts ändert." Ein Vierter differenziert noch weiter:

> Ich glaube, generell brauchen beide, egal ob Junge oder Mädchen, beide Elternteile, weil ein Elternteil immer einseitig ist. Ich kann mir aber vorstellen, dass ein Junge einen Vater vielleicht noch ein bisschen mehr braucht als ein Mädchen. Vielleicht weil er vor dem Vater mehr Respekt hat als vor der Mutter und sich deshalb viele Dinge nicht so getraut oder sich vom Vater leichter leiten lässt. Vor allem ab einem bestimmten Alter, denke ich.

Ein anderer thematisiert die Diskrepanz zwischen dem Wunsch der Eltern, wie Erziehung sein sollte, und der Wirklichkeit des Aufwachsens von Mädchen und Jungen:

> Ja, ich denke schon, dass es einen Unterschied in der Erziehung von Mädchen und Jungen gibt. Ich erlebe dies ja tagtäglich mit meinen eigenen zwei Kindern. Ich kann es mir nicht erklären warum, man hört es aber immer wieder, dass Mädchen einfacher zu erziehen seien als Jungen. Ich kann mich dieser Aussage ohne Zweifel anschließen. Nein, im Ernst, ich bin der Meinung, dass Mädchen und Jungen gleich erzogen werden sollten. Es ist aber häufig der Fall, so erlebe ich das, dass Mädchen ganz andere Bedürfnisse haben als Jungs und umgekehrt. Unsere Tochter zum Beispiel befolgt unsere Erziehungsanweisungen eigentlich immer ohne

> lange zu zögern. Unser Sohn hingegen ist jetzt schon ganz anders als unsere Tochter. Er stellt sich mit seinen fünf Jahren in gewissen Situationen gegen meinen Willen oder den meiner Frau. Dies erfordert dann andere Erziehungsmaßnahmen. Man geht dann schon anders mit ihm um.

In einer anderen Antwort wird der Unterschied der Erziehung von Mädchen und Jungen damit erklärt, dass sich mit zunehmendem Alter eine geschlechtsspezifische Rollenteilung zeigt. Der Befragte sagt:

> Ich würde sagen, dass die Mutter vielleicht eine etwas größere Bedeutung für die Mädchen hat, während der Vater eine etwas größere Bedeutung für die Jungen hat. Das bildet sich aber erst im Laufe der Jahre heraus. So konnte ich beispielsweise beobachten, dass mein Sohn ab dem sechsten Lebensjahr häufiger meine Nähe suchte und auch mehr Zeit mit mir verbringen wollte als mit seiner Mutter. Ich erkläre mir das damit, dass er in diesem Alter vermehrt Tätigkeiten ausüben wollte, für die sich mehr Jungs als Mädchen interessieren. Er wollte den ganzen Tag mit mir an meinem Auto herumbasteln, mit dem Opa auf dem Bauernhof Traktor fahren und so weiter. So werden Mädchen in diesem Alter vermehrt die Nähe zur Mutter suchen, die ihnen zeigt, wie man kocht, Kekse bäckt und sich hübsch macht. Die Kleine meiner Schwester fragt ihre Mutter ständig, ob sie ihr die Haare frisieren könne und so weiter. Mein Sohn hingegen würde nie hingehen und die Mutter darum bitten, dass sie ihm die Haare stylt.

In einem anderen Interview heißt es:

> Natürlich gibt es Unterschiede. Ganz allgemein möchte ich schon behaupten, dass sich die Jungs mehr mit dem Vater, Mädchen mehr mit der Mutter identifizieren. Sicherlich verhalte auch ich mich gegenüber meinem Jungen anders als gegenüber den zwei Mädchen. Mit ihm schneide ich andere Themen an, Themen, die sagen wir … besser zur männlichen Lebenswelt passen. Doch glaube ich auch, dass sich dies heutzutage, im Vergleich zu früher, ziemlich verändert hat und man heute Mädchen und Jungen ziemlich ähnlich behandelt.

Hier zeigt sich deutlich die Spannung zwischen der Nivellierungstendenz, wie sie der öffentliche Diskurs anmahnt, und der Erziehungswirklichkeit.

Eine Tatsache, die sich auch in anderen Interviews beobachten lässt. Die Trennung zwischen *emotional* und *funktional* wird von einem anderen Interviewpartner so thematisiert:

> Es ist nicht der Fall, dass mein Sohn ausschließlich mit mir spielt und sich die Tochter ausschließlich an die Mutter wendet. Einen Unterschied gibt es im Hinblick auf die Diskussion bestimmter Themen. So werde ich als Vater eher in Sach- und Problemlösungsfragen herangezogen und meine Frau eher bei persönlichen und emotionalen Problemen. In letzter Zeit ist mir aufgefallen, dass sich mein zwölfjähriger Sohn bei theoretischen Debatten mehr an mich wendet. Ich kann mich täuschen, aber vielleicht eignen sich Väter wegen ihres Kommunikationsstils besser für das Gespräch mit ihren Kindern als Mütter. Nein, Spaß beiseite. Ich als Vater und auch meine Frau als Mutter versuchen in unserer Erziehungsarbeit eine gleichgestellte Beziehung zu unseren Kindern aufzubauen.

Bei einem anderen tritt wieder der emotionale Aspekt stärker hervor:

> Ich denke, der Vater ist allgemein autoritärer als die Mutter. Die Mutter verbringt viel mehr Zeit mit den Kindern. Also erlauben sie sich auch mehr, vor dem Vater haben sie größeren Respekt. Mit den Jungs gehen Väter wahrscheinlich lockerer um, sie geben ihnen mehr Raum und lassen sie sich einfach freier bewegen. Vielleicht, weil Väter selbst schon in dieser Rolle waren. Man hört oft, dass die Buben Mama-Söhnchen und die Mädchen Papa-Kinder sind. Etwas wird schon daran sein. Auch unser Sohn ist eher ein Mama-Söhnchen, obwohl es nicht immer so war.

Auch das Argument, Mädchen müssten stärker beschützt werden als Jungen, kommt in drei Antworten vor. Einmal wird sogar vom „Beschützerinstinkt des Vaters“ gesprochen. Auffällig ist insgesamt, dass nur ganz wenige darauf insistieren, dass kein Unterschied besteht, während die Aussage, dass man bestrebt ist, keine Unterschiede zu machen, öfter vorkommt.

Auf die Frage, wie die Aufgaben im Haushalt und in der Erziehung aufgeteilt sind, antwortet über die Hälfte der Befragten, dass vor allem die Frau

für den Haushalt zuständig sei. Ein Viertel der Befragten praktiziert eine gleichberechtigte Arbeitsteilung und das andere Viertel hilft mit. Auch bei denen, die aussagen, dass sie die Hausarbeiten gemeinsam erledigen, gibt es wieder einige, die der Partnerin die innere Hausarbeit zuweisen. Gemeinsame Aufgabenteilung besteht hauptsächlich dort, wo beide Partner berufstätig sind. Sonst nehmen die Väter vor allem Aufgaben rund ums Haus wahr (Reparaturen, Gartenarbeiten, Holzmachen usw.). Auffällig ist, dass ein Großteil der befragten Väter insistiert, an der Erziehung teilzuhaben. Sie seien an den Entscheidungen über die Erziehung vornehmlich oder zusammen mit der Partnerin beteiligt, sagen sie.

> Was die Erziehung unserer Kinder angeht, muss ich schon sagen, dass es unsere gemeinsame Aufgabe ist. Was den Haushalt angeht, muss leider meine Frau damit fertig werden, weil ich ja den ganzen Tag arbeite und nicht zu Hause bin. Meine Frau erledigt die meisten Aufgaben im Haushalt, zum Beispiel Waschen, Kochen, Putzen, Bügeln und so weiter. Sie bringt den Kleinen auch jeden Tag in den Kindergarten. Aber sie kann stets auf meine Unterstützung zählen. Wenn ich daheim bin, dann helfe ich auch. Ich gehe einkaufen, spüle ab, koche – eigentlich helfe ich, wo ich kann. Es gibt keine fixe Arbeitsteilung bei uns. Bei den sogenannten Männerarbeiten werde eher ich fleißig dranbleiben, wie zum Beispiel beim Holzfällen, Müllraustragen, Rasenmähen und bei allen möglichen Reparaturarbeiten bzw. beim Weißeln.

Ein anderer erklärt:

> Da ich tagsüber bei der Arbeit bin und erst spät nach Hause komme, beschäftigt sich meine Frau, die nicht berufstätig ist, vorwiegend mit den Aufgaben im Haushalt und in der Erziehung. Am Wochenende helfe ich dann gerne mit, so weit ich kann. Da das Kochen nicht jedermanns Sache ist und ich das auch nicht gerne tue, bin ich eher für den Einkauf der Lebensmittel, den Abwasch des Geschirrs, das Aufhängen der Wäsche, das Reinigen der Böden und das Einheizen des Ofens zuständig. Was die Erziehung der Kinder betrifft, so kann bzw. sollte ein Familienvater, meiner Meinung nach, schon früh damit beginnen. Dies kann nicht nur die Beziehung zur Ehepartnerin stärken, sondern auch die Bindung zu jedem einzelnen Kind. Das Wechseln der Windeln, das Füttern sowie die gemeinsame

Badestunde mit den Babys und Kindern sind natürlich auch Aufgaben eines Mannes. Zu meinen Aufgaben gehören ebenfalls das Spazierengehen, die Kinder von Kindergarten oder Schule abholen oder das Zubettbringen. Allerdings kann ich dies nur an Sonn- und Feiertagen genießen.

Ein anderes Beispiel für das Mithelfen des Vaters im Haushalt:

Ich glaube, ich kann von mir schon behaupten, dass ich im Haushalt mithelfe. Ich bin das schon von klein auf gewohnt, mein Vater hat meine Mutter im Haushalt auch sehr unterstützt. Da meine Frau Teilzeit arbeitet, teilen wir uns die Aufgaben im Haushalt auf. Vieles machen wir aber gemeinsam, zum Beispiel Fenster- oder Hausputz bzw. Gartenarbeiten. Für das Frühstück und generell fürs Kaffeemachen bin ich zuständig. Unter der Woche kocht meine Frau und am Wochenende koche meistens ich. Bei Tätigkeiten wie Wäsche aufhängen wechseln wir uns meistens ab. Das Wäschewaschen und Bügeln überlasse ich meiner Frau, das ist nämlich nicht so meine Stärke. Wenn es allerdings nicht anders geht, dann wasche und bügele ich auch. Meine Frau ist natürlich häufiger bei den Kindern und übernimmt deshalb wahrscheinlich den größeren Teil der Erziehung. Ich bin größtenteils am Abend und am Wochenende für die Kinder da.

Ein anderer sagt:

Im Haushalt macht beinahe alles meine Frau. Sie kocht sehr gerne und hat eine Leidenschaft für den Garten mit verschiedenen Kräutern und Pflanzen. Sie putzt und macht auch die Wäsche. Ich kann das nicht, das habe ich nie probiert. Ich übernehme meist den Müll und das Heizen und bin – wenn etwas kaputt ist – eher handwerklich tätig. Ansonsten macht alles meine Frau. Da ich fast den ganzen Tag in der Werkstatt arbeite, übernimmt meine Frau automatisch den Haushalt. In der Erziehung sind wir beide beteiligt. Meine Frau holt unseren Sohn meist vom Kindergarten ab, am Nachmittag ist er oft mit mir in der Werkstatt und abends spielt er meist Brettspiele oder Lego mit der Mutter. Wie gesagt, er hängt derzeit mehr an der Mutter und wendet sich auch eher an sie. Auch wenn ich mich an der Erziehung beteilige, hat meine Frau hier die Oberhand. Sie wacht mit dem Jungen auf und macht ihn für den Kindergarten fertig bzw. sie erzählt ihm

> eine Gute-Nacht-Geschichte. Sie ist einfach präsenter. Wenn es um wichtige Erziehungsfragen geht, besprechen wir diese zusammen.

Bei den Antworten wird durchwegs deutlich, dass die Väter stärker von Arbeit und Beruf beansprucht sind als die Mütter. Die wöchentlichen Arbeitszeiten liegen bei den Befragten zwischen 40 und 60 Stunden, der Durchschnitt bei 48 Stunden. Nur zwei Befragte arbeiten halbtags. Insofern ist es auch plausibel, dass die Väter vor allem am Wochenende ihre Zeit mit ihren Kindern verbringen. Einige haben unter der Woche abends Zeit, die Kinder noch ins Bett zu bringen oder ihnen etwas vorzulesen. Dennoch vermitteln die Interviews den Eindruck, dass die Väter glauben, sie würden auch unter der Woche relativ viel Zeit mit den Kindern verbringen. Allerdings rechnen sie die Zeit dazu, in der sie die Kinder zumindest sehen. Auch fällt auf, dass die Väter durchwegs meist herausgehobene bewegungs- oder eventorientierte Betätigungen angeben, wenn sie danach gefragt werden, was sie mit ihren Kindern in der Zeit unternehmen, die sie mit ihnen verbringen. Das alltägliche Dabeisein wird der Mutter zugerechnet. Der Vater unternimmt etwas mit den Kindern oder der Familie, was meist aus dem Alltag heraussticht. Dabei ist aber auch zu berücksichtigen, dass die Väter – zumindest ist dies der Eindruck aus rund der Hälfte der Interviews – versuchen, über ihre Aktivitäten einen besonderen Zugang zu den Kindern zu bekommen, einen Zugang, der im Kontrast zu dem der Mutter steht.

> In der Woche kann ich wegen meiner Arbeitszeiten nicht sehr viel Zeit mit meinen Kindern verbringen. Abends verbringe ich während des Essens Zeit mit meinen Kindern. Danach machen wir manchmal mit der ganzen Familie einen Spieleabend oder einen gemütlichen Fernsehabend. Meine freien Tage verbringe ich immer mit meiner Familie. Dann machen wir entweder einen Ausflug, zum Beispiel in einen Erlebnispark, einen Spaziergang oder so weiter. Manchmal gehen wir auch nur Eis essen oder sitzen in gemütlicher Runde in unserem Garten, wo wir bei schönem Wetter grillen oder einfach nur reden und Karten spielen. Auch unser alljährlicher zweiwöchiger Urlaub in einem fernen Land ist zur Tradition geworden. Diese zwei Wochen im Jahr genieße ich immer besonders, weil ich diese Zeit nur mit meiner Familie verbringen kann.

Ein anderer äußert sich ähnlich:

> Meine freie Zeit verbringe ich immer mit meiner Familie. Vor allem am Wochenende gehört die Zeit meinen Kindern. Da sind wir dann von morgens bis abends zusammen. Am Samstag gibt es meistens zu Hause viel zu tun, da helfen sie mir gerne. Wir mähen zusammen den Rasen oder gehen in den Wald zum Holz machen, das gefällt den beiden besonders gut. Am Sonntag unternehmen wir meistens etwas miteinander. Am letzten Sonntag waren wir beispielsweise Radfahren. Im Sommer gehen wir auf den Berg, manchmal auch zum Klettern. Im Winter fahren wir zusammen Ski oder rodeln. Meine Frau ist natürlich immer dabei. Unter der Woche habe ich leider weniger Zeit. Ich komme zwischen fünf und halb sechs nach Hause und da gibt es dann meistens noch andere Sachen zu tun. Wenn ich Zeit habe, spiele ich natürlich mit meinen Kindern. Mit Leo gehe ich dann in den Garten zum Fußballspielen oder ich mache mit beiden am Abend noch eine Runde mit dem Fahrrad. Dafür bleibt aber nicht viel Zeit, da die Kinder schon um acht Uhr ins Bett gehen, da sie am nächsten Tag zur Schule oder in den Kindergarten müssen. Wenn ich gar keine Zeit habe, dann möchte ich sie wenigstens ins Bett bringen. Besonders schön finde ich, dass wir alle gemeinsam frühstücken und zu Abend essen. Da hört man, was in der Schule passiert oder was es im Kindergarten Neues gibt.

Die folgende Antwort zeigt die Trennung von Haushalt und Erziehung aus dem Blickwinkel des Vaters:

> Im Haushalt ist es so, dass meine Frau so gut wie alles für uns erledigt. Ich komme abends von der Arbeit nach Hause, da bleibt wenig Zeit für Tätigkeiten im Haushalt. Meine Frau hat hier, Gott sei Dank, viel Verständnis und unterstützt mich, wo sie nur kann. Bei der Erziehung kümmern wir uns hingegen gemeinsam um unsere vier Kinder, anders würde es wohl nicht funktionieren. Zurzeit diskutieren wir gerade darüber, wie lange unsere 15-jährige Tochter ausgehen darf. Wir sprechen uns zuerst ab und reden dann mit ihr darüber. Auf diese Weise funktioniert es sehr gut.

Auch diese Aussage zeigt, dass die meisten der befragten Väter die alltägliche Familienarbeit, die von den Mütter verrichtet wird, nicht als Erzie-

hungstätigkeit empfinden. Erziehung beginnt für sie erst dort, wo beide Elternteile Erziehungsfragen thematisieren und darüber entscheiden.
Ein Indiz dafür, dass alltägliche Familienarbeit und Erziehung eng zusammenhängen, sollte die Frage nach dem Besuch von Elternabenden liefern. Bis auf drei Ausnahmen sind es immer die Frauen der Befragten, die zum Elternabend gehen. Bei diesen Ausnahmen handelt es sich um einen Lehrer, der diese Aufgabe aus beruflichen Gründen nicht seiner Frau überlässt, einen Mann, dessen Frau nur Italienisch spricht und einen weiteren Mann, der die Elternabende gemeinsam mit seiner Frau besucht. Eine exemplarische Antwort zu diesem Fragekomplex lautet:

> Zu den Elternabenden geht normalerweise die Mutter, meine Frau. Aus zeitlichen Gründen schaffe ich es einfach nicht, an den Elternabenden teilzunehmen, obwohl es mich schon oft interessieren würde. Aber wir bereden dann alles gemeinsam zu Hause und meine Frau erzählt mir vom Elternabend und so weiter. Über die Veranstaltungen in der Schule oder im Kindergarten weiß ich Bescheid. Aber auch dort schaffe ich es zeitlich nicht teilzunehmen. Die Kinder erzählen mir abends, wenn ich früher nach Hause komme, oder am Wochenende sehr viel über die Geschehnisse in der Schule. Ich spreche dann sehr gerne mit ihnen über das, was sie mir erzählen. Ich denke, dass es auch für die Kinder sehr wichtig ist, über solche Sachen mit beiden Elternteilen zu reden und nicht nur mit der Mutter. Ich erkläre es meinen Kindern und sie verstehen auch, dass ich nicht immer oder nicht so oft an den Veranstaltungen teilnehmen kann. Genau aus diesem Grund widme ich mich dann das Wochenende ganz meiner Familie. Ich weiß, dass ich viel nachzuholen habe.

Ein anderer Mann meint: „Meine Frau geht meist in die Elternabende, aber bei den Sprechstunden teilen wir uns die Lehrer auf. Mir gefallen die Sprechstunden, die Lehrpersonen loben meine Töchter und das höre ich gerne.“ Eine Interviewerin berichtet vom Gespräch mit einem der interviewten Männer:

> „Sie ist gerade auf einem Elternabend“, war die Antwort, die ich sofort zu hören bekam. Dann musste mein Interviewpartner anfangen zu lachen. Er sagte, dass ihm erst durch dieses Interview klar werde, was die Mutter seiner Kinder

> eigentlich alles für die Kindererziehung mache. Nicht nur heute, auch sonst besucht seine Frau die Veranstaltungen wie Elternabende und Sprechtage. Auch begleitet die Mutter in der Freizeit die Kinder überallhin. Natürlich auch dann, wenn sie Veranstaltungen außerhalb der Schule besuchen wie den Musikunterricht oder das Fußballtraining. Der Vater ist zwar über alle Veranstaltungen informiert, die mit der Schule zu tun haben. Doch er gibt offen zu, dass er die meiste Zeit nicht zuhört, wenn seine Lebensgefährtin ihm versucht zu erklären, was alles angesagt ist. Dies sei der Hauptgrund, warum er über manches oft nicht informiert ist, beziehungsweise nicht Bescheid weiß.

Ein anderer Mann differenziert seine Antwort:

> Zum Elternsprechtag geht normalerweise meine Frau. Ich arbeite den ganzen Tag, daher ist es einfacher, wenn meine Frau zum Elternsprechtag geht. Aber zu den Elternabenden gehe ich oft hin und zu den abendlichen Treffen, bei denen sich die Eltern treffen, um etwas ausmachen, wie zum Beispiel heuer als meine kleinere Tochter Erstkommunion hatte. Ich habe mich schon im Kindergarten dafür interessiert, was dort so passiert ist, und jetzt in der Grundschule ist es genauso. Ich will einfach, dass meine Kinder sich wohlfühlen und meine bzw. unsere Unterstützung haben und spüren. Veranstaltungen werden nicht viele organisiert. Zum Mutter- und Vatertag können wir mit den Kindern einen halben Tag in der Grundschule verbringen. Beim Fasching bin ich immer dabei. Da werden ein Umzug und ein Theater organisiert, bei dem die Eltern dabei sein können. Ich bin bei jedem Spaß dabei. Sonst wird nicht viel unternommen, doch ich bin immer froh, wenn ich über das Geschehen in der Schule Bescheid weiß.

90 % der Befragten halten es für selbstverständlich, dass im Kindergarten hauptsächlich Frauen als Erzieherinnen arbeiten. Ihrer Meinung nach, sind die Frauen aufgrund ihrer Mutterrolle für diesen Beruf prädestiniert. Frühkindliche Erziehung obliegt den Frauen, weshalb der Beruf der Kindergärtnerin in unserer Gesellschaft ein typischer Frauenberuf ist. Männer scheuen diesen Beruf, weil er keine gesellschaftliche Anerkennung und keine Karrierechancen verspricht. Frauen kommt er im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie entgegen. Ein Befragter erklärte die „natürliche Berufung“ der Frau zur Erzieherin folgendermaßen: „Frauen haben ein-

fach mehr Gefühl und Geduld als Männer. Sie können besser mit kleinen Kindern umgehen, schon die Stimme ist zärtlicher. Sie sind auch fleißiger und tüchtiger." Ein anderer glaubt:

> Die Kinder erleben die Mutter in der Hauptrolle, wenn sie den Alltag und die Erziehung strukturiert. Dies ist meiner Meinung nach der Grund dafür, dass mehr Frauen im Kindergarten und in der Schule arbeiten. Ich finde es natürlich nicht gut, dass vor allem Frauen diesen Beruf ausüben, denn die Jungen brauchen ja auch männliche Vorbilder. Ich denke, dass dieses Problem in der Mittelschule noch deutlicher wird, da sich die Kinder dort in einer Entwicklungsphase befinden, in der männliche Vorbilder eine große Rolle spielen.

Ein anderer sagt, dass sich der Beruf der Kindergärtnerin inzwischen so stark als Frauenberuf etabliert und in der öffentlichen Meinung festgesetzt hat, dass er Männern kaum noch zugänglich ist:

> Das kann man nur darauf zurückführen, dass der Erzieherberuf schon seit Jahrzehnten ein typischer Frauenberuf ist. Ich bin mir ganz sicher, dass einige Männer am Berufsbild selbst sehr interessiert wären. Sie würden aber in eine Berufswelt eintreten, die sehr stark von Weiblichkeit geprägt ist. Die starke weibliche Dominanz würde die Männlichkeit des Mannes zerstören oder ihm das Gefühl geben, kein richtiger Mann zu sein. So erkläre ich mir dieses Phänomen. Aber schade ist es schon, wenn man darüber nachdenkt.

Von drei Männern wird auch argumentiert, dass Männer, die im Kindergarten täglich mit kleinen Kindern umgingen – angesichts der öffentlichen Diskussionen über Pädophilie – immer wieder in kritische Situationen kommen könnten. Vor allem könne man sich vorstellen, dass bei den Eltern ein großes Misstrauen und auch eine Ablehnung von männlichen Erziehern im Kindergarten entstehen würde.
Gemischt waren die Antworten auf die Frage, ob der Mann weiterhin der Haupternährer der Familie sein sollte. Ungefähr die Hälfte der Männer lehnte diese Auffassung ab, musste aber gleichzeitig einräumen, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit die Männer immer wieder in die Haupternährerrolle zwingt. Die Antwort mancher Männer offenbart ihre zwiespältige

Haltung: „Das muss nicht immer der Fall sein. Die Frau kann eine schönere Arbeit haben, bei der sie mehr verdient als der Mann. Ich denke, dass der Mann nicht unbedingt der Hauptverdiener sein muss. Ich finde es auch wichtig, dass die Frau in der Woche mehr mit den Kindern zusammen ist als der Mann.“ Ein anderer antwortet:

> Nein, das muss nicht unbedingt sein. Wenn die Frau eine bessere Ausbildung und eine bessere Arbeit oder Position hat, dann soll sie meiner Meinung nach dies auch leben können. Ich denke, es kommt darauf an, wie beide miteinander die Familie organisiert haben. Wichtig ist meines Erachtens das richtige Verständnis zwischen Mann und Frau, also dass hier die Positionen nicht irgendwie falsch verteilt sind. Dies ist für mich wichtig, weil Mann und Frau nicht gleichartig sind, aber sie sind gleichwertig. Und dadurch, dass wir nicht gleichartig sind, haben wir verschiedene Begabungen, Stärken und Schwächen. Deshalb ist es hier halt so, dass der Mann eher dazu tendiert oder eher dafür geschaffen ist, die Führungsperson zu sein. In der Familie ist die Frau gleich wichtig, dies möchte ich doch schon betonen, aber sie soll eben dem Mann zur Seite stehen.

Ein unbedingter Befürworter argumentiert:

> Ja, unbedingt. Die Frau soll zu Hause bleiben, der Mann geht arbeiten. Wenn eine Frau jedoch arbeiten will, kann sie dies tun, da habe ich kein Problem. Ich bin aber zufrieden, dass meine Frau zu Hause war und für die Erziehung meiner Kinder gesorgt hat. Wir hatten nie finanzielle Probleme, deswegen konnte sie zu Hause bleiben. Wenn meine Frau arbeiten möchte, kann sie das gerne tun, da helfe ich ihr im Haushalt. Das ist klar.

Ein anderer sagt:

> Ja, ich glaube, dass der Mann in der Familie der Hauptverdiener sein sollte. Natürlich ist es richtig, dass Frauen arbeiten gehen und sich auch selbstständig machen. Aber ich bin trotzdem der Meinung, dass der Mann der Hauptverdiener sein sollte – was nicht bedeutet, dass er der Alleinverdiener ist. Für mich ist es sinnvoller, wenn der Mann der Hauptverdiener ist, da Frauen nach der Geburt eines Kindes Mutterschaftsurlaub nehmen und dann in der Privatwirtschaft nur

> noch 30 % Lohn erhalten. Außerdem geben viele Mütter nach der Geburt eines Kindes ihren Arbeitsplatz auf. Aus diesen Gründen sollte der Mann der Hauptverdiener sein. Denn, wenn die Frau die Hauptverdienerin ist, fällt dann ja ein großer Teil vom Einkommen weg. Das ist bei einer Familiengründung sicher von großem Nachteil.

Ein anderer erklärt hin- und hergerissen:

> Dass der Mann der Hauptverdiener in der Familie sein soll, wie es bereits bei meinem Vater war und wie es auch bei mir ist, muss nicht immer so sein. Jedes Paar sollte sich selbst überlegen und einigen, wie und durch wen der Hauptverdienst nach Hause kommt. Oft ist es nicht anders möglich. Oft müssen beide Elternteile arbeiten – wegen der hohen Lebenskosten und -erwartungen. Viele Frauen möchten einfach nicht mehr abhängig sein von ihren Partnern, was oft auch das Ende einer Beziehung bedeuten kann. Sollte die Frau den besseren und geeigneteren Beruf haben, sollte sie meiner Meinung nach zur Arbeit gehen und für das Einkommen sorgen. Vorausgesetzt, der Mann ist gewillt und fähig, den Haushalt zu führen. Meine Frau jedenfalls genoss es zu Hause bei den Kindern zu sein. Mütter sollten meiner Ansicht nach ihr Arbeitsverhältnis in den ersten drei Lebensjahren der Kinder beenden und zu Hause bleiben. Sie sollten sich der Verantwortung und Aufgabe den Kindern gegenüber nicht entziehen und sie in die Obhut von Fremden geben.

Ein anderer, auch zwiespältig:

> Nicht unbedingt. Mir persönlich wäre es sogar wesentlich lieber, wenn meine Frau berufstätig wäre und ich zu Hause bei den Kindern bleiben könnte. Wenn wir beide berufstätig wären und meine Frau besser verdienen würde, würde ich die Kindererziehung übernehmen. Die meisten sind in der Rolle verhaftet, dass der Mann arbeiten gehen muss. Eigentlich geht es aber nur darum, dass jemand Geld verdient, um damit die Familie zu ernähren.

Immer wieder scheint bei den Antworten durch, dass es sich hier um eine Tradition handelt, die schwer zu durchbrechen ist. „Es gehört einfach zur Rolle eines Mannes. Das war schon immer so und es wird auch nicht anders

möglich sein, wenn die Gesellschaft so bleibt. Es stört mich schon ein bisschen, dass hier alle so denken: Der Mann muss die Arbeit erledigen, die Frau zu Hause bleiben. Ich weiß auch nicht, wie man das ändern soll." Ein anderer:

> Nein, ich denke nicht, dass der Mann der Hauptverdiener sein sollte, dies kann ruhig auch die Frau sein. Nur oft ist es sicherlich so, dass es der Mann einfach gerne ist. Er möchte etwas für die Familie machen, sich um sie sorgen. Das war, glaube ich, schon immer so und das macht er teilweise durch seine Arbeit. Am besten finde ich es, wenn beide verdienen. Wenn die Frau, wie bei mir, dann in Mutterschaft ist, ist es einfach so, dass der Mann der Hauptverdiener ist.

Ein anderer meint, dass sich das im Laufe der Zeit des Zusammenlebens wandelt:

> Das glaube ich nicht, obwohl das typische Familienbild dies zeigt. Ich glaube, dass auch Frauen die nötigen Kompetenzen und den Willen hätten, der Hauptverdiener der Familie zu sein. Ich finde, dass sich das jeder selbst in der Familie ausmachen sollte. In meiner Familie ist es so, dass ich, als meine Töchter noch jünger und den ganzen Tag auf eine Aufsicht angewiesen waren, der Hauptverdiener war. Aber jetzt geht meine Frau ebenfalls arbeiten und ich bin eigentlich nicht mehr der Hauptverdiener. Dass meine Frau arbeiten geht, finde ich gut, denn so hat auch sie eine Abwechslung und weiß, dass sie nicht mehr nur Hausfrau ist. Meine Frau sagt selbst, dass sie mit dieser Situation – als Sekretärin und als Hausmutter – glücklich ist, weil sie weiß, dass sie nicht auf mein Geld angewiesen ist und sich auch mehr für sich selbst leisten kann.

Ein anderer Befragter sagt:

> Ja, ich bin der Meinung, dass der Mann in der Familie normalerweise schon der Hauptverdiener ist. Heutzutage ist es aber so, dass auch Frauen berufstätig sind. Bei einer Familie mit Kindern ist es der Vater, der verdient. Wenn es sich um ein kinderloses Paar handelt, dann stehen meistens beide im Berufsleben. Heutzutage nimmt der Mann die Figur des Hauptverdieners nicht besonders ein. Ich muss aber auch sagen, so wie ich es sehe, geschieht das mehr in den Städten, wo beide

> Elternteile arbeiten und die Kinder dann in Kinderkrippen betreut werden. In den Dörfern, wie auch im Gadertal, bleiben die Frauen mehr bei den Kindern zu Hause und in ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau. Vor ein paar Tagen habe ich einen Artikel in der Zeitung Alto Adige gelesen, in dem stand, dass die Rolle der Frau sich zur Rolle eines Mannes gewandelt hat und dass diese Frauen dann die Rolle eines Hauptverdieners einnehmen. Ich muss schon sagen, dass das in manchen Fällen sicherlich vorkommen kann.

Deutlich zeigt sich wieder in vielen Antworten, dass die Männer in einem gewissen Zwiespalt stecken: Sie möchten den Frauen entgegenkommen, gleichzeitig aber – da die Männerrolle eng mit der Arbeit verbunden ist – die Ernährerrolle doch nicht gerne aufgeben. Deswegen gibt es in ihren Äußerungen immer wieder Umschreibungen und Relativierungen und die Vermischung von teiltraditionellen, modernen und suchenden Elementen.
Schließlich ist noch auf die Frage einzugehen, ob die befragten Männer meinen, genug Zeit für sich zu haben. Zwei Drittel der Befragten geben an, dass sie zu wenig oder keine Zeit für sich selbst haben. Die Männer des anderen Drittels antworten, dass sie, wenn sie mit ihren Kindern und ihrer Familie etwas unternehmen, dies als Zeit für sich selbst begreifen und empfinden. Auch für diese Männer geht die Suche nach sich selbst über Aktivitäten.

2.2.1 Die bedürftigen Väter

Die Grenzen zwischen Familie und Berufsarbeit haben sich in den letzten Jahrzehnten vor allem für die Frauen geöffnet, auch wenn ihnen dabei oft einiges an Vereinbarkeitsarbeit abverlangt wird. Gleichzeitig bekommen sie jedoch die Möglichkeit, in zwei gesellschaftlich anerkannten Rollen zu Hause sein zu können. Vielen Männern bleibt der Alltag der Familie hingegen weiter verschlossen, obwohl sie das Aufwachsen der Kinder gerne stärker begleiten möchten. Wunsch und Verwehrung liegen bei ihnen dicht nebeneinander, erzeugen Bedürftigkeiten. Unter „Bedürftigkeit“ wird hier ein tiefenpsychisch wirksamer Spannungszustand verstanden, der dadurch entsteht, dass etwas, was man erhofft und ersehnt hat, einem verwehrt bleibt. Dabei bringt eine alltagsselbstverständliche Vater-Kind-Interaktion

auch enorme Vorteile für die Entwicklung und Selbstfindung der Väter als Männer. Sie erhalten über die in der Beziehung zum Jungen gelebte Emotionalität einen Ausgleich zu den in den Arbeitsbeziehungen vorherrschenden Konkurrenzsituationen. Trotzdem bleibt die Vaterschaft, auch wenn sie sich früh auf das triadische Projekt einlässt, für die Männer immer noch zwiespältig. Denn die Mutter-Kind-Beziehung behält durch den existenziellen Vorsprung der Frau durch die Geburt ihre tiefenpsychische Ausstrahlung auf den Mann. Mit der Vaterschaft können typische Konflikte im Mann aufbrechen. So können „durch die intensive Beziehung zum Kind Ängste vor regressiven Tendenzen ausgelöst werden" (Lenz & Adler 2011, S. 174). Dabei erscheinen Berichte aus der Männerberatung auf den ersten Blick paradox. Der Gebärneid scheint gerade bei denjenigen Männern offener aufzutreten, die nicht zum traditionellen, emotional distanzierten Männertyp gehören. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass diese Männer in Bezug auf sich selbst hoch sozialemotional sensibilisiert sind und dabei ihre eigenen, wenn auch rational unterdrückten Gefühle – wie eben den Neid – wahrnehmen und empfinden. Gleichzeitig sind solche geburtsnahen Väter stärker der Konfrontation mit der eigenen frühkindlichen Biografie und ihrer Reaktualisierung ausgesetzt, die durch die Geburt ausgelöst wird. Darauf ist der Mann nicht vorbereitet. Geschürt wird dies durch die alltägliche Wahrnehmung des symbiotischen Kontaktes zwischen Mutter und Kind und der fast bedingungslosen Hingabe der Frau an das Kind, zum Beispiel beim Stillen. Deshalb ist es notwendig, gemeinsam über diese männlichen Abwehrgefühle zu sprechen, soll die Partnerschaft in dieser Zeit stabil bleiben.

2.3 Die repräsentative Männerstudie *Lebenswelten der Männer in Südtirol*[1]

Repräsentative Befragungen erfolgen in der Regel vor einem Hintergrund allgemeiner Lebenseinstellungen und Werthaltungen, auf die die später differenzierten Befragungsinhalte (Items) immer wieder bezogen werden

1 Es handelt sich hier um eine gekürzte Fassung, der vom ASTAT (Landesinstitut für Statistik der Autonomen Provinz Bozen – Südtirol) 2010 durchgeführten und 2012 veröffentlichten Männerstudie.

können. Dabei hat sich in der alltagsorientierten empirischen Einstellungsforschung in Bezug auf Erwachsene ein Fragenkatalog bewährt, der sich auf die Lebensbereiche Arbeit, Familie/Kinder, Freunde, Freizeit, politische und religiöse Orientierung bezieht. Gleichsam getragen sind diese Lebensbezüge durch die Grunddimensionen Lebenszufriedenheit und Erwartungen im Hinblick auf die persönliche und die gesellschaftliche Zukunft.

Dass Männer in ihrer Identität sehr eng an die Erwerbsarbeitsrolle gebunden sind, gehört zum Erscheinungsbild moderner Industriegesellschaften. Diese Bindung ist nicht nur zeitlich ausgeprägt, sie beeinflusst auch die Einstellung zum Leben, die Identität als Mann und besonders auch die Beziehungen zur Familie. Mit dem ökonomisch-technologischen Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft und der damit einhergehenden Entgrenzung, Destabilisierung sowie Intensivierung der Arbeitsverhältnisse können sich Männer heute nicht mehr so selbstverständlich auf ihre Lebenssicherheit in der Arbeit verlassen. Inzwischen haben auch die Frauen in Bildung und Berufsorientierung aufgeholt, die Arbeitswelt ist längst nicht mehr das Reich des Mannes. Gleichzeitig möchten sich viele Männer mehr in die Familie einbringen, ihren Lebenssinn nicht nur in der Arbeit suchen. Das Problem der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf, das traditionell den Frauen zugeschoben wurde, scheint inzwischen auch zum Männerproblem geworden sein.
Ob und wie sich diese Tendenzen in der Südtiroler Gesellschaft in den Einstellungen der Männer wiederfinden, stand im Mittelpunkt der Befragung.
Von der Gesamtbetrachtung her zeigt sich, dass die befragten Männer zum großen Teil in einem Erwerbsarbeitsleben stehen, das durch eine signifikante zeitliche Extensivierung und beanspruchende Intensivierung der Arbeit gekennzeichnet ist. Die Mehrheit der Befragten weist eine hohe Bindung an die und Abhängigkeit von der Arbeit aus und besetzt Lebenssinn und Identität vornehmlich mit Arbeit. Die zeitliche Beanspruchung ist ausgeprägt. Rund drei Viertel der Befragten (75,3 %) arbeiten (Arbeitsstunden plus Fahrtzeit zur Arbeitsstelle) mehr als 40 Stunden in der Woche. Nur 24,7 % geben bis zu 40 Stunden an. Darunter fallen vor allem die Arbeitnehmer aus

dem öffentlichen Dienst, wo 24,5 % der Befragten arbeiten, während die meisten unselbstständige Arbeitnehmer (50 %) oder Selbstständige sind.
Das bedeutet für viele auch, dass sie unter der Woche kaum am Familienleben teilhaben können. Indikator dafür ist die Teilnahme an Frühstück, Mittag- und Abendessen zu Hause an Werktagen. Über die Hälfte der Befragten kann nur manchmal (16,7 %) oder nie (35,6 %) am häuslichen Frühstück teilnehmen, noch weniger am Mittagessen (manchmal 22,6 %, nie 35,3 %) und immerhin noch 37,1 % fehlen beim Abendessen. Dafür steigt der Prozentanteil am Sonntag, an dem der Vater dann der Familie gehört.
Die hohe männliche Bindung an die Arbeit lässt sich in der Südtiroler Männerstudie in mehreren Dimensionen aufzeigen. Das Arbeitsmodell, das sich die meisten Männer wünschen, ist das Vollzeitmodell (74,1 %). Nur 16,6 % der Befragten können sich ein Teilzeitmodell für sich vorstellen. Bei eventuellem Arbeitsplatzverlust fällt nur einer Minderheit der befragten Männer ein, dass sie mehr Zeit für die Familie haben könnten (15,1 %) oder dass sie dadurch einmal Ruhe hätten, um Kraft zu schöpfen und zu sich zu kommen (11,7 %). Das bestätigt zum einen die männliche Erwerbsarbeitszentrierung, lässt aber auch auf eine gewisse Außenseiterposition gegenüber dem Familienalltag schließen.

Dass 37 % in einem Arbeitsplatzverlust eine Chance für eine persönliche Veränderung sehen, deutet darauf hin, dass der Typus des flexiblen Arbeitnehmers, wie er auch im europäischen Vergleich im Kommen ist, in Südtirol ebenfalls seine Perspektive hat. Dies umso mehr, da eine solche Einstellung sich vor dem Hintergrund eines ausgeprägten Sicherheitsgefühls entwickeln kann. Denn 97 % der Befragten hätten bei einem eventuellen Arbeitsplatzverlust keine Angst vor sozialer Isolation, 94,4 % sähen darin keine Belastung für die Partnerschaft und nur 18,7 % sehen im Arbeitsplatzverlust die Gefahr eines sozialen Abstiegs. Dafür würde für immerhin 36 % der Befragten ein Arbeitsplatzverlust eine persönliche Niederlage bedeuten. Auch das weist wieder darauf hin, wie wichtig Erwerbsarbeit für die männliche Identität ist, zumal es sich hier um eine sehr intime Aussage handelt. Offener sind dagegen die anderen identitätsbezogenen Antworten. Schon das überwiegend vertretene Wunschmodell der Vollarbeitszeit, verbunden nun mit

dem Streben nach einem hohen Einkommen (85,4 %), weist darauf hin, dass die meisten der Südtiroler Männer am Ernährermodell (*breadwinner*) festhalten. Dass sie in diesem Zusammenhang eine sichere Berufsstellung für wichtig bis sehr wichtig halten (96,4 %) und sich darin auch gute Aufstiegsmöglichkeiten erhoffen (69,8 %), weist auf eine ausgeprägte Karriereorientierung hin. Die Orientierung am „Normalarbeitsverhältnis"– tendenziell arbeitslebenslang ausgeübter und entsprechend tariflich und sozial gesicherter Beruf – ist in Südtirol noch fest verankert.

Angesichts dieser Selbstverständlichkeit arbeitszentrierter Einstellungen ist es auch nicht verwunderlich dass 37,7 % der Befragten kein Interesse an einem Sabbatjahr haben und 30,4 % angeben, sie hätten sich noch keine Gedanken darüber gemacht. Immerhin zeigen 19,5 % in diesem Zusammenhang ein großes Interesse und 12,3 % sind zumindest interessiert. Dies liegt aber unterhalb des diesbezüglichen Interessenniveaus, das deutsche oder österreichische Studien ausweisen. Das mag damit zusammenhängen, dass Südtirol in seiner Wirtschaftsstruktur eine überproportionale Anzahl von landwirtschaftlichen und gewerblichen Kleinbetrieben ausweist, in denen die Eigner und die wenigen Mitarbeiter als unabkömmlich gelten.
Die Erfahrung der Intensivierung der Arbeit bildet sich vor allem in den Antworten zur Konkurrenzsituation am Arbeitsplatz ab. Fast zwei Drittel der Befragten stimmen zu, dass sich in den letzten 20 Jahren hinsichtlich der Konkurrenz einiges verändert hat.
21,7 % sind über die Zunahme von Konkurrenz beunruhigt. Dabei werden die Frauen von den meisten nicht als Konkurrentinnen gesehen. 45,7 % der Befragten haben nichts gegen die Bevorzugung von Frauen bei der Stellenvergabe, wenn diese fachlich und persönlich geeigneter sind als männliche Bewerber. 47,4 % der Befragten gehen von der Gleichberechtigung der Geschlechter bei der Stellenvergabe aus und 94,3 % gaben an, sie sähen für sich keine Probleme, wenn sie eine Frau als Vorgesetzte hätten. Diese Befunde sind mit den deutschen Männerstudien vergleichbar und weisen auf den Typ des modernen, im Geschlechterverhältnis entgegenkommenden bzw. sich strategisch verhaltenden Mannes hin.

Deutlich ragt die identitäts- und sinnstiftende Rolle der Arbeit heraus. Rund drei Viertel der Befragten sehen im Beruf nicht nur ein Mittel zum Geldverdienen und stufen ihre Arbeit als gesellschaftlich wichtig ein. Auf dieser Linie liegt auch die Aussage von über zwei Dritteln der Männer, sie würden auch arbeiten, wenn sie das Geld nicht nötig hätten.
54,9 % sehen im Beruf die wichtigste Tätigkeit des Menschen und 96,3 % finden eine interessante Tätigkeit, aber auch eine autonome Arbeitszeiteinteilung (66,7 %) wichtig bis sehr wichtig. Bei der Differenzierung und Verteilung nach Altersklassen fällt auf, dass sich die Werte nahezu gleich durch die Altersklassen von 18 bis 49 Jahren (öfters bis 59) ziehen. Lediglich bei dem Item „Angst vor sozialem Abstieg bei Arbeitsplatzverlust" ist der Wert bei den mittleren Altersklassen höher als bei den jüngeren. Auffällig ist, dass die mittleren Altersklassen die Schwierigkeit bei der Arbeitsplatzsuche signifikant höher einschätzen als die jüngeren. Außerdem wird diese Schwierigkeit in der Stadt wesentlich höher eingeschätzt als auf dem Lande (45,8 % zu 27,8 %). Hierbei fällt der hohe Anteil der italienisch- und ladinischsprachigen Männer (47,9 % bzw. 30,4 %) auf, im Vergleich zu den deutschsprachigen (25,9 %).

Die Ergebnisse zeigen die hohe Bindung der Mehrheit der befragten Männer an die Erwerbsarbeit und gleichzeitig die von vielen gefühlte Problematik der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf. Auch hier nimmt sich Südtirol nicht von den Entwicklungen aus, wie sie in anderen europäischen Gesellschaften in der Folge des ökonomisch-technologischen Strukturwandels und seiner forcierten Wettbewerbsstrukturen zu beobachten sind. Noch fühlen sich die meisten Männer in der Südtiroler Arbeitsgesellschaft sozial sicher und vertrauen darauf, dass sie etwaige Krisen meistern können. Allerdings fürchten nicht wenige die Gefahr des sozialen Abstiegs, der ihnen bei einem etwaigen Arbeitsplatzverlust drohen könnte. Das korrespondiert mit einem Befragungsergebnis aus dem Südtiroler Sozialbericht (2007), nach dem die Angst vor neuen Formen der Armut bei den Zukunftssorgen relativ weit oben rangiert. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass ein signifikanter Teil der Befragten sich in der Lage sieht, sich auf die wechselnden

Herausforderungen und Bewältigungsprobleme der zukünftigen Arbeitsgesellschaft positiv einstellen zu können

Auch in den männlichen Einstellungen zum Geschlechterverhältnis in der Politik sind Nivellierungstendenzen moderner Männlichkeit deutlich erkennbar. Dass Männer politische Zusammenhänge besser als Frauen verstehen, glauben 33,3 % der Befragten, während immerhin 66,7 % das verneinen. Allerdings sind 52,7 % der Ansicht, dass es in der Politik starke Männer mit Durchsetzungsvermögen und Führungspersönlichkeit braucht. Dass bestimmte Politikbereiche Männern oder Frauen vorbehalten sein sollen, wird von der Mehrheit der Befragten verneint, wobei doch wiederum 48,8 % meinen, dass Bereiche wie Gesundheit und Soziales eine Nähe zu den Frauen aufweisen, während zwei Drittel der Befragten dies bei den Männern (z. B. Wirtschaft/Finanzen) nicht sehen.

Freizeit hat in modernen Gesellschaften eine mehrdimensionale Bedeutung. Sie ist zum einen für viele die Sphäre der Selbstverwirklichung, zum anderen erhält die Freizeit erst ihren Stellenwert durch die Arbeit – als arbeitsfreie Zeit – und ist deshalb besonders auf sie rückbezogen. In ihr wird der physische, psychische und soziale Ausgleich zur Erwerbsarbeit gesucht. Gleichzeitig ist der Freizeitkonsum zu einem zentralen Wirtschaftsfaktor geworden. Schließlich entwickeln sich in der Freizeit eigene soziale Beziehungen und Gesellungsformen, die oft auch in bürgerschaftliches Engagement hineinreichen. In der vorliegenden Studie wurde versucht, diese Zusammenhänge unter verschiedenen Aspekten aufzuschließen: Freizeit mit der Familie, Freizeit im Verein und Freizeitbeschäftigung als Hobby und Ort der Selbstbildung. Über diese allgemeinen Bedeutungen hinaus ist davon ausgegangen worden, dass Freizeit gerade für Männer, die in Identität und Lebenssinn eng an die Erwerbsarbeit gebunden sind, eine geschlechtsspezifische Bedeutung entfalten kann.

Viele der Südtiroler Männer wünschen sich nicht nur mehr freie Zeit, sondern glauben vor allem auch, dass sie mehr freie Zeit bräuchten, und zwar für Partnerin, Familie, Kinder, Freunde und Freizeitaktivitäten. Am deutlichsten wird dies in den Altersklassen zwischen 30 und 49 Jahren, bei

denen die Fragen des Ausgleichs zur Erwerbsarbeit und der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf besonders virulent sind. Hier würden die Befragten mehr Zeit mit der Partnerin (72,8 %), mit der Familie (70 %), den Kindern (insg. 77,1 %) mit Freunden (45,8 %) und eben mit Freizeitaktivitäten (60,1 %) verbringen, wenn sie ihre aktuelle Zeit neu einteilen könnten. 91,2 % der Befragten halten die Freizeit für ziemlich wichtig bis sehr wichtig.

Neben der Berufsorientierung ist die Partnerschaft und die Familie ein zentraler Lebensbereich der Südtiroler Männer. 82,5 % geben an, dass ihnen die Familie sehr wichtig ist und weitere 16,1 % bezeichnen sie als ziemlich wichtig. Obwohl die Partnerschaften instabiler werden und die Scheidungen zunehmen, orientiert sich der Großteil der Männer an diesem Modell der stabilen Partnerschaft mit Kindern. Diese Wertigkeit zeigt sich ungebrochen, auch bei den Jugendlichen. So zeigt die Jugendstudie (2009), dass 76,2 % der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren eine eigene Familie mit Kindern als wichtigstes Lebensziel angeben. Bei den männlichen Jugendlichen sind es 72,1 %.

Der Großteil der Männer (80,3 %) lebt in einer Beziehung und 82,6 % davon lebt auch mit ihrem Partner/ihrer Partnerin zusammen. Für diese Partnerschaft geben 60,2 % der befragten Männer an, genügend Zeit zu haben. Knapp jeder Fünfte (19 %) gibt an, für die Beziehung zu wenig Zeit zu haben. 15,6 % der Männer sind der Meinung, dass sie für die Partnerschaft genügend Zeit hätten, aber der Partner/die Partnerin anderer Meinung sei. Besonders die Gruppe der stark in den Arbeitsprozess eingebundenen 30- bis 49-jährigen Männer (28,5 % der 30- bis 39-jährigen und 24,7 % der 40- bis 49-jährigen) und die selbstständig erwerbstätigen Männer (27,5 %) geben an, nicht genügend Zeit für die Partnerschaft zu haben. 63,8 % der Männer geben an, mit dem Partner/der Partnerin mehr Zeit verbringen zu wollen. Auch dabei ist es besonders die in den Arbeitsprozess eingebundene Gruppe der 30- bis 49-Jährigen, die diesen Wunsch äußert (75,9 % der 30- bis 39-Jährigen und 70,2 % der 40- bis 49-Jährigen). Dies verweist auf ein Span-

nungsfeld zwischen dem Eingebundensein in die Arbeitswelt und den freien Zeitressourcen für die Partnerschaft.

Die persönlichen Probleme werden nach Angaben der Männer zum Großteil in der Partnerschaft besprochen. So geben 93,1 % an, dass ihre Partnerin/ihr Partner ihnen von ihren persönlichen Problemen erzähle. 85 % geben an, dass sie selbst mit ihrer Partnerin/ihrem Partner die persönlichen Probleme besprechen würden. Immerhin sind es aber noch 5,5 %, die mit niemandem über ihre Probleme sprechen. Vergleicht man die Aussage, dass Männer zu 85 % über ihre persönlichen Probleme mit der Partnerin reden, mit der Aussage, dass Männer zu 77,6 % ihre Gefühle oft nicht äußern, so stellt sich die Frage, was sie mit ihren unausgesprochenen Gefühlen und damit zum Teil auch unaussprechbaren Problemen tun und wie sie damit umgehen.

In einem Großteil der Partnerschaften werden Entscheidungen gemeinsam gefällt. Dabei ist es besonders das Freizeitverhalten, das gemeinsam entschieden wird (85,4 %). Bei größeren Ausgaben wie Auto, Reparaturen an der Wohnung, Versicherung usw. entscheiden 77,2 %, bei finanziellen Angelegenheiten 70,8 % der Männer gemeinsam mit ihrer Partnerin/ihrem Partner. Aber auch bei alltäglichen Entscheidungen, die Kinder betreffend, geben 68,7 % und bei Erziehungsfragen 77,4 % der Männer an, gemeinsam die Entscheidungen zu fällen. Diese Werte erscheinen jedoch sehr hoch, betrachtet man die Anwesenheit der Männer in den Familien. Durch das hohe zeitliche Eingebundensein in den Beruf ist es den meisten Männern wohl nicht möglich, alltägliche Erziehungsentscheidungen zu fällen, da sie oft nicht präsent sind. Der trotzdem relativ hohe Wert zeigt sicher ein Stück weit den Wunsch, an der Erziehung der Kinder beteiligt zu sein. Zugleich ist dies ein Hinweis darauf, dass Väter sich in der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit aktiv einbringen und sich aus diesem Grund auch als sehr beteiligt an den Erziehungsaufgaben erleben.

Obwohl die Männer angeben, dass die meisten Fragestellungen gemeinsam entschieden werden, sehen sich 20,7 % für größere Ausgaben wie Auto, Reparaturen am Haus bzw. 24,4 % für Finanzen zuständig.

Für die alltäglichen Entscheidungen bei Kindern und bei Erziehungsfragen sind neben der gemeinsamen Zuständigkeit vor allem die Frauen zuständig. So geben 29,7 % der Männer an, dass ihre Partnerinnen die alltäglichen Entscheidungen bei den Kindern treffen und 21,3 % der Partnerinnen entscheiden über Erziehungsfragen. Unterschiede finden sich dabei zwischen Männern aus der Stadt und Männern vom Land. Während Männer aus der Stadt angeben, dass die Partnerin zu 23,1 % die alltäglichen Entscheidungen bei den Kindern fällt, sind es auf dem Land 33,2 %. Über Erziehungsfragen entscheidet in der Stadt zu 12,9 % die Partnerin und auf dem Land zu 25,3 %. Die Zuständigkeit für diese Entscheidungen verschiebt sich dabei in der Stadt weniger von der Frau zum Mann, sondern von der Frau hin zu einer gemeinsamen Entscheidung. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass im städtischen Bereich vermehrt beide Elternteile arbeiten, während auf dem Land die Mutter häufiger bei den Kindern zu Hause bleibt.

Die Arbeitsaufteilung im Haushalt erweist sich als klassisch. 81,3 % der Männer geben an, besonders kleinere Reparaturen zu übernehmen. Darüber hinaus entsorgen 47,6 % den Müll und 40,7 % tätigen Behördengänge. Der Großteil der abgefragten Tätigkeiten im Haushalt wird hingegen von den Frauen verrichtet. Diese bügeln zu 89,8 %, putzen zu 72,4 % und kochen zu 70,3 %. Laut Angaben der Männer sind die Frauen vorrangig zuständig für das Einkaufen (zu 46,3 %), das Abspülen bzw. Ein- und Ausräumen der Spülmaschine (zu 45,5 %), für die Kinder bzw. pflegebedürftige Personen (zu 50,4 %) und für die alltägliche Tätigkeit des Tischdeckens und -abräumens (zu 31,6 %). Während Männer angeben, verstärkt Verantwortung bei der Erziehung der Kinder zu übernehmen und dies auch verstärkt wünschen, sieht es bei den Arbeiten im Haushalt anders aus. Der Bereich der Kindererziehung wird positiver bewertet und von Männern vermehrt angestrebt, während die Tätigkeiten im Haushalt davon abgespalten werden und auf wenig Engagement der Männer in diesem Bereich treffen. Die Arbeiten im Haushalt werden vielfach traditionell arrangiert.
Eine Veränderung ist im städtischen Bereich erkennbar. Dort geben Männer vermehrt an, Tätigkeiten im Haushalt zu übernehmen bzw. verschieben sich vermehrt Tätigkeiten aus dem Verantwortungsbereich der Frau in eine

gemeinsame Aufgabenteilung. Das Einkaufen wird im ländlichen Bereich zu 51 % von der Frau übernommen, im städtischen Bereich zu 37,4 %. Dies verschiebt sich zu einer zu gleichen Teilen (42,6 %) bzw. zu einer auch vom Mann (19,1 %) ausgeübten Tätigkeit. Das Kochen wird in der Stadt zu 59,9 % von den Frauen ausgeübt. Auf dem Land hingegen zu 75,8 %. Dies verschiebt sich vorrangig zu einer von beiden Partnern gleich verantworteten Tätigkeit, 32,8 % in der Stadt, 19,4 % auf dem Land. Auch das Putzen wird laut Angaben der Männer in der Stadt *nur* noch von 58,1 % der Frauen ausgeführt. Auf dem Land hingegen zu 79,8 %. Auch hier ergibt sich eine Verschiebung hin zu einer gemeinsamen, geteilten Hausarbeit, mit 34,2 % in der Stadt und 17 % auf dem Land. Am Eindeutigsten bleibt das Bügeln eine Frauentätigkeit und die Reparaturen am Haus eine Tätigkeit des Mannes. Es ist höchstwahrscheinlich der beidseitigen Berufstätigkeit geschuldet, dass sich die Aufgabenverteilung im Haushalt angleicht.

Vergleicht man diese Aussagen mit der Südtiroler Umfrage zu Lebensformen und Werthaltungen aus dem Jahr 2006 (Landesinstitut für Statistik [ASTAT]) ergeben sich keine großen Unterschiede. Damals gaben die Befragten an, dass kleinere Reparaturen zu 77,7 %, Behördengänge zu 53,4 %, das Einkaufen zu 8,2 % und das Wäschewaschen und Bügeln zu 1,3 % von Männern übernommen werden.

Als sehr wichtig für eine gute Partnerschaft erachten Männer gegenseitigen Respekt und Anerkennung (84,5 %), Treue (78,6 %), gegenseitiges Verstehen und Toleranz (70,8 %) sowie die Bereitschaft zur Diskussion bei Konflikten (67,8 %).
Am Unwichtigsten sind die gemeinsamen religiösen Überzeugungen (21,1 %), die gleiche Kultur (17,5 %), die Zugehörigkeit zur selben Sprachgruppe (12,3 %) sowie die gleiche soziale Herkunft (12,1 %) und die Übereinstimmung in politischen Fragen (3,6 %).

Von einem Großteil der Männer wird die Berufstätigkeit der Frau mitgetragen. 77,5 % der Männer stimmen ziemlich bzw. voll und ganz zu, dass Mann und Frau zum Haushaltseinkommen beitragen und sich für Haushalt und Kinder engagieren sollen. 70,2 % stimmen ziemlich bzw. voll und ganz

zu, dass Berufstätigkeit der beste Weg für die Unabhängigkeit der Frau ist. 77,4 % stimmen der Aussage, dass Frauen nur arbeiten sollen, falls dies finanziell notwendig ist, kaum bzw. überhaupt nicht zu. Bezüglich der Berufstätigkeit des Vaters stimmen sogar 85,1 % der Männer zu, dass Väter nur so viel arbeiten sollten, dass sie noch genügend Zeit für ihre Kinder hätten. Hier zeigt sich wieder der Wunsch vieler Männer, an der Erziehung der Kinder beteiligt zu sein. Vergleicht man diese Wunschvorstellungen mit der Realität, ist ersichtlich, dass es doch die Männer sind, die vorrangig für das Familieneinkommen sorgen – und sich dafür zuständig sehen –und es doch meist die Frauen sind, die die Arbeit im Haushalt und in der Kindererziehung übernehmen. Der Wunsch nach mehr Erziehungsbeteiligung findet wenig Niederschlag in der Gestaltung des beruflichen Alltags. Es gibt nur wenige Männer, die Elternzeit in Anspruch nehmen oder ihre Arbeitszeit reduzieren.

Obwohl die meisten Männer die Berufstätigkeit der Frau mittragen, stimmen doch 30,2 % der Männer der Aussage ziemlich bzw. voll und ganz zu, dass die Berufstätigkeit der Frau dem Familienleben schadet. 45,4 % geben an, dass eine berufstätige Frau Kindern weniger Wärme und Sicherheit gibt. Dies bestätigt die Erwerbsorientierung der Männer, die sich in der Verantwortung für das Einkommen sehen und die Frauen in der Rolle der Zuverdienerin.

Besonders Männer mit hohem Ausbildungsgrad unterstützen, dass Frauen einem Beruf nachgehen und sind der Meinung, dass dies dem Familienleben nicht schadet. So stimmen 35,6 % der Männer mit Pflichtschulabschluss der Aussage ziemlich bzw. voll und ganz zu, dass Frauen nur dann arbeiten sollten, wenn dies finanziell notwendig ist. Bei den Männern mit Fachhochschulabschluss oder Doktorat sind dies jedoch nur 10,1 %. Ebenso sind 43,6 % der Männer mit Pflichtschulabschluss der Auffassung, dass es dem Familienleben schadet, wenn Frauen arbeiten gehen. Bei den Männern mit Fachhochschulabschluss oder Doktorat sind dies im Gegensatz dazu nur 14,8 %.

Männer der italienischen Sprachgruppe geben vermehrt an, dass auch Männer für die Kinder zeitlich präsent sein sollten. So stimmen 94,7 % der Männer der italienischen Sprachgruppe der Aussage ziemlich bzw. voll und

ganz zu, dass Männer nur so viel arbeiten sollten, dass sie noch genügend Zeit für ihre Kinder hätten. Bei den Männern der deutschen Sprachgruppe sind dies nur 82,1 % und bei den Männern der ladinischen Sprachgruppe 79,6 %. Darüber hinaus gibt es Unterschiede bei der Einschätzung, ob eine berufstätige Frau Kindern genauso viel Wärme und Sicherheit geben kann wie eine nichtberufstätige. Während Männer der italienischen Sprachgruppe dieser Aussage zu 74,6 % ziemlich bzw. voll und ganz zustimmen, sind es bei den Männern der deutschen Sprachgruppe nur 45,2 % und bei denen der ladinischen Sprachgruppe 54,6 %.
Der Unterschied erklärt sich zum Teil dadurch, dass in den meisten Partnerschaften der Männer der italienischen Sprachgruppe beide Partner einer Erwerbsarbeit nachgehen und die Lebensumstände demzufolge Männer und Frauen in eine gemeinsame Verantwortung bringen.

Die Rolle der Väter in der Gesellschaft hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Vermehrt wird von Männern erwartet, dass sie in der Familie präsent sind und auch einen wichtigen Platz in der Erziehung der Kinder einnehmen. Zugleich haben Väter vermehrt den Wunsch, beteiligt zu sein und Verantwortung zu übernehmen. Von Vätern wird mehr erwartet und sie wollen sich stärker einbringen.
Von den befragten Männern haben 60,6 % eigene Kinder und von den 39,4 %, die keine Kinder haben, wünschen sich 67 % in Zukunft Kinder. Dies sind vorrangig die jüngeren Männer. Auch die Jugendstudie von 2009 bestätigt, dass sich die Männer Kinder wünschen. So bezeichneten 72,1 % der in der Jugendstudie befragten Männer eine eigene Familie mit Kindern als wichtigstes Lebensziel.
Weitaus die meisten der Südtiroler Männer sind schon Vater oder wünschen sich, in ihrem Leben Vater zu werden. Bloß 7,8 % der Kinderlosen sprechen sich dafür aus, keine Kinder zu haben. 8,4 % der Väter haben mehr als drei Kinder, bei der größten Gruppe (46,9 %) sind es zwei Kinder. Von den Männern, die eine Vaterschaft für sich bewusst und dezidiert ausschließen und in ihrem Leben keine Kinder haben wollen, geben 20,4 % als Grund an, dafür über zu wenig finanzielle Mittel zu verfügen. 18,5 % hingegen haben Angst, wegen der Kinder auf vieles verzichten zu müssen. Auffallend ist

jedoch, dass 43 % der Männer als Grund „Sonstiges“ angeben und sich anscheinend in den oben genannten Gründen nicht wiederfinden.

Viele Männer geben immer wieder an, dass ihnen Kinder wichtig sind und dass sie auch bei der Erziehung der Kinder beteiligt sein und mit den Kindern Zeit verbringen möchten. 58,6 % der Männer würden gerne mehr Zeit mit der Familie verbringen und 65,5 % gerne mehr Zeit mit ihren Kindern. Für die Inanspruchnahme von Elternzeit haben sich jedoch nur 9,8 % der Männer entschieden. Während 13,5 % der Väter in einem Angestelltenverhältnis Elternzeit in Anspruch genommen haben, sind es bei den selbstständig Erwerbstätigen 7,6 %. Von den Angestellten haben wiederum jene besonders häufig Elternzeit in Anspruch genommen, die im öffentlichen Dienst arbeiten. Von den 24,5 % der Männer im öffentlichen Dienst haben 19,5 % von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Das ist ein deutlich höherer Prozentsatz als der Durchschnitt und verweist darauf, dass gute Rahmenbedingungen für die Elternzeit, wie sie der öffentliche Dienst bietet, es Männern erleichtert, eine gewisse Zeit zu Hause zu bleiben. Auf der anderen Seite wird deutlich, wie sehr die Umstände am Arbeitsplatz als Hemmschuh wirken.
Von den 9,8 % der Väter, die Elternzeit in Anspruch genommen haben, sind 62,3 % bis zu drei Monate bei den Kindern zu Hause geblieben und 22,2 % zwischen vier und sechs Monate. 15,5 % der Väter haben länger als sechs Monate Elternzeit in Anspruch genommen. Auch bei den Männern im öffentlichen Dienst schauen die Zahlen ähnlich aus. 61,5 % beanspruchten bis zu 3 Monate Väterzeit, 23,1 % zwischen vier und sechs Monate und 15,4 % länger als ein halbes Jahr. Obwohl die Rahmenbedingungen im öffentlichen Dienst zur Inanspruchnahme von Elternzeit besser sind, bleiben die Väter nicht länger zu Hause, obgleich sie öfter Elternzeit beanspruchen als Männer, die nicht im öffentlichen Dienst tätig sind. Gleichzeitig geben 40,3 % der Männer an, manchmal Angst davor zu haben, kein guter Vater zu sein. 5,1 % der Männer haben diese Angst häufig bzw. ständig. Dies verweist auf eine gewisse Unsicherheit der Männer, die Rolle und die Verpflichtungen, die das Vatersein mit sich bringt, nicht erfüllen zu können. Auch

diese Angst kann ein Hinderungsgrund sein, alleinige Erziehungsverantwortung zu übernehmen.

Vergleicht man diese Daten mit früheren Erhebungen, fällt auf, dass die Anzahl der Väter, die Elternzeit in Anspruch nimmt, langsam im Steigen begriffen ist. Während im Jahr 2006 6,2 % der Väter angaben, Elternzeit in Anspruch genommen zu haben, waren es 2010 9,8 %. Bei der Dauer der beanspruchten Elternzeit gibt es keine klare Tendenz. Während mehr Väter eine kurze Elternzeit beanspruchen, sind es wenige, die längere Zeit zu Hause bleiben. 2006 blieben 55,4 % der Väter bis zu drei Monate und 14,3 % zwischen vier und sechs Monate zu Hause, 2010 waren 62,3 % bis zu drei Monate und 22,2 % zwischen vier und sechs Monate zu Hause. Während 2006 25,8 % zwölf Monate und länger Vaterschaft beanspruchten, waren 2010 12,1 % der Männer in Elternzeit länger als zwölf Monate bei ihren Kindern. Tendenziell bleiben mehr Väter eine kürzere Zeit bei ihren Kindern zu Hause. Auch im öffentlichen Dienst, mit seinen besseren Rahmenbedingungen, ergibt sich dasselbe Bild und verweist wiederum auf die starke Erwerbszentrierung der Männer.

Die Begründungen für die Nicht-Inanspruchnahme der Elternzeit sind verschieden. Dabei unterscheiden sich die Gründe einerseits nach dem Alter der Befragten, aber auch zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung. Insgesamt geben jene Väter, die keine Elternzeit in Anspruch genommen haben, an, dass es noch nicht vorgesehen gewesen wäre (33,2 %) bzw. dass es so üblich sei, dass die Mutter die Kinderbetreuung übernimmt (32,4 %). 13,6 % der Väter führen finanzielle Gründe an, d. h. der Einkommensverlust wäre größer gewesen als bei der Elternzeit der Mutter, und 7,2 % befürchten bei Inanspruchnahme der Elternzeit berufliche Nachteile. Damit bestätigt sich das Bild der starken Erwerbsorientierung des Mannes, das trotz eines partnerschaftlichen Verständnisses zu einer traditionellen Aufgabenteilung führt.

Besonders die älteren Männer verweisen darauf, dass es diese Regelung zu ihrer Zeit noch nicht gab: in der Gruppe der 60- bis 70-Jährigen 53,9 % und bei den 50- bis 59-Jährigen 37,6 %. Die Jüngeren hingegen kennen diese

Möglichkeit. So geben bei den 18- bis 29-Jährigen nur 15 % und bei den 30- bis 39-Jährigen lediglich 16,7 % an, dass es noch nicht vorgesehen gewesen wäre. Jüngere Väter nennen dafür vermehrt finanzielle und berufliche Gründe. So kreuzten 30,8 % der 18- bis 30-Jährigen und 24,8 % der 30- bis 39-Jährigen als Grund an, dass der Einkommensverlust größer sei als bei Elternzeit der Mutter, während nur 12,1 % der 50- bis 59-Jährigen und 3,9 % der 60- bis 70-Jährigen diesen Grund angaben. Berufliche Nachteile befürchten ebenfalls vermehrt die jüngeren Männer: 13,2 % der 18- bis 29-Jährigen und 12,8 % der 30- bis 39-Jährigen im Gegensatz zu 4,1 % der 50- bis 59-Jährigen und 3,6 % der 60- bis 70-Jährigen. Diese Daten verweisen darauf, dass auch in Südtirol der Druck auf die Arbeitswelt und die Erwerbstätigen gestiegen ist. Einerseits bleibt das Selbstverständnis des Mannes meist an den Beruf gebunden, andererseits möchte er vermehrt Zeit in der Partnerschaft und mit den Kindern verbringen. Letzteres wird ihm oft verwehrt, indem die Arbeit ihn zeitlich und inhaltlich immer stärker einfordert. Auffallend ist zudem, dass der Grund, dass die Mutter üblicherweise die Kinderbetreuung übernimmt, überwiegend von den auf dem Land lebenden Männern gewählt wurde: 36,7 % der Väter auf dem Land zu 23 % der Väter in der Stadt. Diese Aussagen sind vor dem Hintergrund, dass in der Stadt häufiger beide Elternteile berufstätig sind als im ländlichen Bereich, verständlich.
Beim Vergleich mit den Daten der Studie aus dem Jahr 2006 fällt auf, dass die Begründung, die Mütter übernähmen üblicherweise die Kinderbetreuung, merklich gestiegen ist. 2006 gaben dies 22,9 % der Männer an, während es 2010 32,4 % waren. Die anderen Gründe haben sich in ihrer Ausprägung kaum verändert.

Die Geburt des ersten Kindes ist für jede Beziehung eine Zeit des Umbruchs. Der Alltag verändert sich und aus der Zweierbeziehung entsteht eine Dreierbeziehung. Diese Zeit ist oftmals mit Schwierigkeiten und Krisen verbunden. So verweist jeder dritte Mann darauf, dass verschiedene Bereiche nach der Geburt des Kindes schwieriger wurden. Für 39 % der Väter war es eine problematische Zeit, um sich selbst zu finden. Für 33,9 % war es schwierig,

Arbeit und Familie zu vereinbaren und für 31 % war der Freundeskreis problematischer, gefolgt von Sexualleben (27 %) und Partnerschaft (25,2 %).
Dabei fällt auf, dass vor allem Männer, die intensiv in den Arbeitsprozess eingebunden sind, diese Veränderungen besonders spüren. So wird von 54,4 % der 30- bis 39-Jährigen und von 43,7 % der 40- bis 49-Jährigen die mangelnde Zeit für sich selbst als Problem empfunden. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf war für 51,8 % der 30- bis 39-Jährigen ein Problem, während es die 50- bis 59-Jährigen nur zu 24,5 % und die 60- bis 70-Jährigen zu 20,4 % als schwierig empfanden. Die Veränderung durch die Geburt eines Kindes trifft gerade jene Männer besonders, die auch durch den Arbeitsprozess intensiv gefordert sind. Gerade sie erleben die dadurch eingeforderten Umstellungen als problematisch.

Die gesellschaftliche Veränderung des Vaterbildes zeigt sich darin, dass sich viele Männer eine aktive Beteiligung an der Lebensgestaltung der Kinder wünschen und vermehrt Tätigkeiten mit den Kindern ausüben bzw. Verantwortung übernehmen. Im Gegensatz zur Hausarbeit, die zum Großteil den Frauen überlassen wird, betonen viele Südtiroler Männer, dass sie sich aktiv an der Erziehung der Kinder beteiligen würden. Summiert man die Nennungen der häufig und sehr häufig von den Männern ausgeübten Tätigkeiten, so ergibt sich folgendes Bild: 83,8 % kuscheln gerne mit ihrem Kind, 73,8 % unternehmen ohne Partnerin etwas mit ihrem Kind, 62,2 % kümmern sich um ihr Kind, wenn es krank ist, 59,2 % bringen es abends ins Bett und 57,5 % beruhigen es, wenn es nachts aufwacht. Laut eigenen Angaben sind Männer sehr aktiv in die Erziehung der Kinder eingebunden, engagieren sich und wollen tätig beteiligt sein.
Bei einzelnen Tätigkeiten fällt auf, dass eher junge und gut ausgebildete Männer sich aktiver beteiligen. So baden, wickeln und füttern 79,2 % der 18- bis 29-jährigen und 66 % der 30- bis 39-jährigen Väter häufig oder sehr häufig ihre Kinder, während dieselbe Tätigkeit nur von 54,2 % der 40- bis 49-jährigen und 38,7 % der 50- bis 59-jährigen Väter durchgeführt wird. 69,2 % der Väter mit Fachhochschulabschluss oder Doktorat und 67,2 % der Väter mit Abschluss einer 4- bis 5-jährigen Oberschule sind bei wichtigen Terminen wie Schule, Arzt usw. der Kinder dabei (im Vergleich dazu nur 44,8 % der

Väter mit Mittelschulabschluss). Diese prozentuale Verteilung ist bei anderen Tätigkeiten jedoch nicht feststellbar. Wenn es darum geht, mit dem Kind zu kuscheln, sich um das kranke Kind zu kümmern oder es zu beruhigen, wenn es nachts aufwacht, lässt sich kein bedeutsamer Unterschied hinsichtlich des Bildungsgrades feststellen. Ein wenig öfter übernehmen Männer aus dem städtischen Bereich pflegerische Tätigkeiten im Rahmen der Kindererziehung. Dies ist wohl vorrangig der Tatsache geschuldet, dass in der Stadt häufiger beide Elternteile einer Erwerbsarbeit nachgehen.

Die aktiven Tätigkeiten mit dem Kind werden von den meisten Männern bevorzugt, im Gegensatz zu Tätigkeiten der Pflege und Arbeiten im Haushalt, die aber auch erfüllt werden müssen und zur Erziehung dazugehören. Betrachtet man dieses Bild, so zeigt es eine aktive und engagierte Vaterschaft. Stellt man diese Daten aber in Zusammenhang mit anderen Aussagen der Männer, so müssen sie wahrscheinlich ein wenig relativiert werden. Wenn knapp die Hälfte der Männer zwischen 18 und 49 Jahren von einem Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nach der Geburt des Kindes spricht, die Arbeiten im Haushalt doch sehr traditionell aufgeteilt werden und 69,1 % der Männer zwischen 41 und 70 Stunden für Erwerbsarbeit aufwenden, fehlt ihnen schlichtweg die Zeit, diese mit ihren Kindern zu verbringen. Vielleicht spiegelt sich in diesen Aussagen eine Wunschvorstellung der Männer wider oder aber das Engagement der Väter ist in der Zeit, in der sie in der Familie präsent sind, sehr groß und sie haben dadurch den Eindruck, viel mit dem Kind zu unternehmen bzw. für das Kind da zu sein. Die Daten dieser Studie lassen vermuten, dass viele Partnerinnen dieses Engagement auch bestätigt. Dies würde darauf hindeuten, dass sich in vielen Partnerschaften ein mehr oder weniger klar ausgesprochenes Arrangement etabliert hat, das Männer und Frauen an ihre traditionellen Rollen bindet, von beiden aber als partnerschaftlich angesehen wird. Allerdings kann es wohl eher als pragmatischer Lebensentwurf bezeichnet werden.

Wenn Kinder sich nicht an die gemeinsamen Abmachungen halten, dann setzen die meisten Männer auf das Gespräch als Lösung. 72,4 % der Männer greifen am häufigsten auf eine Aussprache zurück, gefolgt von einer Moralpredigt (32 %) und einem Fernseh-, PC-, Playstation-Verbot (24,5 %). Auch hier zeigt sich der gesellschaftliche Wandel. Männer setzen vermehrt auf

Kommunikation, nur eine Minderheit (2,6 %) greift auf körperliche Bestrafungen zurück.

Die Erfahrungen in der eigenen Kindheit prägen später oft das persönliche Verhalten als Vater oder Mutter. Die in der Männerstudie befragten Südtiroler Männer blicken durchwegs positiv auf die eigenen Erfahrungen zurück. Dabei erlebten sie die Beziehung zur eigenen Mutter positiver als jene zum Vater. 93,8 % der Männer bezeichneten die Beziehung zur Mutter als gut bzw. sehr gut. Das Verhältnis in der Kindheit zum eigenen Vater bezeichneten 85,6 % als gut oder sehr gut. Als schlecht bzw. sehr schlecht bezeichneten 11 % die Beziehung zum Vater und 5,1 % die Beziehung zur Mutter.
Auch bei genauerem Nachfragen, wie sie die Beziehung zur eigenen Mutter und zum eigenen Vater in Erinnerung haben, erzielen die jeweiligen Mütter durchwegs eine höhere Zustimmung. Jedoch auf hohem Niveau, denn auch die eigenen Väter werden durchwegs geschätzt. So erlebten 96,1 % die Mutter (92,1 % den Vater) als zuverlässig, 94,6 % erlebten sie (80,9 % den Vater) als liebevoll, 93,1 % (82,3 % den Vater) als unterstützend und 91,6 % (76,7 % den Vater) als verständnisvoll.
Vor allem die jüngeren Männer zeichnen ein einfühlsames Bild von den eigenen Eltern. 93,1 % der 18- bis 29-Jährigen bezeichneten ihren Vater als liebevoll. (Im Vergleich dazu 82 % der 30- bis 39-Jährigen und 76,2 % der 40- bis 49-Jährigen). Als kontrollierend bezeichneten 66,3 % der Männer ihren Vater (69,4 % ihre Mutter), 50,8 % erlebten ihn als autoritär (37,6 % ihre Mutter) und 25 % (17,8 % Mutter) als streng, mit körperlicher Bestrafung. Der Vater ist vielen strenger und autoritärer in Erinnerung als die Mutter. Beide werden aber durchwegs geschätzt und es zeigt sich auch hier eine Veränderung, die im Laufe der letzten Jahrzehnte stattgefunden hat. Dies ist besonders an den Aussage der Männer zur körperlicher Bestrafung durch die eigenen Eltern zu erkennen. So erlebten 35,2 % der 60- bis 70-jährigen – im Gegensatz zu 14,8 % der 18- bis 29-jährigen Männer – ihren Vater als streng, auch mit körperlicher Bestrafung.
Bei der Mutter verhält es sich ähnlich: 27,2 % der 60- bis 70-Jährigen – im Gegensatz zu 9,8 % der 18- bis 29-Jährigen –bezeichneten ihre Mutter als

streng, mit körperlicher Bestrafung. Vergleicht man diese Aussagen mit den Antworten auf die Frage nach der Erfahrung mit körperlicher Bestrafung durch die Eltern, bestätigt sich diese Entwicklung. 29,1 % gaben an vom Vater körperlich gezüchtigt worden zu sein, 18,9 % von der Mutter. Auch hier haben die jüngeren Männer in der Kindheit weniger Gewalt durch die Eltern erfahren als die älteren.
Jüngere Männer geben vermehrt an, ihren Vater sehr positiv zu erleben, auch in den emotionalen Bereichen (als liebevoll und verständnisvoll), in denen die älteren Männer niedrigere Werte angeben.

Die konkrete Lebensgestaltung der Männer unterscheidet sich in einigen Punkten von den Wünschen, die sie immer wieder nennen. 58,6 % möchten mehr Zeit mit der Familie verbringen und 65,5 % mehr Zeit mit den Kindern. In der Jugendstudie von 2009 gaben 61 % der jungen Männer an, dass sie bei eigenen Kindern einige Zeit zu Hause bleiben würden. Eine Diskrepanz tritt zwischen diesen Wünschen und der Umsetzung in die Realität auf. Es wäre jedoch zu einfach, die Verantwortung dafür nur bei den einzelnen betroffenen Männern zu sehen. Ihr Handeln orientiert sich an den zur Verfügung stehenden Optionen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Hier gilt es zu erkennen, was die Männer daran hindert, ihre Wünsche in die Tat umzusetzen. Wenn es gesellschaftlich erwünscht ist, dass Männer stärker in der Familie präsent sind, dann müssen dafür auch die Rahmenbedingungen geschaffen werden; Männer müssen unterstützt und Hindernisse abgebaut werden.

Beim Thema Mannsein wurde versucht, die Sicht der Männer auf den Begriff der Männlichkeit zu erfassen. Sehen sie einen Unterschied zwischen Männern und Frauen, wenn ja, worin äußert sich dieser? Haben sich Männer in den letzten 20 Jahren verändert, wenn ja, in welche Richtung? Ist das Hausmanndasein auch eine Option für Männer? Welche Bedeutung hat ein Freund für einen Mann?
Der Großteil der Männer lernt gerne etwas Neues dazu (88,1 %) und sieht sich voll Energie und Tatendrang (76,2 %).

Während 36,4 % der Männer angeben, gerne mit anderen in Konkurrenz zu treten, sagen 19,9 %, dass es zutrifft bzw. sehr zutrifft, dass sie sich mit Härte gegen andere durchsetzen. Dieser Aussage stimmen vermehrt jüngere Männer zu. Immerhin noch 12,9 % der Männer fühlen sich anderen oft unterlegen.

Ein nicht eindeutiges Bild ergibt sich bei der Frage nach dem Umgang mit Gefühlen. Einerseits wird betont, dass Männer und Frauen dieselben Gefühle haben, andererseits gibt es klare Unterschiede.

83,4 % der Männer sind ziemlich bzw. voll und ganz der Auffassung, dass der Unterschied zwischen Männern und Frauen im Umgang mit Gefühlen naturgegeben ist. Gleichzeitig stimmen 77,6 % ziemlich bzw. voll und ganz der Aussage zu, dass Männer dieselben Gefühle haben wie Frauen, sie aber oft nicht äußern. 56,2 % der Männer sind ziemlich bzw. voll und ganz der Meinung, dass Männer rational und Frauen emotional sind und noch 27,4 % sind überzeugt, dass Männer weniger Gefühle haben als Frauen.

Betrachtet man die Aussagen genauer, so fällt auf, dass es keine großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppierungen gibt: weder zwischen älteren und jüngeren Männern noch zwischen Männern aus dem städtischen bzw. ländlichen Bereich. Nur bei der Frage, ob Männer weniger Gefühle haben, lässt sich eine unterschiedliche Einschätzung erkennen. So stimmen jüngere Männer dieser Aussage signifikant seltener zu. 18,5 % der 18- bis 29-jährigen Männer sind ziemlich bzw. voll und ganz der Meinung, dass Männer weniger Gefühle haben. Diese Zustimmung steigt mit dem Alter (auf 27,9 % bei den 30- bis 39-Jährigen bzw. 35,6 % bei den 60- bis 70-Jährigen).

Vergleicht man die Aussage, dass 77,6 % der Männer der Aussage zustimmen, dass Männer dieselben Gefühle haben wie Frauen, sie aber oft nicht äußern, mit der Aussage der Männer, dass sie ihre persönlichen Probleme zu 85 % mit der Partnerin bzw. dem Partner besprechen, so lässt sich vermuten, dass es doch einige Themen gibt, die für den Mann schwer zu besprechen sind. Ein Grund dafür ist sicher, dass es Männern schwer fällt über Gefühle zu kommunizieren. Deshalb bleiben gewisse Problemlagen von Männern verdeckt und tauchen nicht auf.

Männerfreundschaften und ihre Bedeutung für die Männer sind ein Bereich, der noch wenig untersucht wurde. Die Aufgabe eines Freundes ist für 74 % der Südtiroler Männer zuzuhören und bei Problemen zu helfen. 45,5 % schätzen an einem Freund, dass man mit ihm ohne Familie bzw. Partnerin etwas unternehmen kann. Freundschaft hat für die meisten Männer auch eine starke emotionale Seite. Die gemeinsamen Aktivitäten schaffen oftmals den Rahmen für Gespräche und gegenseitige Unterstützung.
Hier zeigt sich wieder, dass die jüngeren Männer emotionale Zuwendung stärker in ihr Männerbild integriert haben als die älteren. So geben 81,8 % der 18- bis 29-Jährigen an, dass es wichtig ist, dass der Freund einem zuhört, für einen da ist und bei Problemen hilft, gleiches sagen nur 69,9 % der 60- bis 70-Jährigen.

Die befragten Männer wurden gebeten, anhand einer Liste von Charaktereigenschaften einzuschätzen, wie sehr diese bei Männern bzw. bei Frauen ausgeprägt sind. Diese Einschätzung sollte mithilfe zweier gegenüberliegender Pole dargestellt werden. Vergleicht man die Ergebnisse, so fällt auf, dass es keine klaren Zuschreibungen gibt. Die meisten Werte liegen um den Mittelwert herum. Den Frauen wurden etwas häufiger positiv besetzte Eigenschaften zugesprochen als den Männern. Es finden sich auch einige klassische Zuschreibungen, zum Beispiel werden Feinfühligkeit, das Träumerische, Emotionale und das Interesse an den Menschen den Frauen zugeschrieben, während Mut, seelische Stabilität, Realitätsbezug, Belastbarkeit und das Interesse an Dingen den Männern zugerechnet werden. Die Orientierung am Mittelwert einerseits und die leichte Tendenz einer traditionellen Zuschreibung andererseits verweisen auf das Spannungsfeld, in dem Männer heute vielfach stecken. Im öffentlichen Diskurs sind Männer und Frauen gleich und es gibt keine Unterschiede zwischen ihnen. Im persönlichen Erleben wirken alte Muster nach, Partnerschaften organisieren sich im Haushalt auf traditionelle Weise und die Männer erleben die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, unabhängig davon, ob diese nun kulturell hergestellt oder natürlich sind. Damit zeigt sich ein Dilemma der Männer in der heutigen Zeit: In einer Welt, in der beide Geschlechter gleich sind und es keine Unterschiede zwischen ihnen geben soll, sollen sie auf irgendeine Weise ihre

Männlichkeit verorten. Verbunden mit der Schwierigkeit, dass der traditionelle Mann nicht mehr existieren soll und es keine deutlich erkennbaren alternativen Positionen gibt bzw. Männlichkeit nicht klar markiert wird. So wird im öffentlichen Diskurs die Frage verdeckt, was denn nun Männlichkeit ist. Sie ist dennoch für die Männer ständig präsent bzw. wirksam und taucht an anderen Orten auf.

Ein geteiltes Bild ergibt sich bei der Vorstellung, dass ein Mann als Hausmann tätig ist. 38,1 % stimmen darin überein, dass dies für einen Mann keine Erfüllung sein kann und 64 % sind der Überzeugung, dass eine Frau dafür besser geeignet ist. 38,8 % der Männer geben an, sie würden die Arbeit des Hausmanns ohne Bedingungen übernehmen. Dabei geben ebenfalls 38,8 % der Männer an, dass sie Hausmann sein würden, wenn die finanzielle Situation dies zuließe. 34,8 % stimmen der Aussage ziemlich bzw. voll und ganz zu; sie würden sich für das Hausmanndasein entscheiden, wenn die Partnerin damit einverstanden wäre.
Der Wert von 38,8 %, der dem Hausmanndasein bedingungslos zustimmt, erscheint sehr hoch, vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass nur wenige Männer sich aktiv an der Hausarbeit beteiligen. Aber auch, weil 74,1 % der Männer Vollzeit arbeiten möchten und sich nur 4,1 % vorstellen können, nicht erwerbstätig zu sein. Hinzukommt, dass nur 9,8 % der Väter überhaupt Elternzeit genommen haben und für 54,9 % der Beruf die wichtigste Tätigkeit des Menschen ist. Aus der Antwort auf die Frage spricht wieder deutlich die Diskrepanz zwischen Wunsch, Vorstellung und Realität. Selbst wenn ein gutes Drittel der Männer dem Hausmanndasein sehr wohlgesonnen gegenübersteht, weist die Arbeitszentrierung der Männer und die gelebte Realität in eine andere Richtung. Dass beinahe zwei Drittel der Männer die Frau als für die Hausarbeit geeigneter ansehen, kann dahingehend interpretiert werden, dass die Männer auf diese Weise die in der Praxis stattgefundene klassische Rollenteilung zu begründen versuchen. Ob die finanzielle Situation wirklich ein realer Hinderungsgrund ist oder nur der Versuch einer Rationalisierung bzw. als Begründung der gelebten Praxis dient, lässt sich aus den erhobenen Daten nicht entnehmen.

Die Daten zeigen, dass Männer der italienischen Sprachgruppe vermehrt angeben, sie würden die Hausarbeit ohne Bedingungen übernehmen. 53,8 % stimmen dem ziemlich bzw. voll und ganz zu, bei den Männern der ladinischen Sprachgruppe sind es 41,9 % und bei der deutschen 32,7 %. Die altersmäßig jüngsten Männer (31,5 %) stimmen dieser Aussage am wenigsten zu. Bei den 30- bis 39-Jährigen liegt die Zustimmung schon bei 45,2 %.
Betrachtet man zwei Aussagen dieses Komplexes genauer, dann zeigt sich, dass es hinsichtlich des Bildungsgrades einen Unterschied bei den Antworten gibt. So stimmen 76,4 % der Männer mit Pflichtschulabschluss der Aussage zu, dass die Frau besser für die Hausarbeit geeignet ist, im Vergleich zu 47,3 % der Männer mit Fachhochschulabschluss oder Doktorat. 45 % der Männer mit Pflichtschulabschluss sind gegenüber 34,3 % der Männer mit Fachhochschulabschluss bzw. Doktorat der Auffassung, dass Hausarbeit für einen Mann keine Erfüllung sein kann. Im Großen und Ganzen können aber keine großen Unterschiede festgestellt werden.
Allerdings fällt auf, dass die jüngeren Männer vermehrt dazu tendierten, die schwach ausgeprägten Antworten „trifft kaum zu“ und „trifft ziemlich zu“ zu nutzen. Dies bestätigt die vorhin aufgestellte These, dass im öffentlichen Diskurs Gleichheit und Gleichstellung vorherrschen, die sich in der Praxis derzeit jedoch nicht wiederfinden.

Männer haben sich in den letzten 20 Jahren verändert. 81,6 % der Männer tragen diese Meinung mit. So bestätigen 82,3 %, dass Männer auch einmal nachgeben können, 81,6 %, dass sie auch andere Meinungen gelten lassen, 67,2 %, dass sie mehr Gefühle äußern und 59,1 %, dass sie Schwächen leichter zugeben. Sie sind auch nicht gewalttätiger (72,9 %) oder egoistischer (66,8 %) geworden. Allerdings geben 42,8 % der Männer an, sie seien unsicherer geworden.
Besonders die besser ausgebildeten Männer (56,9 %) verweisen auf die Zunahme der Unsicherheit (im Vergleich zu 43,8 % der Männer mit Mittelschulabschluss). Von den Männern, die angaben, Männer seien in den letzten 20 Jahren gewalttätiger geworden, vertraten 58,2 % (gegenüber 36,2 %) die Ansicht, Männer könnten weniger auf Macht verzichten, weniger Gefühle äußern als früher (47,5 % gegenüber 27,3 %) bzw. sie seien egoisti-

scher (62,6 % gegenüber 22,2 %) und unsicherer geworden (56,9 % gegenüber 37,5 %).
An dieser Stelle zeigen sich erneut die beiden Seiten der Veränderung des Männerbildes. Einerseits verändern sich Männer in die von der Gesellschaft gewünschte Richtung, andererseits tauchen zugleich vermehrt Unsicherheiten auf, die aus den prekärer werdenden Lebenssituationen sowie Veränderungen in der Arbeitswelt resultieren. Da die Arbeitswelt als zentrale Orientierung der Männer eine große Rolle spielt, beirren sie die neue Wirklichkeit ebenso wie die Veränderung des Männerbildes. Die Unsicherheit bewältigen einige Männer dadurch, dass sie sich auf die vermeintliche Sicherheit alter Rollenbilder zurückziehen. Macht, Egoismus und Gewalt sind Aspekte dieses Rollenbildes, das Männern wieder Handlungsfähigkeit ermöglicht. Zudem werden Handlungsweisen des traditionellen Rollenbildes wie Macht, Durchsetzungsfähigkeit, Konkurrenz und Stärke in der Gesellschaft oftmals auch noch positiv bewertet.

Die Veränderung des Männerbildes bringt Chancen und Möglichkeiten, aber auch Unsicherheiten mit sich. Die meisten Männer tragen eine gleichberechtigte Gesellschaft mit. Dies merkt man daran, dass sie die Gleichheit der Geschlechter immer wieder zum Ausdruck bringen und aktiv an der Gestaltung eines neuen Männerbildes beteiligt sind. Allerdings scheint dieses veränderte Männerbild in der Gleichheit der Geschlechter zu verschwimmen. Dadurch taucht es im öffentlichen Diskurs oft nicht auf, die Geschlechter nivellieren sich. Der private Alltag wird nichtsdestotrotz meist sehr geschlechtstypisch organisiert. Auch dadurch verdecken sich Ungleichheiten der Geschlechter in der öffentlichen Wahrnehmung. Für die Männer hat dies zur Folge, dass sie in einer zweigeschlechtlichen Gesellschaft das Männliche am Mannsein nicht leicht ausmachen können. So lange die Lebensumstände Sicherheit versprechen, stellt dies kein Problem dar. Zu dieser Sicherheit gehört für die Männer –aufgrund ihrer Arbeitsorientierung – vorwiegend eine stabile Arbeitssituation, aber auch eine stabile Familiensituation bzw. Partnerschaft. Es hat den Anschein, dass die Unsicherheit des Männlichen dann auftaucht, wenn die Lebensumstände an Sicherheit verlieren. Um die verlorene Sicherheit wiederzuerlangen und sich als handlungs-

fähig zu erleben, greifen Männer, mangels anderer Möglichkeiten, auf das traditionelle Männerbild zurück. Eine Gesellschaft, die dem Menschen prekäre Lebenslagen zumutet, läuft Gefahr, vermehrt Männer in alte Rollenbilder zurückzutreiben.

Eine weitere Frage war die nach der Selbstwahrnehmung. Hier sollten die Männer sich selbst und ihre Wirkung auf andere einschätzen (Selbstwert und soziale Anerkennung). Außerdem wurde gefragt, ob sie sich für alltägliche Bewältigungsaufgaben gewappnet fühlen. Das heißt, es wurden Fragen zur Selbstkontrolle, Motivation und Antriebsstärke bzw. -schwäche gestellt.
Selbstwerteinschätzungen – Selbstvertrauen bzw. Ängste – spielen in individualisierten modernen Gesellschaften eine wichtige Rolle, wenn es um die Entwicklung von Lebenssinn geht bzw. darum, sich sozial ins Spiel zu bringen und zu behaupten. Die Selbstwahrnehmung wurde zusammen mit Aussagen zur körperlichen Wahrnehmung sowie zu vorhandenen Ängsten und Sorgen abgefragt. 88,6 % der Südtiroler Männer sind mit ihrer Figur überwiegend zufrieden. Mit ihrem Aussehen sind 95,2 % zufrieden oder sehr zufrieden und damit überwiegend sehr positiv eingestellt. Bezüglich des Gewichts zeigen sich die Männer geringfügig selbstkritischer, weshalb die Antworten „gar nicht zufrieden“ und“ eher nicht zufrieden“ in dieser Kategorien etwas höhere Werte haben (kumulierte 17 %). Tendenziell kann bei den befragten Südtiroler Männern eine allgemeine Zufriedenheit mit dem eigenen Körper konstatiert werden.
In Bezug auf die Frage nach einer in ihrem Leben wahrgenommenen Sinnlosigkeit antworten 61,9 % der Männer, dass sie diese nie empfinden würden. Allerdings sind es immerhin 33,6 % der Männer, die diese Sinnlosigkeit manchmal und 4,5 % häufig oder ständig empfinden. In diesen Kontext gehören auch die Aussagen zur gefühlten Einsamkeit, zum Unglücklichsein und zur Melancholie im Leben. 53,9 % der Männer fühlen sich nie einsam, aber 41,8 % sowie 4,3 % der Befragten antworten, dass sie sich manchmal bzw. häufig einsam fühlen würden.
Von den Befragten fühlen sich 40,4 % nie unglücklich und 53,7 % manchmal unglücklich. Die Kategorien „manchmal“ und „häufig“ wählen bezüglich der gefühlten Melancholie 5,9 % der Befragten. Dazu passen auch die Ant-

worten zur Aussage „keine Freunde haben“. Hier stellen zwar 69,3 % fest, dass dies bei ihnen nie der Fall sei, aber bei 27 % trifft dies durchaus manchmal zu und bei kumulierten 3,7 % häufig und ständig. Diese Zahlenwerte (es betrifft etwa ein Drittel der Befragten) korrelieren offensichtlich mit der gefühlten Einsamkeit in der Stichprobe. Es zeigt sich also, dass ein Drittel der Befragten mit seiner sozialen Lebenssituation unzufrieden ist. Die Ursachen dieser Werte können sowohl auf externe Faktoren, wie die manchmal hohe Arbeitsbelastung, als auch auf interne Ursachen, wie negative Selbstwahrnehmung, zurückzuführen sein.
Das Problem Einsamkeit wird in der Studie als konkrete, ichbezogene Aussage abgefragt („Ich fühle mich oft einsam“). Hier zeigen sich ähnliche Werte, allerdings mit anderen Antwortkategorien. So antworten kumulierte 8,7 %, dass diese Aussage auf sie zutrifft bzw. sehr zutrifft und 39,1 %, dass dies weniger zutrifft. Diese Angaben korrespondieren sehr gut mit den Antworten zum Item „Einsamkeit“ mit 41,8 % der Antworten in der Kategorie „manchmal“. Die Aussagen validieren sich dementsprechend wechselseitig.
Der Aussage „Ich bin voller Energie und Tatendrang“ stimmen 16,7 % sehr zu und auf 59,5 % trifft dies zu. Das bedeutet, dass etwa drei Viertel der befragten Südtiroler Männer eine sehr positive Selbstwahrnehmung haben. Erwartungsgemäß liegen hier die Werte in der jüngsten Altersgruppe am höchsten (mit kumulierten 85,5 %) und in der Altersgruppe der 60- bis 70-Jährigen am niedrigsten (mit kumulierten 63,9 %), aber auch diese Werte sind hoch und betreffen noch etwa zwei Drittel der Befragten.
Die positive Selbstwahrnehmung scheint den männlichen Drang zum Konkurrenzverhalten zu mindern. Die Vorgabe „Ich trete gerne mit anderen in Konkurrenz“ wird von fast zwei Dritteln der Befragten (63,6 %) mehr oder minder abgelehnt.

Die Aussagen im Kontext des Themas Ängste zeigen zwei Tendenzen. So antworten hinsichtlich der Aussage „Angst vor zu hohen Leistungsanforderungen“ 43,3 % mit nie, aber 47,1 % empfinden diese Angst zumindest manchmal und kumulierte 9,6% häufig bzw. ständig. Hinsichtlich der Angst vor Arbeitslosigkeit sagen 61 % der Männer, diese nie zu empfinden. Aller-

dings haben 30,7 % der Befragten manchmal und kumulierte 8,3 % in den Kategorien häufig bzw. ständig diese Angst. Die genannten Ängste betreffen somit einen großen Teil der Befragten in der Stichprobe. Auch im Hinblick auf unbestimmte Zukunftsängste zeigt sich dieses Bild. So stellen 54 % fest, dass sie manchmal und 10,4 %, dass sie häufig oder ständig Zukunftsängste hätten.
Des Weiteren geben 15,5 % der Männer an, häufig bzw. ständig Angst vor einer Krankheit zu haben, 64,4 % manchmal.
Der Blick auf die weiteren Aussagen zu vorhandenen Ängsten zeigt bei den befragten Männern ähnliche Verteilungen. Andere Ängste, zum Beispiel Angst vor der Übernahme von Verantwortung (nie 60,3 %) und Angst vor einer Dominanz des anderen Geschlechts (nie 73,6 %), sind wesentlich geringer verbreitet. Anders verhält es mit der „Angst, die Partnerin zu verlieren". Zwar antworten nur etwa 5,8 % der Befragten, dass sie diese Angst häufig oder ständig verspüren würden, doch immerhin 47,5 % geben an, sie hätten diese Angst manchmal. Hier scheint die männliche Angst vor dem Verlassenwerden durch, wie sie auch in der Fachdiskussion zur Männerberatung allgemein thematisiert wird.

Angesichts der engen Bindung der männlichen Identität an die Erwerbsarbeit ist es natürlich interessant zu fragen, ob und inwieweit die Südtiroler Männer Angst vor dem Altwerden haben. 51,2 % geben an, dass sie nie Angst vor dem Altwerden hätten, 48,8 % haben diese Angst zumindest manchmal.
Südtiroler Männer haben also ein ausgeprägt positives Lebensgefühl und Selbstvertrauen. Dies wird höchstens durch die Angst vor dem Verlassenwerden beeinträchtigt. Auch diffuse Zukunftsängste machen sich bemerkbar.

Mit ihrer gesundheitlichen Situation sind 45,9 % der befragten Männer sehr zufrieden und 45,7 % zufrieden. Die allgemeinen Zufriedenheitswerte der Südtiroler Männer sind also sehr gut. Die Werte in den beiden negativen Antwortkategorien steigen erwartungsgemäß durch die Lebensalter hindurch an. Sie reichen von kumulierten 5,4 % in der Altersgruppe der 30- bis

39-Jährigen bis 19,8 % in der Altersklasse der 60- bis 70-Jährigen. Sprachgruppenspezifische Unterschiede gibt es hier nur marginal. Sie betreffen nicht die allgemeine Tendenz, sondern variieren nur um jeweils eine Antwortkategorie. So sind die ladinischsprachigen Männer mit ihrer Gesundheit am zufriedensten. 58,8 % geben den Zufriedenheitsgrad mit „sehr gut" an, bei den deutschsprachigen Männern sind es 47,5 % und bei den italienischsprachigen 39,3 %. Werden jedoch beide positive Kategorien kumuliert, dann unterscheiden sich die Sprachgruppen nur noch marginal. In der Tendenz sind Männer, auch aufgeschlüsselt nach Sprachgruppen, ähnlich zufrieden mit ihrer Gesundheit.
Für 65,3 % der Befragten trifft die Aussage zu, dass Männer im Allgemeinen ungesünder leben als Frauen. Nur 10,3 % sagen, diese Aussage trifft überhaupt nicht zu bzw. 24,3 % sie trifft weniger zu. Eine deutliche Annäherung des Risikoverhaltens beider Geschlechter zeigt sich in Südtirol in den Statistiken der letzten Jahre, und zwar hinsichtlich des gesundheitsschädlichen Verhaltens im Zusammenhang mit dem Substanzkonsum.
Eine deutliche Mehrheit (80,9 %) schätzt den allgemeinen Gesundheitszustand auf einer Skala mit fünf Ausprägungen als gut bis ausgezeichnet ein. 17,5 % bezeichnen ihren Gesundheitszustand als einigermaßen und 1,6 % als schlecht. Es gibt hier natürlich einen altersbedingten Effekt, der sich besonders stark auf die beiden positiven Antwortkategorien auswirkt.

Bei den regelmäßigen Arztbesuchen zeigen sich typisch männliche Schwächen. 12,7 % der Männer gehen nach ihrer Auskunft nie zum Arzt. Das ist ein relativ hoher Anteil in der Population ohne regelmäßige ärztliche Kontrolle und zeigt zugleich auch ein typisch männliches Gesundheitsverhalten.
Interessant sind die Werte zum empfundenen beruflichen Stress. 42,4 % meinen, Männer arbeiten mehr und hätten insgesamt mehr Stress, d. h., rund zwei von fünf Männern empfinden beruflichen Stress.
Zudem stellen 41,7 % der befragten Männer fest, dass sie aufgrund von Zeitmangel Stress empfinden würden. Die Werte ähneln sich also. Privaten Stress empfinden 15,8 % der Befragten. Bei der Erklärung der Belastungen spielen sicher die Faktoren Alter, Familienstand, Beruf usw. eine entscheidende Rolle. Der Aussage „andere erwarten zu viel von mir" stimmen im

Sample 26,9 % der Männer zu. Das bedeutet, dass etwa ein Viertel der Befragten von Stress durch von außen einwirkende Erwartungshaltungen betroffen ist. Diese Werte korrespondieren mit dem Stressempfinden, dass sich aus den Erwartungen an sich selbst ergibt („zu viel von sich selbst zu verlangen"), und zwar bei 26,3 % der Befragten. Etwa ein Viertel der Männer sieht sich damit sowohl durch internale als auch externale Ursachen einem kontinuierlichen Stressempfinden ausgesetzt. Von den befragten Männern empfinden 13,6 % Stress, wenn sie glauben, ihr Leben nicht mehr im Griff zu haben. Sie bewerten damit zugleich auch das Stressempfinden selbst als ein existenzielles Erlebnis in ihrem Leben. Das sind insgesamt recht hohe Werte für den Risikofaktor Stress. Dass diese sich langfristig betrachtet schädlich auf die Gesundheit und Lebensqualität der Männer auswirken, wird in den Diskursen zur Männergesundheit, wie sie sich in anderen europäischen Ländern entwickelt haben, herausgestellt und sollte auch in Südtirol in der Diskussion zur Männergesundheit besonders beachtet werden.

In der Art und Weise, wie Männer Situationen bewältigen, in denen es ihnen richtig schlecht geht, widerspiegelt sich das männliche Bewältigungsverhalten, wie es in der Männerforschung allgemein dokumentiert ist. In der Südtiroler Männerstudie wurden den Männern drei Antwortmöglichkeiten von 18 eingeräumt. Die Vorgabe „ich versuche alleine damit fertig zu werden" wurde von 53,2 % der Befragten angekreuzt. 14,4 % kreuzten an, „ich versuche die Gefühle zu unterdrücken und nicht mehr daran zu denken". Zwar geben 58,8 % der Männer an, in kritischen Lebenssituationen mit nahestehenden Menschen zu reden, aber nur 2,6 % würden sich an eine Beratungsstelle wenden. Des Weiteren wurden Sport (24,7 %), Musik (17,8 %) und Fernsehen (12 %) relativ häufig als Bewältigungsstrategie genannt. Aggressive und sexuelle Bewältigungsmuster wurden dagegen selten (unter 3 %) genannt.

Risikoverhalten bezeichnet das Verhalten in Risikosituationen und bedeutet somit nicht automatisch ein *riskantes* Verhalten. Aus der Perspektive der Gesundheitswissenschaft ist das Risikoverhalten ein zentraler Einflussfaktor auf die Lebensqualität und den Gesundheitszustand. Zu den Risikover-

haltensweisen gehören Tabakkonsum, exzessiver Alkoholkonsum, körperliche Inaktivität, Fehlernährung und Übergewicht. Risikofaktoren haben eine große Bedeutung für die aktuell häufigsten Todesursachen in den entsprechenden Bevölkerungsstatistiken.

Von den Befragten sind insgesamt 57,2 % der Auffassung, dass es zutrifft und sehr zutrifft, dass Männer mehr Risiken eingehen als Frauen. Ebenso sind kumulierte 65,3 % in den beiden positiven Antwortkategorien der Meinung, dass Männer allgemein ungesünder leben als Frauen. Für kumulierte 42,4 % trifft es zu, dass Männer mehr arbeiten und mehr Stress ausgesetzt sind – ein erneuter Verweis auf die hohe Arbeitsbezogenheit der Männer. Diese Wahrnehmung sinkt mit zunehmendem Alter leicht. Etwas größere Unterschiede zeigen sich bezüglich der Sprachgruppen. Hier sind die Ansichten der drei Sprachgruppen unterschiedlich. Es stimmen mehr deutsch- und ladinischsprachige Männer der Auffassung zu, dass Männer mehr arbeiten und mehr Stress hätten. Die Differenzen betragen bis zu 15 %.

In der Befragung antworten 71,7 %, dass sie nicht rauchen und 28,3 % geben an, dass sie rauchen. Auch hier zeigen sich Sprachgruppenunterschiede. So rauchen mit 35,3 % deutlich mehr italienischsprachige Männer als deutsch- (26%) und ladinischsprachige (23,4 %). Dieser Effekt könnte durch die ausgeprägte Stadt-Land-Differenz beeinflusst sein. So rauchen 33,8 % der Stadtbewohner, aber nur 25,4 % der Männer vom Land. 88,2 % der Männer geben an, dass sie manchmal Alkohol konsumieren. Davon trinken 10,1 % täglich oder fast täglich Alkohol, nahezu zwei Drittel (59,8 %) zumindest einmal in der Woche. Für 74,1 % der Männer gehört Alkohol bei Festen und Feierlichkeiten einfach dazu. 42,6 % stimmen ziemlich und voll und ganz zu, dass es „durchaus vertretbar ist, ab und zu einen Rausch zu haben“. Interessant ist die Altersstruktur bei den Antworten. Mit zunehmendem Alter nimmt die Zustimmung stark ab, und zwar in Bezug auf beide Aussagen. In der stärksten Antwortkategorie lässt sich, bezüglich der Aussage zu Alkohol und Festen in Südtirol, eine Differenz von 22 Prozentpunkten zwischen den Aussagen der 18- bis 29-Jährigen und der 60- bis 70-Jährigen feststellen. Hinsichtlich der Aussage, dass ein Rausch ab und zu vertretbar sei, findet sich eine Differenz von 50 Prozentpunkten zwischen diesen Altersgruppen. Für 48,2 % der befragten Männer ist Alkohol ein Genussmittel.

Diese Werte zeigen einen traditionell geprägten Umgang mit Alkohol in der Stichprobe. Die Zahlen stimmen mit anderen ASTAT-Studien im Kontext der Einstellungen zum Alkoholkonsum überein. Interessant sind in dieser Hinsicht die Antworten zur Aussage, dass Kinder zwischen elf und 16 Jahren im familiären Umfeld einen korrekten Umgang mit Alkohol erlernen sollten. Dieser Aussage stimmen 65,3 % voll und 19,9 % ziemlich zu. Offensichtlich werden sowohl der Umgang mit Alkohol als auch der von den Befragten wahrgenommene Druck, sich mit dem Alkoholkonsum auseinanderzusetzen, als so bedeutsam erachtet, dass sie zu den grundlegenden Aufgaben der Familie gezählt werden.

Die Einstellungen zum Alkoholkonsum erscheinen im ganzen Sample eher ambivalent ausgeprägt zu sein. So stimmen 49 % der Befragten der Aussage „Alkohol ist eine Droge“ voll und nochmals 27,8 % ziemlich zu. Das sind nahezu dieselben Zustimmungswerte wie zur Aussage „Alkohol gehört zu Festen einfach dazu“. Alkoholkonsum erscheint in den Aussagen der Befragten einerseits als selbstverständlich und wird andererseits – allerdings auf einer anderen Ebene – als schädlich betrachtet. Der Alkoholkonsum ist offensichtlich kulturell eingebettet und verwurzelt. Dem entspricht die hohe Ablehnung modischer Attribute (z. B. „Alkohol ist cool“) und die problemlösende Funktion des Alkohols.

Die Studie zeigt, dass das sonst in der Substanzforschung häufig thematisierte Gruppenverhalten hier nicht so ausgeprägt ist. So stimmen nur 11,9 % der Aussage zu, dass Alkohol getrunken wird, weil dies auch die Freunde tun. 12,7 % können sich nach dem Alkoholkonsum besser unterhalten.

Als problematisch kann man die Antworten zum Alkoholkonsum in Verbindung mit dem Auto- oder Motorradfahren interpretieren. 10,5 % der befragten Männer stimmen der Vorgabe „wenn man Auto/Motorrad fährt, soll man überhaupt nichts trinken“ kaum oder überhaupt nicht zu.

Vorgaben zum Thema Substanzkonsum werden von den Befragten erfahrungsgemäß immer als heikel und tabubeladen wahrgenommen. Inwieweit das bei den hier Befragten eine Rolle gespielt hat, kann durch die Studie selbst nicht geklärt werden. Vor diesem Hintergrund sind die Angaben zu sehen, dass unter den erwachsenen Südtiroler Männern nur eine verschwindend geringe Minderheit angibt, Drogen zu nehmen. Weniger als 3,5 % der

Befragten haben Drogen probiert oder konsumieren diese derzeit. Eine Ausnahme bildet Cannabis: Bei dieser Substanz gaben 19,8 % der Männer an, diese zumindest einmal probiert zu haben.
Die Verbreitung von Glücksspielen im Sample zu interpretieren, ist schwierig. Nur für 2,3 % der befragten Männer ist das Glücksspiel eine häufige Gewohnheit. 41,2 % sagen, dass sie manchmal spielen würden. Insgesamt ist das Glücksspiel bei den Männern in Südtirol also relativ verbreitet.
In Bezug auf das Thema Suizid zeigt sich, dass Suizidgedanken bei 92 % der Befragten nie auftauchen, 8 % antworten hier in der Kategorie manchmal. Das sind eher geringe Werte, die mit den Befunden zur hohen Lebenszufriedenheit Südtiroler Männer korrespondieren.
Beim Risikoverhalten, d. h., was die verbreitete Selbstverständlichkeit des Alkoholkonsums anbelangt, kann eine besondere ethnisch-kulturelle Bindung konstatiert werden. Die höhere Risikobereitschaft bei Männern ist kein spezifisch Südtiroler Phänomen, sondern wird auch in der allgemeinen Männerforschung betont. Für Südtirol problematisch ist dabei jedoch, dass eine doch signifikante Minderheit die Problematik des Alkohols am Steuer nicht wahrnehmen will.

Das Sexualverhalten nimmt einen wichtigen Platz im menschlichen Lebenszusammenhang ein. Dabei geht es nicht nur um grundlegende Fragen wie Fortpflanzung und Aufbau und Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen, sondern auch um die Kultur des Geschlechterverhältnisses und um erfüllende Formen des Begehrens. Sexualität ist nicht nur biologische Körperfunktion, sondern vor allem auch soziales Medium. Als solches steht das Sexualverhalten auch im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Wertehorizontes (Sexualmoral). Dementsprechend werden Störungen und Abweichungen nicht nur individuell erfahren, sondern auch gesellschaftlich wahrgenommen und sanktioniert.
So spielt die Frage nach der Anerkennung unterschiedlicher Formen des Begehrens zunehmend eine bedeutende Rolle in den gesellschaftlichen Diskursen zur Sexualität.

Auch die Frage nach dem Zusammenhang von Sexualität und Gewalt hat in den letzten Jahren angesichts zahlreicher Missbrauchsfälle die europäische Öffentlichkeit alarmiert.
Dieser Themenkreis wurde in die Befragung aufgenommen. Hauptsächlich wurde aber nach der persönlichen Bedeutung und dem Erleben von Sexualkontakten gefragt.
Neben Fragen zum emotionalen Empfinden wurden auch Fragen zu gesundheitlichen Aspekten aufgenommen, zum Beispiel „Hygiene", „Angst vor Geschlechtskrankheiten" oder „Aids". Ebenfalls erhoben wurden Daten zur Art und Weise der Verhütung und zur Fertilität. Darüber hinaus wurde der Konsum von Pornografie mit verschiedenen Vorgaben abgefragt.
Das Thema Sexualität wird von den Befragten allgemein als bedeutsam wahrgenommen. So bewerten 42,1 % der Befragten den Geschlechtsverkehr als sehr wichtig in ihrem Leben und 51 % als ziemlich wichtig. Nicht sehr wichtig ist dies nur für insgesamt 6,5 % und überhaupt nicht wichtig für 0,5 % der befragten Männer. Soziodemografische Einflüsse gibt es hier kaum, d. h., die Schwankungen bezüglich des Alters, der Bildung oder anderer Einflussfaktoren sind im Sample eher gering und meist nur zwischen den Kategorien ziemlich wichtig und sehr wichtig zu beobachten. Für 27 % der Befragten war das Sexualleben in ihrer Partnerschaft nach der Geburt eines Kindes problematischer als zuvor. Das Thema Kreativität im Kontext mit der Sexualität wird von 33,3 % als sehr wichtig und von 53,3 % als ziemlich wichtig bewertet. 40,9 % sehen die eigene Befriedigung als sehr wichtig an, für 51,1 % ist sie ziemlich wichtig. Die Bedeutsamkeit der eigenen Befriedigung sinkt erwartungsgemäß mit zunehmendem Alter. Ähnlich wichtig ist aber auch, dass die Partnerin befriedigt ist (54,1 % sehr wichtig und 42,9 % ziemlich wichtig). Hier zeigt sich wieder eine Kultur des Entgegenkommens im Geschlechterverhältnis, die dem Typus moderner Männlichkeit zugeschrieben werden kann.
Eingeschränkt werden diese Befunde durch die Aussagen zur allgemeinen sexuellen Zufriedenheit der Männer. Sehr zufrieden mit ihrem Sexualleben sind 18,7 % und 56,6 % sind zufrieden. Etwa ein Viertel der Befragten ist hingegen weniger (16,5 %) bzw. gar nicht zufrieden (8,3 %).

Natürlich muss man zwischen den Einstellungen zur Sexualität und der Praxis des Sexualverhaltens selbst unterscheiden. „Viel Zeit"" in Sexualität zu investieren, ist für 26,3 % sehr wichtig und für 49,7 % ziemlich wichtig. Einflüsse durch externe Faktoren gibt es hier kaum. Die Schwankungsbreite in den Antworten liegt hier meist bei fünf Prozentpunkten und zeigt selten bis zu zehn oder mehr. Das betrifft im Übrigen auch die meisten anderen Items im Zusammenhang mit der Sexualität. Die Häufigkeit der Sexualkontakte ist für 48,2 % ziemlich wichtig und für 17,8 % sehr wichtig. Für 31,9 % ist dies nicht sehr wichtig.

Die Nähe zur Partnerin/zum Partner ist für 39,1 % ziemlich wichtig und für 56,8 % sehr wichtig. Diese Werte sind kaum beeinflusst von Einflussfaktoren wie Alter, Bildung und Herkunft. Ein ähnliches Bild zeigt das Item „Zuneigung": für 41,9 % ziemlich, für 53,4 % sehr wichtig. Unterschiede zwischen den Sprachgruppen bestehen lediglich darin, dass die italienischsprachigen Männer die emotionalen Einstellungen in der Intensität stärker betonen.

Vertrauen in der sexuellen Beziehung ist für alle Befragten sehr bedeutsam. Entsprechend wählen hier 57,9 % die Kategorie „sehr wichtig" und 36,3 % die Kategorie „ziemlich wichtig". Auch Zärtlichkeit ist den Befragten sehr wichtig, die Werte in den beiden stärksten Kategorien sind nahezu ausgeglichen und liegen kumuliert bei 92,8 %. Eine romantische Stimmung ist für 49,1 % ziemlich und für 19,5 % sehr wichtig. Die Werte zu dieser Aussage zeigen ähnliche Antworttendenzen wie die anderen Items. Durch Sexualität Spaß zu haben ist für 36,1 % sehr wichtig und für 49,3 % ziemlich wichtig. Das Thema „Ein Kind zu zeugen" zeigt dagegen in den Antwortkategorien ein eher differentes Bild. Hier antworten jeweils 35,0 % und 30,4 % in den Kategorien „überhaupt nicht wichtig" und „nicht sehr wichtig". Für kumulierte 34,6 % ist das Thema ziemlich bzw. sehr wichtig. Das ist etwa ein Drittel der Befragten und angesichts der niedrigen Geburtenraten in Vergleichsländern wie Deutschland und Italien ist es trotzdem noch ein recht hoher Wert. Treue in einer Beziehung ist für 59,8 % der Männer sehr wichtig, für 34 % ziemlich wichtig. Die Werte zu diesem Item zeigen sich im Wesentlichen unbeeinflusst von externen Einflussfaktoren wie Herkunft, Sprachgruppenzugehörigkeit oder Alter. Es zeigen sich in den Antworten also allgemeine Einstellungen, die auch im Lebenslauf stabil bleiben und relativ

unabhängig von externen Einflussfaktoren sind. Der Wunsch nach einer harmonischen Beziehung und Treue als deren Basis ist in der Population sehr stark ausgeprägt, und zwar unabhängig von Alter, Bildung oder Herkunft. Die Unterschiede in Bezug auf diese Faktoren sind eher gering.
Die allgemein stark positiven Zustimmungswerte bei vielen Items im Bereich Sexualität fallen beim Thema Verhütung leicht ab. Hier sagen 13,3 % bzw. 18,1 % der befragten Männer, dass Verhütung für sie überhaupt nicht wichtig bzw. nicht sehr wichtig ist. Dagegen sehen 36,2 % der Männer Verhütung als ziemlich wichtig und 32,4 % als sehr wichtig an. Dementsprechend verhüten 61 % der befragten Männer mit Kondomen, Hormonpräparate sind bei 29,5 % der Befragten relevant. Die Spirale ist bei 4,5 % das Mittel der Wahl und natürliche Methoden sind in den Beziehungen von 2,3 % der Männer das gewählte Verhütungsmittel. Andere Methoden wie Diaphragma oder chemische Mittel spielen in der Stichprobe mit Werten unter 1 % keine Rolle. Den Koitus interruptus als Verhütungsmethode wählen 7,4 % der befragten Männer. Sterilisiert sind 3,7 % der Männer im Sample und 4,6 % der Partnerinnen der Befragten.
Zur Bedeutung der Hygiene im Kontext der Sexualität im Allgemeinen befragt, ist diese für 68,8 % der Befragten sehr wichtig und für 28,2 % noch ziemlich wichtig, nur für kumulierte 2,9 % ist das Thema überhaupt nicht bzw. nicht wichtig. In Bezug auf Geschlechtskrankheiten geben insgesamt 41,3 % der Befragten an, dass sie Angst vor einer Ansteckung hätten, während 58,7 % aussagen, keine Angst davor zu haben. Bei Schülern/Studenten ist die Angst vor Ansteckung mit 65 % am höchsten, bei Lehrlingen mit 23,9 % am niedrigsten. Interessant ist, dass mit einem höheren Schulabschluss die Prozentzahl (45,1 % mit Pflichtschulabschluss, 28,3 % mit Hochschulabschluss) sinkt. Angst vor einer Ansteckung mit Aids haben in der Stichprobe 44,8 % der Männer, eine überraschend hohe Zahl der Befragten.

Die eigene Partnerin bzw. der Partner sind mit 61,9 % für die meisten Männer ein geeigneter Gesprächspartner bei sexuellen Problemen. Andere Männer sind dagegen nur für 6,6 % geeignete Gesprächspartner, andere Frauen nur für 2,1 % der Männer. Einen Arzt oder Therapeuten aufzusuchen, sehen 29,2 % als hilfreich an. Anonyme Quellen, wie das Internet, Bücher und Zeit-

schriften, bezeichnen 11,4 % als geeignete Informationsquellen. 6,1 % der Männer haben niemanden als Gesprächspartner für ihre sexuellen Probleme. Insgesamt ist es für Männer offensichtlich problematisch, Gesprächspartner zu finden, die nicht ihre Partnerinnen sind. Das korrespondiert mit dem Befund, dass nur wenige Männer Beratungsstellen aufsuchen.
8,4 % der Befragten berichten darüber, dass sie in ihrer Kindheit und Jugend (bis zum Alter von 16 Jahren) „sexuell berührt oder an intimen Körperstellen angefasst" wurden. Unterschiede hinsichtlich soziodemografischer Faktoren sind nicht ausgeprägt. Auffällig ist aber ein altersabhängiger Einfluss in den Antworten. Die Werte steigen von 5 % in der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen auf 11,8 % in der Altersgruppe der 50- bis 59-Jährigen sowie auf 13,6 % in der Altersgruppe der 60- bis 70-Jährigen. Eine mögliche Interpretation wäre, dass die Zahl der Betroffenen in den letzten Jahrzehnten gesunken ist. Aber es könnte auch darauf verweisen, dass die Betroffen dieses Erlebnis in jüngeren Jahren noch verdrängen und sich erst im Alter trauen ihre Erfahrungen öffentlich zu machen. Des Weiteren berichten 3,4 %, dass sie gezwungen wurden, andere Menschen zu berühren. Auch hier zeigt sich ein systematischer Anstieg durch die Altersklassen.

Gewalt ist ein in den letzten Jahren immer häufiger diskutiertes Thema. Dabei hat sich auch das Verständnis von Gewalt gewandelt und die Sensibilität dafür ist gestiegen. Gewalt wird oftmals mit einem traditionellen Männerbild verknüpft und als männertypisches Bewältigungsverhalten gedeutet. Gewalt, d. h. körperliche Gewalt, als ein Verhalten, das mit (von Männern oft auch erwarteter) Durchsetzungsfähigkeit und Macht zusammenhängt und das die Männer einsetzen, um mit für sie schwierigen Situationen zurechtzukommen bzw. sich daraus zu befreien.
Trotz der Schwierigkeit der Männer, sich selbst als Täter zu bezeichnen – und damit auch die Verantwortung für die Taten zu übernehmen – oder als Gewaltopfer – was nicht dem Männerbild entspricht –, war es wichtig, Männer als Täter und Opfer von Gewalt zu sehen, um auch ihre erlittenen Gewalterfahrungen aufzugreifen und zu erfassen.

Die häufigsten Meinungsverschiedenheiten in der Partnerschaft treten bei der Gestaltung der Freizeit auf. So geben 16,3 % der befragten Männer an, dass die Freizeitgestaltung häufig bzw. ständig zu Meinungsverschiedenheiten führt. Gleich dahinter, mit 13,5 %, folgt das Arbeitspensum. Indiz dafür, dass das hohe Eingebundensein der Männer in die Arbeitswelt in einigen Beziehungen zu Konflikten führt. Für rund 10 % der Männer sind die Mithilfe im Haushalt sowie das Sexualleben ein häufiger bzw. ständiger Konfliktherd. In jeder zehnten Partnerschaft scheint die Aufgabenteilung im Haushalt zu Konflikten zu führen. Im Vergleich damit, dass die Arbeit im Haushalt fast vollständig von den Frauen übernommen wird, erscheinen die von 10% der Männern angegebenen Konflikte relativ gering. Dies verweist darauf, dass auch die Frauen die alltägliche Rollenteilung mittragen. Männer und Frauen haben großteils egalitäre Rollenvorstellungen, wobei der Alltag jedoch meist traditionell organisiert wird. Obwohl dies auch manchmal zu Konflikten führt, sind beide Partner damit einverstanden und stützen sich gegenseitig.

Gefragt nach einschränkenden, kontrollierenden und gewalttätigen Verhaltensweisen gaben 28,5 % an, dass ihre Partnerin/ihr Partner (teilweise bzw. ganz) eifersüchtig sei und Kontakte zu anderen Frauen/Männern unterbinden würde. Sich selbst schrieben hingen nur 17,7 % dieses Verhalten (teilweise bzw. ganz) zu. Besonders ladinischsprachige Männer (50,2 %) sahen dieses Verhalten bei ihrer Partnerin. Auch verbale Gewalt (beschimpfen, beleidigen und verletzende Dinge sagen) sahen die Männer öfter bei ihren Partnerinnen (12,3 % teilweise bzw. ganz) als bei sich selbst (8,8 %).
79,9 % der Männer wären bereit, ein professionelles Hilfsangebot anzunehmen, falls sie gewalttätig werden würden, 20,1 % lehnen dies ab. Dabei ist die Ablehnung der ladinischsprachigen Männer mit 32,2 % besonders hoch. Auch der Bildungsgrad zeigt Unterschiede auf. So sind 95,1 % der Männer mit Doktorat oder Fachhochschulabschluss bereit, ein professionelles Hilfsangebot anzunehmen, im Gegensatz zu 72,6 % der Männer mit Pflichtschulabschluss.
Dass ein professionelles Hilfsangebot durch verschiedene Einrichtungen Männer oft nicht erreicht, ist auch daran zu erkennen, dass lediglich 2,6 %

der Männer angeben, dass sie sich an eine Beratungseinrichtung wenden würden, wenn es ihnen mal richtig schlecht ginge. 11,3 % der Männer haben in einer Krise eine professionelle Beratungsstelle aufgesucht. Während 60,8 % angeben, sie würden sich bei Bedarf an eine Beratungsstelle wenden, geben 27,9 % explizit an, dass sie das auch bei Bedarf nicht tun würden. Zwar sind vielen Männern die Einrichtungen bekannt – 56,1 % kennen den Sozialsprengel, 51,6 % Familienberatungsstellen, 43,4 % den psychologischen Dienst und 26,9% die Männerberatungsstelle der Caritas in Bozen –, aber für viele ist es schwierig, diese Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Die meisten Männer (89 %) erlebten keine handgreiflichen Auseinandersetzungen mit der Partnerin/dem Partner, 5,6 % der Männer gaben an, dies sei einmal, 5,1 % dies sei selten vorgekommen. Die Aussage, dass sie oft in Streitereien verwickelt sind, bejahen kumulierte 6,2 % der befragten Männer in den beiden Kategorien „stimme zu“ und „stimme voll zu“. Die Aggressivität nimmt dabei mit zunehmendem Alter kontinuierlich ab. In den jüngeren Altersgruppen, bei den 18- bis 29-Jährigen sowie bei den Schülern, liegt der Wert zwischen 10,3 % und 10,9 % (in den beiden genannten Antwortkategorien). Der Aussage „Ich setze mich mit Härte gegen andere durch“ stimmen 19,9 % zu. Durchsetzungskraft und Härte sind somit für ein Fünftel der Befragten eng miteinander verbunden. Für 49,6 % trifft diese Aussage weniger bzw. für 30,5 % überhaupt nicht zu. Interessant ist die Beantwortung der Aussage, selbst keine Gewalt auszuüben, sie aber zu tolerieren, wenn sie von anderen ausgeht. Bei den Befragten trifft dieses Verhalten auf 21,3 % zu. 46,8% lehnen sie dezidiert ab. Auffällig ist, dass die Zustimmungswerte in Bezug auf die Altersgruppen im Wesentlichen unverändert bleiben. Verschiebungen treten nur zwischen den beiden zustimmenden Antwortkategorien auf. Die Gewaltakzeptanz liegt im Sample in den beiden positiven Antwortkategorien, d. h. stabil zwischen 20 und 21 Prozentpunkten.

Körperliche Gewalt gehört zum normalen menschlichen Verhalten, meinen kumulierte 8,2 % in den beiden Antwortkategorien „trifft zu“ bzw. „trifft sehr zu“. Die Werte sind somit sehr konsistent zur Beantwortung der Aussage zur Beteiligung an Streitereien. Auf eine deutliche Mehrheit von 59,2 % trifft dies allerdings überhaupt nicht zu. Es gibt somit bei den befragten

Männern einen relativ stabilen Anteil, zwischen 6 und 8 %, der offensichtlich Gewalt ausübt oder sehr gewaltaffin ist. So sind kumulierte 13,9 % der Männer bereit, sich in bestimmten Situationen mit Gewalt durchzusetzen. Die genannte Prozentzahl der gewaltaffinen Befragten findet sich auch in der Beantwortung der Aussage „Ich beschimpfe und beleidige meine Partnerin" wieder. Die kumulierten Antworten in den beiden Kategorien „trifft ganz zu" und „trifft teilweise zu" liegen hier bei 8,8 %. Ebenso in der Beantwortung der Aussage „Ich schüchtere meine Partnerin ein". Hier liegt der Prozentwert der beiden kumulierten positiven Antwortkategorien bei 8,7 %. Während man Aussagen zur Verwicklung in Streitereien vor allem auf Auseinandersetzungen zwischen Männern interpretieren würde, zeigt sich das Muster der gewaltaffinen Männer auch im Hinblick auf die Gewalt gegenüber ihren Partnerinnen und dies sogar in sehr stabilen Anteilen. Das Ausüben von direkter körperlicher Gewalt gegenüber der Partnerin zeigt sich aber im Sample nicht, denn diese Aussage trifft nur auf 0,9 % teilweise oder ganz zu. Kenntnis von Vorfällen körperlicher Gewalt gegenüber Familienangehörigen haben allerdings 21,2 % der befragten Männer in ihrem näheren Umfeld. Das passt zu den Aussagen der Tolerierung der Gewaltausübung durch andere, die auch von rund jedem fünften Mann angegeben wird. Zugleich spricht dies aber nicht für die geringe Zahl an Männern, die angeben körperliche Gewalt auszuüben. Diese Antwort scheint wohl eher eine sozial erwünschte zu sein und es lässt sich vermuten, dass die Zahl der Gewalttäter höher ist.

Gut die Hälfte der Männer (52,1 %) wurde in ihrer Kindheit und Jugend von den Eltern nicht körperlich bestraft. 29,1 % wurden von ihrem Vater und 18,9 % von ihrer Mutter körperlich gezüchtigt. Dabei fällt auf, dass die ältere Generation mehr Gewalterfahrungen hat. So waren 19,3 % der 18- bis 29-Jährigen mit Gewalt durch den Vater und 13,5 % durch die Mutter konfrontiert. Bei den über 30-Jährigen wurde ungefähr jeder dritte Mann vom Vater und jeder fünfte von der Mutter körperlich bestraft.

Die älteren Männer erfuhren auch von anderen Bezugspersonen (Lehrern, Heimleitern usw.) öfter Gewalt als die jüngeren. So wurden 13,4 % der 18- bis 29- Jährigen, 30,8 % der 30- bis 39-Jährigen, 27,1 % der 40- bis 49-Jährigen,

41,5 % der 50- bis 59-Jährigen und 42,2 % der 60- bis 70-Jährigen von diesen Bezugspersonen körperlich gezüchtigt.
Betrachtet man die Mobbingerfahrungen unter Gleichaltrigen, so lässt sich kein Unterschied in den Erfahrungen der unterschiedlichen Altersgruppen feststellen. 15,5 % der Männer waren in der Schule gelegentlich bzw. häufig von massiven Einschüchterungsversuchen/Schikanen betroffen. Beim Militärdienst waren 11,7 % damit konfrontiert und in der eigenen Gruppe/Clique 3,8 %.
Die Daten dieser Studie zeigen, dass eigene Gewalterfahrungen in der Kindheit und Jugend in den letzten Jahrzehnten abgenommen haben. Frühere Generationen erlebten häufiger Gewalt durch die eigenen Eltern und andere Bezugspersonen wie Lehrer oder Heimleiter. Die jüngsten Generationen blicken eindeutig auf eine gewaltfreiere Erziehung zurück. Obwohl es zu einer Abnahme der Gewalterfahrungen kommt, und demzufolge auch weniger Männer gewalttätig sind, ist es bei einigen Männern akzeptiert, auf Gewalt zurückzugreifen, um mit schwierigen Situationen zurechtzukommen. Die (oft auch an Männer gestellten) Erwartungen von Durchsetzungsfähigkeit, Kraft und Härte werden von einigen Männern miteinander verknüpft. Eine Gesellschaft, die Männer durch steigenden Druck bzw. verschärfte berufliche Rahmenbedingungen vermehrt in Konkurrenz- und Stresssituationen drängt, läuft Gefahr, Männer auch in eine Situation zu bringen, in der sie sich so bedrängt fühlen, dass einige von ihnen keinen anderen Ausweg sehen, als mit Gewalt wieder handlungsfähig zu werden und sich mit Gewalt aus der Situation zu befreien. Dazu kommt, dass mehr als jeder vierte Mann ein professionelles Hilfsangebot bei größeren Problemen ablehnt. Die Angebote der Beratungseinrichtungen werden also von einem beträchtlichen Teil der Männer nicht akzeptiert.

2.3.1 Einbettung in den überregionalen Forschungskontext

Repräsentativ angelegte empirische Männerstudien sind im deutschsprachigen Raum erst seit 20 Jahren zu finden. Von ähnlicher Breite wie die vorliegende Südtiroler Männerstudie sind dabei nur die in Deutschland und Österreich durchgeführten Untersuchungen. Ergänzend aufgenommen wurden eine Schweizer und eine sächsische quantitative Teilstudie, in denen

einige wesentliche Dimensionen der Südtiroler Studie beleuchtet werden. Gleichzeitig wurde immer wieder auf den in der Fachliteratur zusammengefassten Forschungsstand zu Lebensbereichen von Männern Bezug genommen. Insgesamt zeigt sich, dass die Ergebnisse der Südtiroler Studie fast durchgängig nahe bei denen der zum Vergleich herangezogenen Erhebungen liegen. Wichtiger Maßstab ist in diesem Zusammenhang die österreichische Repräsentativstudie aus dem Jahr 2012, die zwei Jahre nach der Südtiroler Studie durchgeführt wurde und ähnliche Ergebnisse aufweist (vgl. BMASK, 2014). Darüber hinaus zeigt eine Replikationsstudie zu zwei vorangegangen Erhebungen (1992 und 2002) – wie übrigens auch die deutsche Replikationsstudie (Volz & Zulehner, 2009) –, dass sich männliche Einstellungen und Verhaltensweisen in den letzten 25 Jahren zwar in manchen Lebensbereichen – vor allem dem Geschlechterverhältnis –modernisiert haben, in anderen Lebensbereichen aber deutliche Resistenzen festzustellen sind. Aus diesem Grund ist anzunehmen, dass sich die Südtiroler Ergebnisse bis heute nicht wesentlich verändert haben.

Der Befund, dass ein großer Teil der Männer eng an die (Erwerbs-)Arbeit gebunden ist und es dadurch zu einem Vereinbarkeitsproblem von Familie und Beruf kommt, durchzieht explizit wie implizit die neueren Männer- und Väterstudien nicht nur im deutschsprachigen Raum (vgl. im Überblick: Grunow, 2007; Scholz, 2009). Zwar sind die männlichen Einstellungen zu Partner- und Vaterschaft deutlich in Bewegung, aber die Intensivierung der Arbeit hält bei vielen Männern weiter an, weshalb sich die ungleiche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in den Familien in ihren Grundzügen doch wieder als strukturresistent erweist.
Die meisten der befragten Südtiroler Männer können – der Typologie von Volz & Zulehner entsprechend – als moderne bis teiltraditionelle Männer bezeichnet werden. Indiz für eine solche Typisierung ist unter anderem, dass die große Mehrheit der Südtiroler Männer in ihrem Verhältnis zu Frauen eine Kultur des Entgegenkommens lebt und Frauen durchaus als Vorgesetzte und gleichwertige Arbeitskolleginnen respektieren will. Kompetenz und Leistung sollen in Arbeit und Politik zählen, nicht das Geschlecht. Auch drei Viertel der in der deutschen Repräsentativbefragung (Volz & Zulehner,

2009) befragten Männer haben mit der Konkurrenz durch Frauen am Arbeitsplatz kein Problem, wenn die Kompetenz stimmt. Männerdominante Einschläge gibt es höchstens dort, wo gefragt wird, ob es nicht doch manchmal starke Männer in der Politik bräuchte. Das ist so ebenfalls explizit in der sächsischen Studie zu finden.
Dass die Arbeit den Status und die Lebensperspektive des Mannes bestimmt, wird in der deutschen Repräsentativbefragung ähnlich deutlich wie in der Südtiroler Befragung. Drei Viertel der dort Befragten suchen in der Arbeit das gesicherte Einkommen, gleichsam als Fundament des männlichen Ernährerstatus, fast zwei Drittel suchen den persönlichen Sinn im Beruf. Einen ähnlichen, sogar noch etwas höheren Wert (ca. 70 %) finden wir in der repräsentativen österreichischen Replikationsstudie (BMASK, 2014). Dort herrscht ein männliches Rollen- und Selbstbild vor, in dem Erwerbsarbeit und männliche Identität ineinander übergehen und der Verlust von Selbstwert und sozialer Anerkennung entsprechend gefürchtet wird.
Dass die Arbeit nicht nur den Mann ausfüllt, sondern auch belastet, zeigt der erste österreichische Männergesundheitsbericht, in dem bei den Männern eine deutlich höhere Belastung – in Bezug auf Druck- und Konfliktsituationen – als bei den Frauen festgestellt wird (Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz [BMSK], 2004, S. 51). Auch in der Südtiroler Studie gibt es darauf entsprechende Hinweise, zum Beispiel, dass ein Teil der Befragten eine verstärkte Konkurrenz am Arbeitsplatz verspürt. Als Befund zieht sich durch alle Studien der Wunsch eines doch großen Teils der Väter (ein Drittel und darüber), mehr Zeit für die Familie zu haben und dafür in der Arbeit zeitlich eher entlastet zu werden. In der österreichischen Replikationsstudie von 2012 (BMASK, 2014) halten 67 % der befragten Männer die Wirtschaft für nicht familienfreundlich.

Die österreichische Studie zur positiven Väterlichkeit und Identität (2005) zeigt, dass es vor allem die engagierten („guten“) Väter sind, die mit der zeitlichen Belastung durch die Arbeit unzufrieden sind. Unter „guten“ Vätern werden dort jene verstanden, die „ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen den Anforderungen des Berufs- und des Familienlebens“ finden wollen (BMSG, 2005, S. 161). Auch laut St. Gallener Väterstudie möchten

viele Männer vom Status des „Wochenendvaters“ wegkommen. So wäre mehr als die Hälfte der dort Befragten bereit, die Arbeitszeit zwischen 11 % und 20 % zu reduzieren und dafür eine Lohnkürzung in Kauf zu nehmen (Pro Familia Schweiz, 2011, S. 9).
Nun darf bei all diesen Entwicklungen nicht übersehen werden, dass in nahezu allen Studien über die Hälfte der befragten Männer mit dem Verhältnis (viel) Arbeits-/(wenig) Familienzeit und damit implizit auch mit der traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter zufrieden ist. Daher auch die Typisierung teiltraditionell im Mischtypus teiltraditioneller/moderner Mann. Auch nach der neueste Männerstudie im deutschsprachigen Raum, der österreichischen Replikationsstudie, lässt sich hier kaum oder keine Bewegung erkennen. Inzwischen hat sich über die Hälfte der Männer mit der Emanzipation der Frauen gut arrangiert. Dennoch ist die mehrheitliche Einstellung, dass Frauen von Natur aus für die frühkindliche Betreuung prädestiniert sind, seit der Befragung von 2012 sogar leicht gewachsen. Auch die dortigen Ergebnisse zur geschlechtstypischen häuslichen Arbeitsteilung sind mit der Südtiroler Studie vergleichbar.

Was die Mitgliedschaft der Männer in Vereinen betrifft, so liegt der Südtiroler Wert nur knapp über den Werten der Studien aus dem deutschsprachigen Raum. Dort gibt über die Hälfte der Befragten ebenfalls an, Mitglied in einem Verein zu sein.

Im Vergleich mit der Südtiroler Studie zeigt die deutsche Repräsentativstudie aus dem Jahr 2008 bei der Rangordnung der Lebensbereiche ähnliche Werte, aber auch bemerkenswerte Unterschiede. Über drei Viertel der Befragten setzen die Familie, Freunde und Freizeit an die erste Stelle, während die Arbeit nur bei 65 % der Befragten so gewichtet wird. Bemerkenswert ist dabei, dass die vorangegangene Repräsentativstudie von 1998 diesbezüglich noch einen Prozentanteil von 73 % aufwies. In der neuen österreichischen Replikationsstudie wird dagegen festgestellt, dass im Wunsch-Ranking der Gesamtbevölkerung die Familie vor der Partnerschaft und der Erwerbsarbeit liegt, allerdings nicht bei den Männern. Diese setzen – ähnlich wie in Südtirol – die Erwerbsarbeit an die erste Stelle. Dafür sehen

die Werte bei der Politik anders aus: Während in Deutschland ein Anstieg bei der Meinung über die Wichtigkeit der Politik von 28 % auf 47 % (1998 bis 2008) zu verzeichnen ist, liegt die Anzahl der Männer, die in Südtirol Politik als wichtigen Lebensbereich werten noch deutlich darunter (36,2 %). Auf der anderen Seite wird die Wichtigkeit der Religion für das eigene Leben in Südtirol mehr als doppelt so hoch eingeschätzt wie in Deutschland (24 %); in der neuen österreichischen Replikationsstudie bezeichnen sich 38 % der Befragten als religiös.

Dass sich Südtiroler Männer in ähnlichen Lebenssituationen befinden wie Männer aus den benachbarten Regionen, zieht sich auch durch andere Lebensbereiche, zum Beispiel die Vaterschaft. Vielfach unterscheiden sich die Einstellungen nur geringfügig voneinander. In der deutschen Repräsentativstudie (2009) bezeichneten 87 % der Männer eine Beziehung mit oder ohne Kinder als ideale Lebensform. 70 % davon wollen auch Kinder. In der Südtiroler Männerstudie fanden 96,9 % die Familie sehr bzw. ziemlich wichtig und 67 % der derzeit kinderlosen Männer möchten später Kinder haben. Auch den jüngeren Männern sind eigene Kinder sehr wichtig. So geben in der deutschen Shell-Studie (2010) 65 % der 15- bis 25-jährigen Männer an, sich eigene Kinder zu wünschen.

In der sächsischen Männerstudie (2009) gaben 77 % der Männer an, dass sie sich vorstellen könnten, mindestens ein Jahr Elternzeit zu beanspruchen, allerdings nahmen nur 3,7 % diese Möglichkeit effektiv wahr. Darin zeigt sich, wie auch in der Südtiroler Männerstudie, einerseits der Wunsch nach mehr Zeit mit der Familie bzw. den Kindern und andererseits die Verunmöglichung bzw. die Nichteinlösung des eigenen Wunsches. Dieses Spannungsfeld – das Problem der Vereinbarkeit – taucht immer wieder auf. 32,4 % der Männer gaben an, dass die Mutter üblicherweise die Kinderbetreuung übernimmt, in der deutschen Männerstudie von 2008 sahen 31 % der Männer die Kinderbetreuung nicht als ihre Aufgabe an und 25 % empfanden es als Zumutung zur Betreuung des eigenen Kindes in Elternzeit zu gehen. Befürchtete berufliche Nachteile und ein Einkommensverlust, da der Mann mehr verdient als die Frau, sind auch in der deutschen Männerstudie zwei weitere maßgebliche Gründe.

Spielen, spazieren gehen, Hausaufgaben betreuen, Sport treiben – auch in Deutschland bevorzugen Männer aktive Tätigkeiten mit ihren Kindern. Pflegerische Tätigkeiten wie wickeln oder waschen werden von Männern seltener ausgeübt. In der deutschen Männerstudie sind die Werte der übernommenen Tätigkeiten durchwegs niedriger als in der Südtiroler Studie. Allerdings sind die Werte aufgrund der unterschiedlichen Fragestellung nicht genau vergleichbar. In der Schweizer Studie zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben im Auftrag des Kantons St. Gallen *Was Männer wollen!* (Pro Familia Schweiz, 2011) geben 49,8 % der befragten Väter an, dass sie gerne Hausarbeiten übernehmen. Dabei wird unter Hausarbeit auch Erziehungsarbeit subsummiert. Sie wenden für die Kinder dreimal so viel Zeit auf wie für die Erledigung der alltäglichen Hausarbeit. Sie übernehmen dafür Verantwortung, auch im Wissen, dass sie zusätzlich den Erwartungen der Partnerin entsprechen (35,1 %). In der österreichischen Studie *Positive Väterlichkeit und Identität* (Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz [BMSG], 2005) bezeichneten sich 86,3 % der Väter als engagiert bzw. sehr engagiert. Im qualitativen Teil dieser Studie, in dem besonders engagierte Väter untersucht wurden, wurde vor allem die Kommunikation, das gemeinsame Gespräch (13,8 %) genannt, vor gemeinsamen Ritualen wie ins Bett bringen (11,5 %) bzw. Spiel und Sport (jeweils 10,8 %). Es sind hauptsächlich die Fähigkeiten, die die Väter als förderlich für das Kind einstufen und die sich nach eigener Angabe auch selbst gerne auszuüben. Aus diesem Grund vermuten die Autoren und Autorinnen der Studie, dass „Väter mit ihren Kindern vor allem das unternehmen, was ihnen selbst Freude bereitet“ (BMSG, 2005, S. 112). Pflegerische Tätigkeiten (Versorgung bei Krankheiten oder Verletzungen) finden sich am Ende der Auflistung (2,3 %). In derselben Studie überließen 54 % der Väter die Hauptverantwortung für die Erziehung der Mutter, 41,6 % sahen die Erziehungsaufgaben gleich verteilt. Im Gegensatz dazu sahen 80 % der qualitativ befragten, besonders engagierten Väter die Verantwortung bei beiden und nur zu 20 % bei der Mutter.

Auch die Beziehung zu den eigenen Eltern ist bei den Studien vergleichbar. Die Eltern werden durchwegs geschätzt. Dabei sind die Werte für die Mutter sowohl in der Südtiroler als auch in der deutschen Männerstudie höher.

80 % der deutschen Männer schätzen die gefühlsmäßige Bindung zur Mutter und 65 % zum Vater als gut bzw. sehr stark ein. 93,8 % der Südtiroler Männer bezeichneten die Beziehung zur Mutter und 85,6 % zum Vater als gut bzw. sehr gut.

Eine stabile Partnerschaft ist für die meisten Männer sehr wichtig. Dementsprechend stellen sie Ansprüche an die Beziehung und sind mit den Erwartungen der Partnerin/des Partners konfrontiert. Vergleicht man die Wertigkeiten, die Männer an eine Partnerschaft stellen anhand diverser Studien, ergibt sich ein ähnliches Bild. Vertrauen, Treue, Liebe, Verständnis und füreinander da sein sind die meistgenannten Werte. Im Mittelfeld finden sich Werte wie gemeinsame Interessen und Sexualität.

Bei den von Männern ausgeübten Tätigkeiten im Haushalt zeigen sich in Südtirol keine Unterschiede zur deutschen Männerstudie (2008). Dort wurden die Tätigkeiten in vier Bereiche unterteilt: Versorgung (abwaschen, bügeln, kochen, putzen, Wäsche waschen), Praktisches (wie Gartenarbeit, Reparaturen, Behördengänge), Häusliches (wie Müll wegschaffen, Tisch decken, Getränke einkaufen) und Soziales (wie einkaufen, kranke Angehörige besuchen und sich um Eltern kümmern). Einzig das Praktische ist jene Tätigkeit, die vorwiegend von Männern ausgeübt wird. Alle anderen Bereiche, dabei besonders die Versorgung, werden von Frauen erledigt. Dasselbe Bild ergibt sich bei der Südtiroler Männerstudie, in der 80,4 % der Männer angeben, kleinere Reparaturen zu übernehmen, während nur 1,4 % angeben zu bügeln oder zu putzen (1,3 %).

In der österreichischen Studie *Positive Väterlichkeit und Identität* zeigt sich ein ähnliches Bild. 66 % der Väter sahen die Hauptverantwortung für den Haushalt bei den Müttern, lediglich 29 % bei beiden und 5 % bei den Männern. Hier unterscheiden sich auch die besonders engagierten Väter, die in dieser Studie qualitativ befragt wurden, nicht sehr von den anderen. 64 % von ihnen überließen die Hauptverantwortung der Mutter und 32 % sahen sie bei beiden. Als Grund für die Ungleichverteilung der haushälterischen Tätigkeiten gaben 46,3 % Zeitmangel an, gefolgt von der höheren Kompetenz der Partnerin (26,8 %). Auch die befragten Frauen äußern sich hier ähnlich: 40,9 % führen die Ungleichverteilung auf die mangelnde Zeit zurück, 18 % auf die höhere Kompetenz. Die Hälfte der Befragten artikuliert keine

Veränderungswünsche (50 % der Väter und 45,5 % der Mütter). 39,3 % der Männer wünschen sich mehr Erziehungsverantwortung (27,3 % der Mütter wünschen mehr Erziehungsverantwortung vom Mann) und nur 10,7 % (18,2 % der Mütter) wünschen sich ein stärkeres zeitliches Engagement im Haushalt. Die zitierten Studien weisen ebenso wie die Daten der Südtiroler Männerstudie alle in dieselbe Richtung. Männer geben vermehrt an, sich aktiv in die Erziehungsarbeit einzubringen, überlassen die Verantwortung aber meist den Müttern. Im Haushalt bringen sie sich wenig ein, mit dem Argument der mangelnden Zeit und der größeren Kompetenz der Partnerin. Sie wünschen sich auch keine stärkere Verantwortung für den Haushalt.

Die Berufstätigkeit der Frau wird von den meisten Männern mitgetragen. So sind in der deutschen Männerstudie 54 % der Männer der Auffassung, dass die Berufstätigkeit der beste Weg für eine Frau ist, um unabhängig zu sein. In Südtirol sind 70,2 % der Männer dieser Meinung. Zugleich sind in Südtirol 77,5 %, gegenüber 58 % der befragten deutschen Männer, der Auffassung, dass Frauen und Männer zum Haushaltseinkommen beitragen sollten. In der deutschen Männerstudie geben 58 % der Männer an, dass die Berufstätigkeit der Frau sich positiv auf die Ehe auswirkt. In Südtirol stimmen 69,2 % der Männer der Aussage, dass die Berufstätigkeit der Frau dem Familienleben schadet, kaum bzw. überhaupt nicht zu. Diese Zahlen deuten darauf hin, dass die Berufstätigkeit der Frau (in Südtirol ein wenig stärker als in Deutschland) von den Männern anerkannt wird. Allerdings wird nicht deutlich, ob die Männer die Berufstätigkeit der Frau genauso sehen wie die Berufstätigkeit des Mannes und sich einen entsprechenden Rollentausch bzw. eine gleiche Rollenteilung in der Familie vorstellen können. Der österreichischen Replikationsstudie zufolge ist dies nur noch für ein gutes Viertel der Befragten (2002 waren es 40%) vorstellbar. Aus den anderen Studien lässt sich dies jedoch aus der „Hausmann-Frage“ herauslesen.
In der sächsischen Männerstudie gaben 34,7 % der Männer an, dass sie sich bedingungslos vorstellen könnten, Hausmann zu sein. Ein ähnlich hoher Wert, im Gegensatz zur tatsächlichen Zahl an Hausmännern, ergibt sich in Südtirol: 38,8 % der Männer können sich ein Hausmanndasein vorstellen. Während für 50 % der Männer in Sachsen das Dasein als Hausmann keine

Erfüllung sein kann, sind in Südtirol 38,1 % dieser Meinung. Während 64 % der Südtiroler Männer der Frau in dieser Beziehung die bessere Eignung zuschreiben, gilt das nur für 40,6 % der befragten sächsischen Männer. Einen Unterschied gibt es auch in der Ansicht, dass die finanzielle Situation eine wichtige Rolle bei der Entscheidung für das Hausmanndasein spielt. 64,7 % der Befragten in Sachsen sind dieser Meinung, im Gegensatz zu 38,8 % der Südtiroler Befragten. Beide Studien weisen in dieselbe Richtung: Die geäußerte Bereitschaft ist relativ hoch, sie spiegelt sich jedoch nicht in der tatsächlichen Umsetzung in die Realität wider. Diese Diskrepanz verweist darauf, dass Männer viele Hindernisse erfahren, um neue Männerbilder zu leben. Die Daten legen nahe, dass sie großteils die Gleichberechtigung von Männern und Frauen anerkannt haben (was sich in ihren Einstellungen äußert), aber auch an ihrer Erwerbsrolle hängen und Schwierigkeiten damit haben, neue Wege zu gehen. Deshalb mündet die tägliche Praxis – mehr oder weniger deutlich ausgesprochen – in einem traditionellen Rollenverständnis.

Während ein großer Teil der Männer der Ansicht ist, dass die Unterschiede zwischen Mann und Frau im Umgang mit Gefühlen naturgegeben ist (83,4 % in der Südtiroler Studie, 79 % in der sächsischen Männerstudie), glauben lediglich 27,4 % der Südtiroler Männer (gegenüber 30 % in der sächsischen Männerstudie und 25 % in der deutschen Männerstudie), dass Männer weniger Gefühle haben bzw. ihnen die Fähigkeit „weich zu sein“ (Formulierung in der deutschen Männerstudie) fehlt. 51 % (deutsche Männerstudie 2008) sind der Auffassung, dass den Männern der Zugang zu Gefühlen schwerfällt und 77,6 % (Südtiroler Männerstudie) sind der Meinung, dass Männer dieselben Gefühle haben, sie aber oft nicht äußern. In beiden Studien sind also ähnliche Einschätzungen zu finden. Auch die österreichische Replikationsstudie belegt, dass die unterschiedlichen Zuschreibungen in männlich und weiblich in der Grundstrukturgleich geblieben sind.

2.3.2 Männer und Bewältigung / Arthur Obexer

Ich arbeite als Psychotherapeut bei der Männerberatung und betreue dort ein Anti-Gewalt-Trainingsprogramm. Im Allgemeinen kann gesagt werden,

dass die Ergebnisse der Studie unsere Beobachtungen und Erfahrungen in der Männerberatung widerspiegeln.
Die Herausforderung des heutigen Mannes scheint darin zu liegen, einen Bogen zwischen seiner Arbeitswelt, seiner Familie und seinen Freizeitbedürfnissen zu schlagen. Dieser Hintergrund bildet den Nährboden für das Erleben und Handeln heutiger Männer. Wie gehen Männer mit dieser Situation um bzw. wie bewältigen sie diesen Konflikt?
Prinzipiell können funktionale und andererseits dysfunktionale Bewältigungsstrategien unterschieden werden.

Unter dysfunktionale Bewältigungsformen fallen:
- Flucht in Alkohol und Drogen
- psychische Störungsbilder wie Burn-out
- Flucht in exzessive Aktivität wie Workaholic oder exzessive sportliche Aktivität
- Gewalt

Funktionale Bewältigungsstrategien hingegen wären:
- das eigene Erleben kommunizieren – die Situation besprechen
- sich Zeit für sich nehmen, zum Abschalten und Entspannen
- sich Hilfe suchen

Laut Studie geben 78 % der Männer an, dass sie bei Problemen Hilfe in Anspruch nehmen würden. Das ist eine beachtliche Zahl. Die Zahlen der Männerberatung können diesen Trend bestätigen. Die Zahl der Männer, die nach einer Beratung suchen, steigt. Dabei ist zu erwähnen, dass das Spektrum bunt und vielfältig ist. Auch die Gewaltgruppe besteht zu einem gut Teil aus Männern, die das Training freiwillig besuchen.

Welche Zusammenhänge spielen eine Rolle, wenn es darum geht, über die eigene Situation zu sprechen?
Hier kann das Ergebnis bestätigt werden, dass Männer sich Gefühle zugestehen, jedoch nicht gerne darüber reden. Das ist eine Beobachtung, die wir sehr oft machen. Speziell in der Anti-Gewalt-Gruppe wird sehr oft deutlich, wie schwer es Männern fällt, Gefühle nicht nur anzusprechen, sondern sie

wahrzunehmen und zu differenzieren. Das gilt im Besonderen für negative und unangenehme Gefühle. Zum Beispiel: Ich fühle mich unsicher, weiß nicht, was ich tun soll usw.
Widersprüchlich erleben wir die Ergebnisse, nach denen sich Männer als allgemein zufrieden beschreiben. Wir erleben oft die Situation, dass Männer behaupten, dass es ihnen in der Beziehung gut gehe und sie deshalb die Partnerin nicht verstehen würden, die sagt, dass sie sich unzufrieden fühle. Auch hier vermuten wir, dass es eher am bewussten Wahrnehmen der Beziehungssituation und an der Kommunikation liegt, wie Männer die Situation einschätzen. Dies bestätigen auch die Daten, nach denen es zu einem größeren Prozentsatz Frauen sind, die die Trennung anstreben.

Ein weiterer Zusammenhang mit der Schwierigkeit, Gefühle auszudrücken, kann in der Identität oder im Rollenverständnis vieler Männer gesehen werden. Wie auch die Studie zeigt, zeichnen sich Männer dadurch aus, dass sie sich durchsetzen, nach Macht streben oder verkörpern, kontrollieren oder auf der anderen Seite auch gnädig sind und Hilfe anbieten.
Das bedeutet nun, dass sie diejenigen sind, die helfen, und nicht die, die Hilfe in Anspruch nehmen, dass sie zu denen gehören, die die Situation im Griff haben und nicht unsicher sind.

Hilfe in Anspruch nehmen, negative oder unangenehme Gefühle auszudrücken, sind also Verhaltensweisen, die nicht diesem Rollenverständnis entsprechen.
Das männliche Identitätsbewusstsein spielt auch in Gewaltsituationen eine große Rolle. Männer die gewalttätig werden, sehen sich in der Eskalationsphase der Gewalt als unterlegen, hilflos ausgeliefert und ohnmächtig. Um ihre Position wieder herzustellen, greifen sie auf Gewalt zurück.
Auch hier können wir die Ergebnisse der Studie bestätigen: Unsicherheit und Ohnmacht veranlassen Männer, zu althergebrachten Mustern der Bewältigung zu greifen.

2.4 Die korrektive Frauenbefragung

Im Rahmen der Südtiroler Männerstudie wurden über 1000 Männer zu ihren Lebensgewohnheiten befragt. Der Großteil der Männer bestätigte die bereits im Vorfeld der Befragung durch qualitative Interviews gewonnenen Vermutungen, dass die meisten Männer einerseits ihre Männerrolle vorwiegend an die Erwerbsarbeit binden und andererseits von eben dieser Erwerbsarbeit zeitlich und inhaltlich vermehrt gefordert sind. Zugleich haben viele Männer das Bedürfnis, mehr Zeit mit ihrer Familie und ihren Kindern zu verbringen. Zeit, die ihnen angesichts der beruflichen Arbeitsbelastung nicht bleibt. Nichtsdestotrotz bezeichnet sich ein Großteil der Männer als sehr engagiert bei der Erziehung der Kinder und, wenn auch um vieles weniger, bei der Übernahme von Aufgaben im Haushalt. Die meisten Männer teilen die Gleichberechtigung und die vermehrte Berufstätigkeit der Frau, obgleich nur die wenigsten sich ein Leben als Hausmann vorstellen können und der Anteil der Männer, der über einen längeren Zeitraum, mehr als drei Monate, Erziehungsurlaub nimmt, relativ gering ist.
Auch gaben die meisten Männer an, mit ihren eigenen Problemen und Sorgen sehr konstitutiv umzugehen. Die meisten Probleme, seien es die eigenen bzw. die der Frau, werden in der Partnerschaft besprochen und nur eine kleine Gruppe von Männern gibt an, mit niemanden darüber zu reden.
In einer kleinen Vergleichsbefragung wurden die gleichen Fragen Frauen vorgelegt, um zu erfahren, ob sie die Sichtweise der Männer teilen oder ob sie die Situationen anders wahrnehmen. Studierende der Freien Universität Bozen haben im Rahmen einer Lehrveranstaltung 256 Frauen befragt: Frauen aus allen Landesteilen, aus dem städtischen und ländlichen Bereich, Frauen unterschiedlichen Alters und verschiedener Sprachgruppen. Den Frauen wurden 18 ausgewählte Fragen gestellt, die inhaltlich den Fragen der Südtiroler Männerstudie entsprachen. Die Fragen betrafen die Aufteilung der Haus- bzw. Erziehungsarbeit, den Umgang mit persönlichen Problemen, die Gleichstellung der Frau sowie die Zuschreibung verschiedener Charaktereigenschaften, das Thema Männer und Pornografie bzw. häusliche Gewalt. Bis auf zwei Fragen bestand der Fragebogen aus geschlossenen Fragestellungen.
Bei der Auswertung der Daten fiel auf, dass einige Antworten der Frauen den Antworten der Männer entsprachen, andere hingegen erheblich von

denen der Männer abwichen. Besonders die männliche Beteiligung an der Haus- bzw. Erziehungsarbeit wurde von den Männern höher eingeschätzt. Diese Einschätzung ist schon bei der Fragestellung nach mehr oder weniger Zeit feststellbar, die die Männer, unabhängig vom Einkommen, mit Hausarbeit oder der Familie verbringen sollten. Während 11,9 % der Männer sagten, sie sollten mehr Zeit mit der Erledigung von Hausarbeiten verbringen, waren 70,9 % der Frauen dieser Meinung. In Anbetracht der Tatsache, dass die meiste Hausarbeit von Frauen geleistet wird, macht dies deutlich, dass die Männer nur ein sehr geringes Interesse an einem stärkeren Engagement in diesem Bereich zeigen. Hausarbeit verspricht weder Genugtuung noch Anerkennung. Die Tätigkeit im Haushalt wird vom Engagement bei der Erziehung der Kinder abgekoppelt, die von den Männern mehr Zuspruch erhält. 56,5 % würden mehr Zeit mit der Familie und 41,4 % mehr Zeit mit den eigenen Kindern verbringen. Die Frauen wünschen sich jedoch ein noch größeres Engagement. 72,2 % wünschen sich, dass die Männer mehr Zeit mit der Familie verbringen und 67,7 %, dass sie mehr Zeit mit den Kindern verbringen. Auffallend ist auch, dass sich 73,2 % der Frauen aus dem ländlichen Bereich wünschen, dass sich die Männer mehr Zeit für die eigenen Kindern nehmen würden, bei Frauen aus dem städtischen Bereich sind dies nur 57,9 %. Dieser Wert ist höchstwahrscheinlich der Tatsache geschuldet, dass in der Stadt beide Eltern öfter einer Erwerbsarbeit nachgehen als auf dem Land; demzufolge werden die Aufgaben je nach Möglichkeit verteilt (vgl. ASTAT, 2012). Während 39,8% der Männer in der Südtiroler Männerstudie angeben, gerne mehr Zeit für Freunde haben zu wollen bzw. mehr Zeit für ihre Freizeitaktivitäten (53,2%), war die Zustimmung der Frauen viel geringen (20,9% für mehr Zeit mit Freunden und 28,6% für mehr Zeit mit ihren Freizeitaktivitäten). Diese Daten verweisen auf ein Spannungsfeld in den Familien. Der eindeutig starke Wunsch der Frauen nach mehr Engagement der Männer im familiären Bereich, der (nicht so) starke Wunsch der Väter nach mehr Zeit mit Familie und Kindern, gleichzeitig verbunden mit dem Wunsch nach mehr Zeit für die eigenen Aktivitäten, und der Unmöglichkeit diesen Wünschen nachzukommen, da die Erwerbstätigkeit Männer mehr fordert denn je. 61,5 % der Männer wenden zwischen 41 und 70 Stunden in der Woche für die Erwerbsarbeit (inklusive

Fahrtzeit) auf (vgl. ASTAT, 2012). Dies verweist darauf, dass Männer im Spannungsfeld zwischen den Wünschen der Partnerin, den eigenen Wünschen und den Anforderungen der Arbeitswelt stehen.

Bei der Frage, wer in einer Partnerschaft über welche Themen entscheidet, ergeben sich zwischen den befragten Männern und Frauen einerseits ähnliche und andererseits abweichende Einschätzungen. Sowohl Männer als auch Frauen teilen die Meinung, dass die Entscheidung über größere Ausgaben (Auto, Reparaturen in der Wohnung, Versicherung usw.) über Finanzen und über die Freizeitgestaltung von beiden gemeinsam getroffen werden. Unterschiede ergeben sich bei der Einschätzung, wer in Erziehungsangelegenheiten entscheidet. Während Männer angeben, dass ein Großteil der Entscheidungen in Erziehungsfragen gemeinsam gefällt wird bzw. nur 14,1 % angeben, dass die Frau entscheidet, sind 46,8 % der Frauen der Meinung, dass Frauen diese Entscheidungen treffen. Auch hinsichtlich der alltäglichen Entscheidungen bei der Kindererziehung gibt es große Unterschiede. Während auch hier beinahe die Hälfte der Männer glaubt, dass die Entscheidungen gemeinsam gefällt werden würden (nur jeder Fünfte gibt an, dass die Frau entscheidet), erklären 68,5 % der Frauen, dass sie die Entscheidungen träfen. Die Unterschiede verweisen darauf, dass sich die Männer ihrer eigenen Einschätzung nach aktiv in die Erziehung der Kinder einbringen und sich aktiver empfinden, als sie effektiv sind. Der Wunsch, sich trotz der durch die Arbeitsbelastung begrenzten zeitlichen Ressourcen aktiv einzubringen und das investierte Engagement erzeugt den Eindruck (im Rahmen der eigenen Möglichkeiten), die Erziehung der Kinder aktiv, gleichberechtigt und gleichbedeutend mitzugestalten.

Der Großteil der Männer trägt die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Gesellschaft mit. So wird die Berufstätigkeit von Frauen auch von den meisten Männern positiv gesehen, wenn auch nicht so stark wie von den Frauen. Während 91 % der Frauen der Aussage, dass Frauen nur dann arbeiten sollen, wenn es aus finanziellen Gründen notwendig ist, kaum bzw. überhaupt nicht zustimmen, liegt der Zustimmungswert bei den Männern bei 77,4 %. Noch stärker fällt der Unterschied bei zwei weiteren Fragen auf. 88,6 % der Frauen sind kaum oder überhaupt nicht der Auffassung, dass eine Frau, die außer Haus einem Beruf nachgeht, dem Familienleben scha-

det. Dieselbe Meinung vertreten 69,8 % der Männer. Auch stimmen 54,5 % der Männer – im Gegensatz zu 76,2 % der Frauen – der Aussage ziemlich bzw. voll und ganz zu, dass eine berufstätige Frau ihrem Kind genauso viel Wärme und Sicherheit geben kann, wie eine Frau, die nicht erwerbstätig ist. Wenngleich ungefähr ein Viertel der Männer und gut 10 % der Frauen der Berufstätigkeit der Frau skeptisch gegenübersteht, sind ist der Großteil der Männer und Frauen einig und beide tragen weiblich Erwerbsarbeit mit.

Ein ähnlich ausgeglichenes Bild ergibt sich bei der Frage nach dem Geschlechterverhältnis in der Politik. Der Aussage, dass Männer politische Zusammenhänge besser verstehen als Frauen, stimmen 33,3 % der Männer und 36,5 % der Frauen zu bzw. sehr zu. Ungefähr die Hälfte der Männer – wie auch der Frauen – teilt die Auffassung, dass bestimmte politische Bereiche (zum Beispiel Familie und Soziales) den Frauen vorbehalten sein sollten. Außerdem stimmt ungefähr die Hälfte der Frauen und Männer der Aussage zu bzw. sehr zu, dass es in der Politik starke Männer braucht. Hier zeigt sich ein vergleichbares Politikverständnis, besonders was das Geschlechterverhältnis betrifft. Damit zeigt sich bei Männer und Frauen ein ähnliches Politikverständnis und traditionelle Zuschreibungen werden von beiden Geschlechtern weitergetragen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Frage nach dem Umgang mit Gefühlen. Die Antworten der Frauen stimmen zum Großteil mit den Antworten der Männer überein. Gut die Hälfte ist überzeugt, dass die Frauen emotional und die Männer rational sind. Vier von fünf Männern bzw. Frauen sind der Überzeugung, dass Männer die gleichen Gefühle haben wie Frauen, sie aber oft nicht äußern. Ein knappes Viertel der Frauen und ein gutes Viertel der Männer vertritt die Ansicht, dass Männer weniger Gefühle haben als Frauen. Ein kleiner Unterschied besteht in der Auffassung, dass der Umgang mit Gefühlen naturgegeben ist: 66,7 % der Frauen sind dieser Meinung, im Gegensatz zu 83,4 % der Männer. Im Großen und Ganzen bestätigt sich das Bild, dass Männer und Frauen ähnliche Werthaltungen und Einstellungen mittragen. Beide bemerken eine Veränderung der Männer in den letzten Jahren, und zwar in die Richtung, dass sie Gefühle mehr äußern, nachgiebiger werden und andere Meinungen gelten lassen. Allein bezogen auf die Unsicherheit ergibt sich ein kleiner Unterschied. Männer empfinden sich als

unsicherer (42,8 %), als sie von Frauen erlebt werden (29,8 %). Im öffentlichen Diskurs und in den Haltungen finden sich seltener Unterschiede. Die Geschlechter nähern sich in dieser Hinsicht ständig an. Ihre Vorstellungen von Partnerschaft und den Wertigkeiten in der Partnerschaft decken sich weitestgehend. Gegenseitiger Respekt und Anerkennung, Treue, gegenseitiges Verstehen und Toleranz sowie die Bereitschaft zur Diskussion bei Konflikten stehen bei Männern und Frauen an oberster Stelle, während eine gemeinsame religiöse Überzeugung, Übereinstimmung in politischen Fragen, gleiche soziale Herkunft, die gleiche Kultur sowie die Zugehörigkeit zur selben Sprachgruppe am Ende der Aufzählung zu finden sind. Gleichzeitig finden sich im konkreten Alltagshandeln doch immer wieder klare Zuständigkeiten bzw. Rollenaufteilungen, an denen Männer und Frauen festhalten bzw. von denen sie sich nicht lösen können.

Auf die offen gestellte Frage nach dem, was sich Frauen von den Männern wünschen, bezieht sich der Großteil der Frauen auf Werte wie Verständnis, Respekt und Treue, gefolgt von Liebe, Anerkennung und Zeit. Auch der Bereich der Unterstützung im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder ist ein immer wiederkehrender Wunsch. Gruppiert man die Wünsche zu ähnlichen Clustern, so ergeben sich hauptsächlich drei Bereiche. Am häufigsten werden Werte wie Anerkennung, Einfühlungsvermögen, Verständnis und Wertschätzung genannt. Ebenfalls oft genannt werden Gefühle der Zuneigung, Liebe, Treue, Vertrauen und ebenso oft findet sich der Wunsch nach Unterstützung, Hilfestellung, Mithilfe im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder sowie mehr Zeit für die Familie.

Die Betrachtung der konkreten Lebenssituationen, vor allem die, in denen Konflikte und Meinungsverschiedenheiten in der Partnerschaft auftauchen, zeigt die Situationen in der Partnerschaft konfliktbeladener. Während nach Einschätzung der Männer wenige Bereiche ein großes Konfliktpotenzial bergen, treten für Frauen Konflikte immer wieder auf. 5,4 % der Männer bezeichnen finanzielle Angelegenheiten als Grund für häufige bzw. ständige Konflikte, während dies 32,5 % der Frauen sagen; Suchtprobleme sind für 2,5 % der Männer, aber für 19,1 % der Frau ein Bereich häufiger bzw. ständiger Konflikte. Noch stärkere Unterschiede finden sich in den Bereichen Untreue (1,5 % der Männer und 22,7 % der Frauen), Eifersucht (6,3 % der

Männer und 35,9 % der Frauen) und Arbeitspensum (13 % der Männer und 37,9 % der Frauen). Am stärksten fallen jedoch die beiden Bereiche Kindererziehung und Haushalt auf. Dort klaffen die Unterschiede am weitesten auseinander. Das Thema Erziehungsfragen empfinden 8,5 % der Männer und 43,8 % der Frauen als starken Konfliktbereich und das Thema Mithilfe im Haushalt führt bei 9,7 % der Männer und 58,6 % der Frauen zu häufigen bzw. ständigen Konflikten in der Partnerschaft. Diese Unterschiede verweisen einerseits auf eine unterschiedliche Wahrnehmung von konfliktbehafteten Themen und ein unterschiedliches Problemempfinden bei Männern und Frauen. Andererseits sind sie ein erneuter Verweis auf die Spannungsfelder der Männer, die sich zwischen den Anforderungen der Arbeitswelt, den Erwartungen der Partnerin und den eigenen Wünschen bewegen.

Wenn Männer oder Frauen persönliche Probleme haben, so besprechen sie diese nach Aussagen der Männer vorwiegend mit ihrer Partnerin bzw. ihrem Partner. In der Südtiroler Männerstudie gaben 93,1 % der Männer an, dass ihre Partnerin ihnen von ihren persönlichen Problemen erzähle. 85 % der Männer berichten, dass sie ihre eigenen persönlichen Probleme mit ihrer Partnerin besprechen würden. Die Einschätzung der Frauen sieht in diesem Punkt anders aus. So gaben nur 63,7 % der Frauen an, sie würden ihre Probleme mit dem Partner besprechen. 33,2 % nannten eher eine Freundin bzw. Bekannte als Ansprechpartnerin bei Problemen (3,6 % Männer gaben an, dass Frauen ihre Probleme eher mit Freundinnen und anderen Personen besprechen würden). Frauen sind ebenfalls der Auffassung, dass auch Männer ihre persönlichen Probleme nur zum Teil mit ihren Partnerinnen besprechen (50,8 % sind dieser Meinung). 29,7 % von ihnen glauben, Männer besprächen ihre Probleme mit Freunden bzw. Bekannten. Viele Frauen (30,9 %) vertreten die Auffassung, dass Männer mit niemandem über ihre persönlichen Probleme sprechen würden. Im Gegensatz dazu vertreten nur 5,5 % der Männer diese Ansicht.

Auf die offen gestellte Frage nach den Problemen, die laut Einschätzung der Frauen die Männer am ehesten mit ihren Partnerinnen besprechen würden, steht 60 % der Frauen zufolge die Arbeit eindeutig an erster Stelle. Weit dahinter folgen die Themen Finanzen, Familie und Gesundheit. Die Tatsache, dass die meisten Männer (85 %) angeben, dass sie ihre persönlichen

Probleme mit der Partnerin besprechen würden und dass das Thema dabei meist die Arbeit sei, lässt darauf schließen, dass persönliche Befindlichkeiten sowie Gefühle selten besprochen werden. Für Männer sind persönliche Probleme vielfach Probleme mit der Arbeit bzw. am Arbeitsplatz. Diese Tatsache unterstreicht die Ergebnisse der Südtiroler Männerstudie, dass Männer ihren Selbstwert aus der Arbeit ziehen und die Männerrolle – das männliche Selbstverständnis – an die Erwerbsrolle gebunden ist. Diese Verknüpfung verhindert auch, dass sich Männer im gleichen Ausmaß wie Frauen auf die Erziehung der Kinder und den Haushalt einlassen.

Das stärkere Problemempfinden von Frauen zeigt sich auch bei der Beantwortung der Frage nach den Bereichen, die nach der Geburt des ersten Kindes problematischer wurden. Die einzelnen Bereiche werden von den Frauen durchweg problematischer empfunden als von den Männern. Den Freundeskreis nennen 46,3 % der Frauen (31 % der Männer), das Sexualleben 50,2 % der Frauen (27 % der Männer) und die Zeit für sich selbst 63,8 % der Frauen (39 % der Männer) als Problemfeld. Die größten Unterschiede zeigen sich beim Thema Vereinbarkeit von Arbeit und Familie, das 60,8 % der Frauen und 33,9 % der Männer als problematischer erleben als vor der Geburt des Kindes, und beim Thema Partnerschaft. Die Partnerschaft bezeichnen 49,4 % der Frauen und 25,2 % der Männer als problematischer. Dies lässt sich sicher auf die Tatsache zurückführen, dass die Frauen fast durchgängig bei den Kindern zu Hause bleiben und sich ihr Lebensalltag somit stark verändert. Obwohl die Frauen diese Bereiche als problematischer erleben, ist es beachtenswert, dass auch viele Männer diesen Umbruch als schwierig erleben und sich der problematischen Situationen bewusst sind. Beispielsweise spricht jeder dritte Mann von einem Vereinbarkeitsproblem zwischen Arbeit und Familie.

Für die Mitgliedschaft in einem Verein führen Männer vorrangig zwei Gründe an: Der Verein stellt für sie einen Ausgleich zur Arbeit dar und gibt ihnen die Möglichkeit eine sinnvolle Tätigkeit auszuüben. Andere Gründe scheinen für die Männer nicht so wichtig zu sein. Die Frauen bestätigen diese Einschätzung, allerdings mit etwas anderer Gewichtung. So glauben 67,5 % der Frauen, dass das wichtigste Argument zur Mitarbeit in einem Verein der Ausgleich zur Arbeit ist (52,9 % der Männer). Dem Grund, eine

sinnvolle Tätigkeit ausüben zu können, stimmen 31,4 % der Frauen (56,6 % der Männer) zu. Des Weiteren geben die Frauen – im Gegensatz zu den Männern – auch an, dass die Männer in einem Verein tätig seien, weil sie etwas tun könnten, ohne auf Frau und/oder Kinder Rücksicht nehmen zu müssen (30,2 %, während 4,9 % der Männer diesen Grund nannten) bzw. weil sie dort einmal nur unter Männern sein könnten (23,5 %, während 7,3 % der Männer diesen Grund nannten).

Der höhere Pornografiekonsum von Männern wird von beiden ähnlich begründet. So sind über 40 % der Männer und Frauen der Ansicht, dass es Männer nötiger hätten und Pornografie in einer Männerrunde einfach dazugehöre; 60 % beider Geschlechter sind der Meinung, Männer wollten dadurch neue Praktiken kennenlernen und über 60 % glauben, Männer hätten – im Vergleich zu Frauen – immer schon mehr Pornografie konsumiert. 64,8 % der Frauen (50,8 % der Männer) sind der Auffassung, dass Männer hier andere Dinge erleben könnten als mit der Partnerin. Während die Möglichkeit, damit Gefühle der Macht und der Gewalt ausleben zu können, nur von 13,4 % der Männer angegeben wird, sind 35,1 % der Frauen dieser Ansicht.

Auch das Thema der familiären Gewalt wird von Frauen stärker wahrgenommen als von Männern. Während ungefähr jeder fünfte Mann (21,2 %) angibt, Kenntnis von Vorfällen körperlicher Gewalt im näheren Umfeld zu haben, ist es beinahe jede dritte Frau (31 %). Dies zeigt, dass Gewalt in der Familie immer noch ein recht weit verbreitetes Phänomen ist und auch von vielen wahrgenommen wird. Gleichzeitig bestätigt es wieder das Bild vom höheren Problembewusstsein bei Frauen und – mehr noch – die verstärkte Kommunikation derselben über persönliche Probleme mit Freundinnen und Bekannten.

2.5 Die Südtiroler Männerstudie im Lichte der Väterforschung / Johannes Huber

Das Thema, ohne das eine Vater- bzw. Elternschaft gar nicht zu denken wäre, ist der Kinderwunsch. Erfreulich an den präsentierten Ergebnissen ist, dass trotz des gerade in den deutschsprachigen Ländern (wie etwa Deutschland, Österreich) häufig beklagten allgemeinen Geburtenrückgangs

(bisweilen ist ja sogar mancherorts von einem „Zeugungsstreik“ die Rede) der Anteil der Südtiroler Männer, die schon Väter sind oder noch werden wollen, vergleichsweise hoch ist. Über 60 % der Südtiroler Männer haben schon Kinder und von den verbleibenden knapp 40 % wollen immerhin über zwei Drittel zukünftig einmal Kinder haben. Bei der letzteren Gruppe handelt es sich insbesondere um die jüngeren Männer. Von „Null Bock auf Familie“ kann also gerade im Bereich der jüngeren Generation keine Rede sein!

Auf diesen Befund hatte im Übrigen schon eine in Deutschland im Jahre 2008 vom Deutschen Jugendinstitut (im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung) durchgeführte Untersuchung hingewiesen. Unter jungen Männern gibt es durchaus einen großen Kinderwunsch, doch knüpfen sie an die Umsetzung desselben eine Reihe von Voraussetzungen, die nicht unbedingt deckungsgleich mit den häufig von Frauen formulierten Bedingungen sind. Und je nach Vorliegen oder auch Nicht-Vorliegen der persönlichen Voraussetzungen wird die Verwirklichung des männlichen Kinderwunsches entweder hinausgezögert oder aber auch gar nicht mehr verwirklicht.

Bei den Südtiroler Männern, die eine Vaterschaft dezidiert für sich ausschließen, findet man zum Teil ähnliche Gründe, wie sie auch aus anderen Männerstudien bekannt sind. So wird insbesondere der Mangel an finanziellen Mitteln als wesentlicher Hinderungsgrund angesehen oder sie sind der Meinung, dass die Anforderungen des Berufs keine Zeit für Kinder ließen.

Die große Wertigkeit von Erwerbsarbeit, die Rolle als künftiger Ernährer der Familie (und eben nicht als Bindungsperson des Kindes) sowie potenzielle Vereinbarkeitsdilemmata werden von den Männern quasi schon auf der Vorstellungsebene antizipiert und führen in manchem Falle zu einer Entscheidung gegen Kinder, die, so lässt sich vermuten, in den meisten Fällen nicht aus freien Stücken erfolgte.

Dass es sich bei den im Rahmen der Südtiroler Männerstudie erfragten Gründen nicht um eine erschöpfende Anzahl handelt, unterstreicht die Tatsache, dass der mit am häufigsten angegebene Grund die Antwortoption „sonstige“ ist. Man muss dies als Ansporn für eine genauere Untersuchung der strukturellen wie auch der individuellen Gründe für die Verwirklichung

des bei Männern durchaus vorhandenen Kinderwunsches ansehen. So lässt sich in den letzten Jahren in der deutschsprachigen psychologischen Forschung ein zunehmendes und deutlich elaborierter werdendes Methoden-Repertoire zur Untersuchung des männlichen Kinderwunsches ausmachen. Ein Thema, das bislang und nur sehr einseitig aus Sicht der Frauen bzw. potenziellen Mütter diskutiert wurde.

Ein weiterer Beleg für die große Diskrepanz zwischen Einstellungs- bzw. Wunschebene und dem tatsächlich realisierten Verhalten findet sich in der Südtiroler Männerstudie im Bereich der Angaben zum Zeitbudget. So geben ungefähr zwei Drittel der Väter an, „gerne mehr Zeit mit ihren Kindern zu verbringen". Gleichwohl hat gerade einmal knapp ein Zehntel der Väter die gesetzlichen Möglichkeiten zur Elternzeit in Anspruch genommen. Dass es sich hierbei nicht nur um das *Wollen*, sondern schlicht und ergreifend um das *Können* handelt, dafür spricht die Tatsache, dass der Durchschnittswert von 9,8 % Elternzeit-Vätern in Abhängigkeit der jeweiligen Beschäftigungsstruktur deutlich variiert. So steigert sich die Anzahl von karenzierten Vätern auf knapp 20 % bei im öffentlichen Dienst angestellten Vätern, während sie bei anderen Beschäftigungsformen (wie z. B. Selbstständigen) deutlich geringer ausfällt. Im Trend findet sich über die Zeit hinweg gleichwohl eine stetige, wenngleich auch nur leichte Zunahme der Inanspruchnahme von Elternzeit durch Südtiroler Väter, die sich, so lässt sich durch einen Vergleich mit anderen Ländern Europas mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, deutlich steigern lassen könnte, wenn die familienpolitischen Instrumente entsprechend väterfreundlicher gestaltet wären (höherer Einkommensersatz, Einführung spezifischer Vätermonate usw.).

Dass die Gründe für die Zurückhaltung der Väter im Rahmen von Karenzzeiten nicht primär oder zumindest nicht allein im Bereich der generellen Einkommensungleichheiten zwischen Männern und Frauen (Stichwort *pay gap*) liegen, dafür spricht die deutlich höhere prozentuale Zustimmung zur Aussage, dass „es so üblich ist, dass die Mütter die Kinderbetreuung übernimmt" im Vergleich zum Statement „der Einkommensverlust wäre größer gewesen als bei Elternzeit der Mutter". Geschlechterrollenstereotype üben also eine größere Wirkungskraft aus als die Finanzen und antizipierten beruflichen Nachteile, wobei damit nicht gesagt ist, dass Letztere wirkungs-

los sind. Vergleichbare Befunde kennt man auch aus Studien zu sogenannten Doppelverdiener-Paaren, die über die gleichen finanziellen Ressourcen verfügen. Auch hier kann man durchaus von *Retraditionalisierung* sprechen.
In gewisser Weise lässt sich aus den Daten meines Erachtens auch eine Retraditionalisierung herauslesen, die nicht allein oder umfassend mit geschlechtertheoretischen Positionen erklärt werden kann, sondern mit den schonungslosen Kräften einer allgemeinen Marktradikalisierung zu tun haben, die sich zunächst unabhängig vom Geschlecht in einer massiven Zeitverknappung und Entgrenzung von Privat- und Arbeitsleben äußern, innerhalb der dann jedoch geschlechterstereotype Positionen ihre bahnende Wirkung entfalten. Dafür spricht zumindest die Tatsache, dass im Vergleich zur Südtiroler Wertestudie von 2006 die Anzahl der Männer, die die Kinderbetreuung als übliche Frauenaufgabe ansehen, auf ein Drittel (sic!) angestiegen ist, trotz der vielfach bekundeten neuen sozialen Einstellung von Männern gegenüber ihren Kindern. Ein weiterer Befund hierfür könnte die Tatsache sein, dass insbesondere die jüngere Generation von Vätern deutlich häufiger berufliche und finanzielle Ängste bzw. antizipierte Nachteile bei möglicher Inanspruchnahme von Karenzzeit äußert; was als Indiz für die strukturellen Veränderungen und Anforderungen des Arbeitsmarktes gedeutet werden kann.
Die Daten zu den von Südtiroler Männern empfundenen Belastungen und Einschränkungen durch den Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft ähneln den Befunden aus anderen einschlägigen Untersuchungen. So klagen insbesondere die jüngeren Männer zwischen 30 und 40 über Probleme der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, also just in der Lebensphase, in der sich Familiengründung und Berufsetablierung in einem engen, häufig zu engen, Zeitkorridor treffen, was häufig auch als *rush hour of life* bezeichnet wird. Die Studiendaten offenbaren zugleich ein Zweites: Je höher der Bildungsabschluss, desto häufiger wird der Übergang zur Elternschaft mit Belastungen und Einschränkungen erlebt. Dies könnte auch ein Hinweis darauf sein, dass mit erhöhtem Bildungsabschluss hohe (und vielleicht zu hohe) Erwartungen an das Funktionieren in der eigenen Elternschaft gestellt werden. Neben gegebenen objektiven Belastungen könnten also auch sub-

jektive Faktoren (wie ein überhöhtes Anspruchsniveau oder Perfektionszwänge) das Belastungserleben verstärken.

„Erziehung ja, Haushalt nein!"– So könnte man in einem Stichwort die Selbstauskünfte der Südtiroler Männer über ihre Beteiligung im familiären Bereich umschreiben. Viele Männer wünschen sich ein vermehrtes Engagement in der Kindererziehung und geben auch an, viele alltägliche Fürsorgeaufgaben tatsächlich zu übernehmen. Davon unbenommen bleiben der Haushalt und dessen Alltagsorganisation fest in weiblicher Hand. Warum dies so ist, darüber lassen sich an dieser Stelle nur Vermutungen anstellen. Interessanterweise gibt es aber Studienergebnisse, die zeigen, dass die Ehezufriedenheit von Frauen selbst dann hoch bleibt, wenn sie sich mehr oder weniger alleine um den Haushalt kümmern müssen, vorausgesetzt, und das ist der entscheidende Punkt, dass ihr Partner bzw. der Vater sich tatkräftig um die gemeinsamen Kinder kümmert, also seiner Vaterrolle gerecht wird.
Nach eigenen Angaben der Südtiroler Väter sind diese sehr präsent für ihre Kinder und unternehmen viele Dinge auch mit ihnen alleine, besonders im Kontext von Sport und Spiel, zum Teil auch im Rahmen von Fürsorgetätigkeiten (z. B. bei Krankheit des Kindes oder beim Zubettbringen). Wie zuverlässig diese Angaben sind, lässt sich, wie so häufig bei Einstellungsuntersuchungen, nicht mit Gewissheit sagen. Eine gewisse Relativierung scheint zumindest deswegen angebracht, da die Mehrheit der Väter viel arbeitet und in den meisten Familien eine traditionelle Rollenverteilung vorliegt. Interessant wäre ein Vergleich der Väterangaben mit denen der Mütter auf Paarebene. Aus anderen Sozialforschungen ist nämlich bekannt, dass sich Männer in ihrem familiären Engagement tendenziell überschätzen und durch ihre Partnerinnen ein entsprechendes Korrektiv erfahren.

Im Bereich der Erziehungsmethoden setzen die Südtiroler Väter durchweg auf das Gespräch bzw. die Aussprache mit dem Kind als Königsweg zur Lösung von Konflikten. Diese deutliche Verschiebung vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt ist ohne Zweifel ein sehr erfreulicher Befund, der, so lässt sich vermuten, als ein intergenerationaler Effekt verstanden werden

kann und sich in der Erziehung der kommenden Generation niederschlägt. Dafür spricht die Tatsache, dass die ältere Generation von Männern noch deutlich häufiger von einer strengen Erziehung mit körperlicher Bestrafung (vor allem durch den Vater) berichtet, während hingegen die jüngere Generation über vergleichsweise liebevollere Beziehungen zu den Eltern und besonders zu ihren Vätern spricht. Gleichwohl scheinen die Erziehungsdimensionen von Autorität und Strenge noch häufiger am Vater und nicht an der Mutter festgemacht zu werden.

Man kann – unter Bezug auf die soziologische Männerforschung – konstatieren, dass auch in Südtirol aus historischer, generationsvergleichender Sicht das Phänomen der heutigen, kindzugewandten Väter durchaus als neu zu bezeichnen ist und auf ein gewandeltes Selbstverständnis hinweist. Dieses Mehr an praktischer Ausübung von Fürsorgeaufgaben vollzieht sich aus geschlechtertheoretischer Perspektive allerdings meist noch eher innerhalb der Grenzen eines traditionellen Rollenarrangements bzw. Männlichkeitskonzepts.

Der gegenwärtige Vaterschaftsdiskurs verläuft häufig entlang dichotomer Verhaltenskategorien (z. B. Ernährer-Vater versus Erzieher-Vater), nicht selten unter Ausblendung von indirektem, nicht sichtbarem väterlichen Engagement. In diesem Diskurs wird insbesondere eine sozial erwünschte Ausweitung väterlicher Rollenanteile um weibliche Fürsorge- und Betreuungsaufgaben betont. Für die hier behandelte Thematik ist von Bedeutung, dass auf gesamtgesellschaftlicher Ebene eine Neudefinition und öffentliche Anerkennung männlicher Geschlechtsidentität, die ebenso fürsorglich-pflegende, kindzugewandte Einstellungen und Verhaltensweisen des Mannes umfasst, unterbleibt bzw. noch aussteht. Dies hat zur Folge, dass mögliche Identitätskonflikte und Ambivalenzen bezüglich der (männlichen) Ausübung traditionell weiblicher Fürsorgeaufgaben kaum Gegenstand bewusster Reflexionen und öffentlicher Diskussion sind, wodurch die *engagierte*, *neue*, *aktive*, *involvierte* etc. Vaterschaft für Männer zu einem ambivalenten Unterfangen werden kann.

Die häufig bei Männern vorzufindende und allseits beklagte Diskrepanz zwischen kindzentrierter Einstellung und tatsächlichem Fürsorgeverhalten

(man erinnere an die viel zitierte Aussage des deutschen Soziologen Ulrich Beck [1986]: „verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“) kann somit auch als Ausdruck persönlicher Ambivalenzen bzw. als Folge widersprüchlicher Botschaften von Männlichkeits- und Vaterschaftsdiskurs verstanden werden. Auf intrafamilialer Ebene können entsprechende Uneindeutigkeiten im vielfach zitierten mütterlichen *Gatekeeping* zum Ausdruck kommen, das dem Vater einerseits den Zugang zum weiblichen Terrain der Kinderbetreuung verwehrt, ihn andererseits dazu auf anderen Wegen, offen oder verdeckt, wiederum auffordert. Diese strukturellen und interpersonellen Stolpersteine treffen auf eine mehr oder weniger gefestigte männliche Geschlechtsidentität des (werdenden) Vaters, die die intrapsychische Grundlage für die Bewältigung dieser teils widersprüchlichen Anforderungen darstellt.

2.6 Männer in der Erwachsenenbildung

2.6.1 Das methodische Design der Studie

Die vorliegende Studie baut auf einem zweistufigen Verfahren auf. In einem ersten Schritt wurden leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Aus den Ergebnissen dieser Interviews wurden wichtige Fragestellungen erarbeitet und anschließend ein Fragebogen für die quantitative Befragung zusammengestellt. Die Ergebnisse dieser Studie beziehen sich auf die Zusammenstellung der Auswertung der qualitativen Interviews und des quantitativen Fragebogens. Das Design der einzelnen Schritte sah folgendermaßen aus:

Qualitative Erhebung

Unter Mitarbeit von Studierenden der Freien Universität Bozen wurden im Rahmen von zwei getrennten Lehrveranstaltungen (unter der Leitung von Lothar Böhnisch und Armin Bernhard) interessante Fragestellungen für die Studie gesammelt.

Daraus wurde der Fragebogen zusammengestellt, der zur Durchführung der leitfadengestützten Interviews diente. Der Fragebogen enthielt folgende Themenschwerpunkte:

- Verständnis von Weiterbildung
- Nutzung von Weiterbildungsangeboten

- Bild der Weiterbildungen in den Bildungshäusern
- Männer und Weiterbildung
- Erziehung und Weiterbildung
- Wünsche an die Weiterbildung

Mithilfe des erstellten Fragebogens führten die Studenten und Studentinnen leitfadengestützte Interviews durch. Die Hälfte der interviewten Männer war im Alter zwischen 20 und 40 Jahren, die andere Hälfte zwischen 40 und 60 Jahren. Die interviewten Männer kamen aus allen Südtiroler Bezirken. Vertreten waren verschiedene Berufs- und Sprachgruppen sowie unterschiedliche Bildungsgrade, Familienstand und Beschäftigungsverhältnisse. Die befragten Personen spiegelten die Südtiroler Realität wider. Insgesamt wurden 50 leitfadengestützte Interviews durchgeführt. Die Studenten und Studentinnen werteten die von ihnen durchgeführten Interviews selbstständig aus und erst in einem zweiten Schritt erfolgte die Auswertung durch das Projektteam der Studie.

Quantitative Erhebung

Aus den Ergebnissen der qualitativen Untersuchung wurden relevante Fragen für die quantitative Erhebung herausgearbeitet. Der Fragebogen umfasste 33 Fragestellungen zu folgenden Schwerpunkten:

- Einstellung zur Weiterbildung
- Vereinswesen
- Bildungshäuser und -organisationen

Insgesamt wurden 509 Fragebögen ausgefüllt. Gut 80 % der Interviewten waren deutscher Muttersprache, knapp 15 % italienischer und knapp 5 % ladinischer Muttersprache. Die Hälfte der Männer hat Kinder; ein gutes Drittel wohnt in der Stadt, knapp zwei Drittel im ländlichen Raum. Die Ergebnisse der quantitativen Befragung wurden vom Projektteam (L. Böhnisch, M. Oberbacher, A. Bernhard) ausgewertet.

Verbreitung der Ergebnisse

Am 20. März 2014 wurden die ersten Ergebnisse auf einer Tagung an der Cusanus Akademie in Brixen vorgestellt und in einer Dialogrunde mit

Fachleuten aus dem Bereich der Weiterbildung diskutiert. Die Ergebnisse dieser Studie stehen allen Weiterbildungseinrichtungen zur Verfügung und dienen zur Entwicklung von Weiterbildungsangeboten, die Männern den Zugang zu diversen Weiterbildungen erleichtern. Außerdem sollen sie dabei helfen, die Angebote so zu gestalten, dass sie von Männern besser angenommen werden. Die Studie zeigt darüber hinaus die Desiderate der Männer auf und verweist auf diverse Barrieren beim Zugang zu den Weiterbildungsangeboten.

2.6.2 Das Erwachsenenalter heute

Das traditionelle Bild vom Erwachsenen als dem „fertigen Menschen", der seine Identität gefunden hat und in Arbeit und Familie integriert ist, stimmt längst nicht mehr. Das heißt nicht, dass es diesen konventionellen Typus nicht mehr gibt, sondern meint, dass dieser tradierte Erwachsenenstatus seine Selbstverständlichkeit eingebüßt hat. Das Erwachsenenalter ist längst einer offenen Entwicklungsdynamik unterworfen, in der die – meist erzwungene – Aufgabe des bisher Erreichten und Erlernten sowie Phasen des unübersichtlichen und riskanten Neubeginns die Biografie mehr in Atem halten, als dass sie durch ein traditionelles Normalarbeitsverhältnis stabilisiert wäre. Befunde zur Entgrenzung des Erwachsenenalters kommen hauptsächlich aus der Biografie- und Lebenslaufforschung. Aufgezeigt werden vor allem Tendenzen der Erosion der Kontinuität und Geschlossenheit der Erwerbsphase. Damit wird die berufliche Erwerbsarbeit als Strukturkorsett und lineare Entwicklungsachse des Erwachsenenalters relativiert. Erwerbsarbeit hat sich für viele in ihrer Bedeutung vom planbaren Karrieremodell zum schwer kalkulierbaren, aber andauernden biografischen Bewältigungsproblem gewandelt. In wechselnden kritischen Lebenskonstellationen suchen die Subjekte immer wieder Handlungsfähigkeit herzustellen. Die Matrix aus Chancen und Risiken, die in Entgrenzungsprozessen besonders prägnant freigesetzt wird, schreibt sich nunmehr fest in die Struktur des Erwachsenenalters ein. Die Bewältigungsproblematik der Integrität, die sich in der Diskrepanz zwischen dem Erhofften und dem Erreichten aufschaukelt und die traditionell um die Midlife-Crisis herum gesetzt wurde, hat sich vor diesem Hintergrund pluralisiert. Schon in der Lebensphase der jungen

Erwachsenen treten für junge Leute dann Integritätsprobleme auf, wenn sie die verschiedensten Anläufe ins Arbeitsleben gemacht und oft bereits an der zweiten Schwelle, dem Übergang von der Ausbildung in den Beruf, hängengeblieben sind. Gleichzeitig haben sie sich längst ihren eigenen selbstständigen Lebensstil erworben und sind dennoch weiter finanziell auf die Eltern angewiesen. In der Altersspanne zwischen 20 und 60 können heute eine Vielzahl kritischer biografischer Konstellationen entstehen, die Bewältigungsaufforderungen freisetzen, die nicht nur biografisch-passager, sondern durchaus existenziell sind. Indem das Erwachsenenalter angesichts seiner arbeitsgesellschaftlich vermittelten riskanten Offenheit zum *Lernalter* geworden ist, ist auch von daher seine traditionelle Abgrenzung gegenüber dem Jugendalter längst durchbrochen.

Aus diesem Grund hat sich auch der sozialwissenschaftliche Blick auf das Erwachsenenalter und die Aufmerksamkeit für strukturelle Risikokonstellationen mit dem sozialen Wandel, der diese Lebensphase erfasst hat, verändert. Dass auch gesellschaftliche Bilder von Erwachsenen in Bewegung geraten sind, kann mit den Begriffen der Entstrukturierung und Entgrenzung der Lebensalter erfasst werden. Für das Erwachsenenalter bedeutet es, dass die institutionelle Rahmung einer Normalbiografie erodiert, insofern jeweils zu erreichende (Status-)Positionen und die Einlösung von Lebenszielen und Verantwortlichkeiten nicht mehr als gesichert gelten können. Die Standardisierung von Erwartungen ist damit auch – je nach Lebenslage – in Bewegung geraten. Mit dem Wandel von Arbeits-, Familien- und Beziehungsformen verbindet sich hier die Chance zur Offenheit der Lebensplanung mit einer gesteigerten Verpflichtung zur Eigenverantwortung und Orientierung an sich wandelnden Leitbildern einer gelingenden Lebensführung. Über die Individualisierung der Lebensführung und die Flexibilisierung von Anpassungs- und Gestaltungsleistungen wird die eigene Biografie zum wichtigen Bezugsrahmen eines inneren Zusammenhalts, gleichzeitig mit dem steten Bemühen um soziale Zugehörigkeit.

Im mittleren Lebensalter verändern und intensivieren sich Aufgaben im Zusammenhang mit den Konflikten und Sorgen um die eigenen jugendlichen Kinder, dazu kommt die Sorge um die alten Eltern. Im Hintergrund von Neuorientierung und auch von Verunsicherung stehen Lebensalter spe-

zifische Herausforderungen: die Endlichkeit des Daseins, die Sinnsuche und Neuordnung der Lebenssituation unter diesen neuen Vorzeichen. Bei körperlichen Alterungsprozessen waren und sind im mittleren Erwachsenenalter zunächst Frauen im Blick (Ende der Gebärfähigkeit, Wechseljahre), erst im höheren Alter sind zunehmend auch Männer angesprochen, damit verbundene Einschränkungen und Entwertungen für sich zu bearbeiten. Diese Veränderungen werden auch mit Konzepten der Entwicklungsaufgaben erfasst, die allerdings selbst einem Wandel unterworfen sind: Die Weitergabe von Wissen an die nächste Generation wird heute um das Lernen von und zusammen mit der jüngeren Generation ergänzt.

2.6.3 Motivationen und Barrieren

Die Südtiroler Männerstudie zeigte auf, dass sich die Männer vorrangig an ihrer Erwerbsrolle orientieren. „Deutlich ragt die identitäts- und sinnstiftende Rolle der Arbeit heraus. Rund drei Viertel der Befragten sehen im Beruf nicht nur ein Mittel zum Geldverdienen und stufen ihre Arbeit als gesellschaftlich wichtig ein.“ (Böhnisch 2012, S. 34) Obwohl die Familie und die Partnerschaft für den Großteil der Männer ein zentraler Lebensbereich ist und sich einige Veränderungen der traditionellen Männerrolle abzeichnen, beispielsweise die vermehrte Verantwortungsübernahme bei der Erziehung der Kinder, ist der Beruf der wichtigste Baustein männlicher Identität. Für Männer lässt sich Männlichkeit jenseits von Berufsorientierung schwer denken.

Dies ist auch in der vorliegenden Studie vielerorts ersichtlich. Für die Männer ist Weiterbildung in erster Linie berufliche Weiterbildung. Rund neun von zehn Männern stimmen dem zu. Sieben von zehn Männern betonen auch die private Weiterbildung. Diese wird häufiger von jüngeren Männern angegeben und von Männern aus der Stadt. Vergleicht man dies mit anderen Angaben in der Studie, so lässt sich vermuten, dass einige Männer unter privater Weiterbildung auch jene für den (möglichen) Beruf nützlichen Weiterbildungsveranstaltungen verstehen, die sie in ihrer Freizeit besuchen und selbst bezahlen. Besonders das Internet verbinden viele Männer (knapp 70 %) mit Weiterbildung, noch vor Büchern oder Zeitungen. Erst dahinter, für rund jeden zweiten Mann, folgen Seminare oder Vorträge. Für gut ein

Drittel ist auch das Fernsehen eine Möglichkeit der Weiterbildung, weniger das Radio oder Podcasts bzw. Hörspiele.
Die Interviews mit den Männern ergaben ein ähnliches Bild. Rund zwei Drittel der Männer bezeichneten das Internet als eine von ihnen oft genutzte Möglichkeit der Weiterbildung. Der Großteil der Männer bezog sich hierbei wieder vorrangig auf die berufliche Weiterbildung. So meinte ein 31-jähriger Hausmeister: „Meine letzte Weiterbildung habe ich an der Berufsschule in Meran gemacht. Wenn ich Weiterbildungen mache, dann nur im Beruf." Oder ein 53-jähriger Gärtner betont: „Wenn Weiterbildung, dann beruflich, denn mein Beruf ist meine Berufung. Wenn ich eine Weiterbildung in meinem Beruf haben möchte, dann hole ich mir den Experten ins Haus oder fahre zu ihm, um dort direkt gebildet zu werden. Kurse, die in Bildungshäusern stattfinden, geben mir keine Befriedigung, man erhält nur einen Brocken Wissen und dies befriedigt mich nicht. Wenn, dann möchte ich im Anschluss Experte im jeweiligen Gebiet sein." Im privaten Bereich gaben die meisten an, keine Weiterbildungen zu besuchen und wenn, dann eventuell zu Themen wie Sport und Ernährung im Sport oder sie besuchten einen Sprachkurs. Jeder Zehnte betonte auch, dass er nur die beruflichen Pflichtweiterbildungen besuchen würde. „Zum Beispiel die Kurse, die wir von der Landwirtschaft machen müssen, werden schon besucht. So zum Beispiel Erste-Hilfe-Kurse oder die Weiterbildungen vom Bauernbund. Einfach die wichtigen Kurse, die man braucht, macht man und das andere, von dem man glaubt, dass man es nicht braucht, macht man nicht", meint ein interviewter Mann. Aber auch die Weiterbildung in den Vereinen – wie Feuerwehr, Bauernbund, Alpenverein – wird von einem Viertel der Männer genannt. So meint ein Befragter: „Eigentlich nicht, ich nehme keine Weiterbildung in Anspruch, außer vielleicht, wenn sie vom Alpenverein angeboten wird. Wenn Kurse sind oder so, besuche ich sie schon. Mir kommt auch nicht vor, dass ich Weiterbildung brauchen würde, für die Sachen die ich mache. Für die Arbeit zum Beispiel." Und ein 26-jähriger Tischler sagt es kurz: „In Vereinen besuche ich Kurse, falls die Feuerwehr dazugehört, aber generell hauptsächlich für den Beruf."

Die berufliche Weiterbildung wird von den Männern eindeutig favorisiert. Für rund 90 % ist sie im Rahmen ihrer Arbeit und für knapp vier von fünf Männern auch in ihrer Freizeit (privates Interesse) wichtig. Das Thema Sprache wird ebenfalls als wichtig empfunden, wobei sich auch darin, zumindest teilweise, das berufliche Interesse wiederfindet. Ebenso verhält es sich mit der Zustimmung von knapp zwei Dritteln der Männer zu den Bereichen Kommunikation und Computer sowie Fotografie. Sieben von zehn Männern erachten die Persönlichkeitsbildung als wichtig bzw. sehr wichtig, ebenso die Weiterbildung in Erziehungsfragen. Diese findet sogar mehr als der Hälfte der Männer wichtig. Dabei fällt auf, dass dieses Interesse nicht vorrangig bei den Männern zu finden ist, die bereits Kinder haben. Die Zustimmung fällt unter Männern mit und ohne Kinder ungefähr gleich aus. Den jüngeren der befragten Männer, im Alter von 18 bis 30, ist eine Weiterbildung in Erziehungsfragen wichtiger als den älteren. Zwei von drei Jüngeren finden sie wichtig bzw. sehr wichtig. Hier kann man einen Zusammenhang zu dem vermehrten Wunsch der Männer, sich an der Erziehung der Kinder zu beteiligen, wie er in der Südtiroler Männerstudie festgestellt wurde, erkennen. Am unwichtigsten ist den Männern die religiöse Bildung.

Wurden die Männer in den Interviews nach Situationen und Themen befragt, in denen sie gerne mehr gewusst hätten, so benennen sie meistens die Sprache als größtes Defizit. In zweiter Linie wird erneut der Beruf genannt. Ein selbstständiger Maler erklärt, er habe Kurse gemacht, als er merkte, er kenne sich mit einem Thema doch nicht aus – vorher habe er geglaubt, darüber schon alles zu wissen. „Dann war ich in Mailand und eine Woche in Pisa und habe Kurse besucht, um diese Dinge zu lernen."
Von einigen Männern werden darüber hinaus auch noch andere Themen genannt, zum Beispiel Autos, Politik, Fußball und Erziehung. So meint ein 25-jähriger Vertreter: „Ich würde gerne mehr über Politik, Fußball und so allgemeine Dinge wissen, da ich manchmal bei gewissen Gespräche nicht mitreden kann, da ich nicht genug darüber weiß." Wenn die befragten Männer etwas nicht wissen oder sich informieren wollen, dient ihnen vorrangig das Internet als Quelle. „Momentan läuft bei mir alles über das Internet, weil

es bequem ist und man es immer schnell zur Stelle hat“, meint ein 31-jähriger Techniker. Ein 24-jähriger Student sagt: „Wenn ich etwas wissen möchte, schaue ich natürlich im Internet nach. Wenn ich allerdings jemanden persönlich kenne, der sich auf einem gewissen Gebiet gut auskennt, dann wähle ich lieber die persönliche Variante. Grundsätzlich reicht das Internet vollkommen aus.“ Zwei Drittel der Männer beziehen ihre Informationen aus dem Internet. Immerhin noch die Hälfte informiert sich mithilfe von Büchern und Fachzeitschriften oder fragt einen Freund oder Bekannten. So erklärte ein 26-jähriger Tischler: „Beruflich bei Arbeitskollegen – man diskutiert ein Problem und findet eine Lösung – im Internet bestimmt nicht, eher in Fachzeitschriften. Privat auch im Internet, aber immer mit dem Hintergedanken, dass nicht alle Infos seriös sind. Lieber frag ich aber einen Menschen oder lese Fachzeitschriften.“ Beim Thema Kindererziehung ist der Großteil der Männer der Auffassung, dass er dafür keine Weiterbildung brauche. So meint der oben befragte Tischler: „Ich habe zwar keine Kinder, aber ich würde mich da nie in einem Kurs weiterbilden. Jedes Kind ist anders und hat seine eigenen Bedürfnisse, da gibt es keine allgemein gültigen Regeln. Wenn ich Fragen hätte, würde ich meine Eltern fragen oder mich mit der Mutter des Kindes besprechen.“ Die meisten Männer finden eine Weiterbildung in diesem Bereich nicht notwendig bzw. sagen, dass die Frau für die Erziehung zuständig sei und sich weiterbilde. Ein Bankangestellter (Ende 20) antwortet: „Für die Erziehung der Kinder braucht man keine Bildung, entweder man kann es oder nicht. Denn um Werte oder Regeln zu vermitteln, bedarf es keiner großen Bildung. Kurz gesagt, um nach den für uns ordentlichen Vorstellungen leben zu können, braucht man keine spezifische Bildung.“ Ein 50-jähriger Lehrer meint: „In Sachen Erziehung bildet sich hauptsächlich meine Frau weiter. Nach den besuchten Kursen besprechen wir das Gehörte, tauschen uns aus und diskutieren darüber. Somit bin ich anschließend auch immer gut informiert. Meine Frau und ich lesen aber viele Erziehungsratgeber.“ Nur Einzelne – zum Beispiel ein 49-jähriger Erzieher – bemerken, es sei nicht falsch, wenn man sich auch privat weiterbilde, zum Beispiel im Bereich Ehe und Familie. Während die Hälfte der Männer einerseits angibt, dass Weiterbildungen zu Themen der Kindererziehung sinnvoll seien, würde sie andererseits keine diesbezügliche Weiterbildung in

Anspruch nehmen. Damit bestätigt sich das Bild, das sich auch bei der Südtiroler Männerstudie ergeben hat. Die Männer empfinden Erziehung und auch ihren Beitrag dazu als wichtig. Sie wollen sich mehr dafür engagieren und Zeit mit den Kindern verbringen. Allerdings verbleibt die Verantwortung dafür bei der Frau. So ist es folgerichtig, dass einige Männer in den Interviews auch angaben, von den Frauen zu den Weiterbildungen „geschubst", überredet oder auch von ihnen angemeldet worden zu sein. Ein 28-jähriger Zimmermann erklärt, dass ihn seine Lebensgefährtin angemeldet habe: „ Ja, obwohl beim Kurs auch alleinstehende Männer waren oder ein Student, der alleine ist und kochen lernen wollte."
Bestätigt wird die von den Männern gemachte Verknüpfung von Weiterbildung und Arbeit auch durch die Bewertungen der Männer, dass Weiterbildung eine Unterstützung bei einer beruflichen Neuorientierung und bei schwierigen Situationen im Beruf (Mobbing usw.) bieten kann. Ersteres wird von gut 90 % der Männer angegeben, Letzteres noch von gut 60 %. Auch in gesundheitlichen Fragen kann Weiterbildung eine Hilfe sein. Bei der Kindererziehung sieht mehr als die Hälfte der Männer eine Hilfe in der Weiterbildung. Die Zustimmung zu letztgenanntem Bereich verringert sich allerdings wesentlich, wenn man die Art der besuchten Angebote oder auch die Motivation dazu betrachtet (dazu weiter unten). Eine Unterstützung in privaten Krisensituationen durch Weiterbildungen wird vom Großteil der Männer nicht gesehen. Persönliche Krisensituationen, Krisensituationen in der Partnerschaft und Scheidungs- bzw. Trennungssituationen wird von rund 40 % der Männer genannt.

Die befragten Männer dieser Studie sind sich großteils darin einig, dass es im beruflichen Alltag notwendig ist, sich ständig weiterzubilden. In den Interviews betonen fast alle Männer die Wichtigkeit der beruflichen Weiterbildung. Ein 31-jähriger Techniker erklärt: „Man muss sich ständig weiterbilden, nicht nur in einer Richtung, sondern in mehreren. In je mehr Bereichen man sich auskennt, desto flexibler ist man. Weiterbildung ist heute wichtiger als je zuvor. Wenn man weiterkommen möchte, muss man sich weiterbilden und Kurse besuchen." In den Antworten wird die Notwendigkeit von Weiterbildung oft hervorgehoben. Lebenslanges Lernen wird als

Erfordernis der heutigen Zeit gesehen, es bleibt allerdings meist auf den beruflichen Bereich beschränkt.

> Lebenslanges Lernen, das finde ich gut. Man soll sich immer für etwas interessieren und es auch lernen, damit man sich auch im Beruf weiterbildet. Als Zimmermann hat man vor 30 Jahren anders gearbeitet als heute. Wenn man da mithalten will, muss man sich einfach weiterbilden. Wenn du noch arbeiten würdest wie vor 30 Jahren, würdest du keine Arbeit mehr haben,

betont ein 28-jähriger Zimmermann. Bei den Aussagen anderer Interviewter wird deutlich, dass sie einen Zwang zur Weiterbildung erleben und diesen als belastend empfinden bzw. dass er Ängste hervorruft.
Nur rund zehn Prozent sind der Auffassung, dass man nach dem Erlernen eines Berufes keine Weiterbildung mehr benötigt. Dabei ist die Zustimmung unter den jüngeren Männer am höchsten, was wahrscheinlich darauf zurückgeführt werden kann, dass sich diese oftmals noch in Ausbildung befinden und nicht auf diesbezügliche Praxiserfahrungen zurückgreifen können. Sie wünschen sich, die Ausbildung abzuschließen, um arbeiten zu können. Die Notwendigkeit der ständigen Weiterbildung bezeichnen die meisten Männer als Zwang. So stimmen fast neun von zehn Männern der Aussage großenteils bzw. voll zu, dass man heute gezwungen ist, sich ständig weiterzubilden. Das lässt vermuten, dass Weiterbildung bei einigen Männern nicht nur positive Konnotationen hervorruft. Dass im beruflichen Alltag heute nicht mehr nur fachliche Qualitäten genügen, sondern vermehrt auch soziale Fähigkeiten benötigt werden, ist für die meisten Männer klar. Rund 90 % stimmen dieser Aussage zu. Gesellschaftliche Veränderungsprozesse erzeugen oftmals einen Druck sich anzupassen bzw. sich mit diesen Prozessen auseinanderzusetzen. Rund vier von fünf Männern beziehen sich auf diese Veränderungsprozesse und betonen, dass man sie verstehen sollte bzw. dass sich nicht nur die Gesellschaft, sondern auch das eigene Umfeld immer wieder verändert. Zugleich sind knapp zwei von fünf Männern der Auffassung, dass man versuchen sollte, schwierige Situationen allein zu meistern und eine Weiterbildung dabei keine Hilfe sein kann. Unterstrichen wird dies durch die Ergebnissen der Südtiroler Männerstudie, in der mehr

als die Hälfte der Männer angibt, sie würde versuchen, schwierige Situationen ohne Hilfe zu bewältigen. Lediglich zwei Prozent der Männer würden sich an eine Beratungseinrichtung wenden. Während ein knappes Drittel der Männer angibt, dass man das Erziehen von Kindern nebenbei lerne und dazu (rund 20 %) keine Weiterbildung benötige, sind doch sieben von zehn Männern der Meinung, dass eine Weiterbildung dazu sinnvoll sei. Dabei ergeben sich keine Unterschiede zwischen Männern verschiedenen Alters bzw. Vätern und kinderlosen Männern. Scheinbar findet doch ein beträchtlicher Anteil der Männer die Weiterbildungen zu Erziehungsthemen sinnvoll. Da Männer in der Praxis allerdings selten bei solchen Angeboten zu finden sind, stellt sich die Frage, was sie daran hindert.

Nur 15 % der Männer geben an, dass sie keine Zeit hätten, um an Weiterbildungsveranstaltungen teilzunehmen. Doppelt so viele geben an, noch Zeit dafür zu haben und gut jeder Zweite bestätigt, zusätzlich Zeit dafür zu haben, mit dem Zusatz, dafür andere Tätigkeiten zu reduzieren. Die jüngeren Männer (18 bis 30) und die älteren (61 bis 70) geben an, am wenigsten Zeit für Weiterbildung zu haben. Es ergibt sich überraschenderweise ein Bild, dass viele Männer Zeit für Weiterbildungen haben oder finden können. In den Interviews geben die Männer darüber genauer Auskunft. Hier fällt auf, dass einige Männer zwar betonen, wenig freie Zeit zu haben (außerhalb der beruflichen Tätigkeiten), aber gleichzeitig wird deutlich, dass sie kein Interesse am Besuch einer Weiterbildung in ihrer Freizeit haben. So meint ein 38-jähriger Angestellter: „Nachdem ich einen normalen Bürojob habe, mit 40 Stunden in der Woche und ein paar Überstunden. In der Regel bin ich vormittags von acht bis nachmittags um fünf bzw. sechs bei der Arbeit. Schlafen, die restliche Zeit, die ich habe, würde ich 60 zu 40 aufteilen. 60 % für die Familie und 40 % für meine Freizeit. Was ich in meiner Freizeit mache? Hobbys nachgehen, zum Beispiel Volleyball spielen, wenn ich Sport mache, oder Motorrad fahren. Oder interessante Sachen anschauen, das kann im Urlaub etwas sein, zum Beispiel Städte besichtigen oder etwas Interessantes lesen, kann aber auch ein Beitrag im TV sein. Einfach Sachen, für die ich mich interessiere und mich weiterbilde, das kann Essen oder Wein sein.“ Der Großteil der Männer gibt an, lieber Sport zu treiben und die Frei-

zeit mit der Familie bzw. Freunden zu verbringen. So sagt ein 51-jähriger Arzt: „Ich muss Prioritäten setzen, das sind zum Beispiel Familie und Sport. Dort finde ich den nötigen Ausgleich zu meinem Beruf."

Zwei Drittel der Männer sind überzeugt, dass Frauen offener sind für Neues und aus diesem Grund auch mehr Weiterbildungen besuchen als Männer. Beinahe ebenso viele sind der Meinung, dass Frauen in der Weiterbildung mehr soziale Kontakte suchen und Männer andere Interessen und Bedürfnisse haben. Drei von fünf Männern sind der Auffassung, dass Männer weniger Zeit haben als Frauen. Immerhin die Hälfte der Männer meint, dass Männer glauben, schon alles zu können bzw. zu wissen und sich anders weiterbilden. In der quantitativen Befragung gaben zwei von fünf Männern an, dass die Angebote der Weiterbildung mehr auf Frauen abgestimmt sind. Die Aussagen der Männer in den qualitativen Interviews decken sich mit den Ergebnissen der quantitativen Befragung. Viele Männer betonen, dass die Männer weniger Zeit hätten als die Frauen und die Letzteren offener und kreativer seien, vermehrt soziale Kontakte suchen bzw. interessierter seien. Ein 22-jähriger Student erklärt: „Nicht klüger, sondern sie sind offener für Neues. Deswegen tendieren sie mehr dazu, Weiterbildungen zu besuchen. Einmal auch für den sozialen Kontakt, weil mehr Frauen zu Hause sind als in der richtigen Arbeitswelt und sie immer neue Sachen erleben wollen. Der Mann hingegen ist gestresst von der Arbeit." Ein 31-jähriger Techniker findet:

> Ich denke einfach, dass der Mann die Rolle übernimmt, die Familie zu ernähren und deshalb keine Zeit und Lust hat, sich weiterzubilden. Frauen legen auf Weiterbildung viel mehr Wert, sie sind aktiver und kreativer, sie teilen sich ihre Freizeit vielleicht auch besser ein. Männer legen in ihrer Freizeit mehr Wert auf andere Dinge, nicht so sehr auf Weiterbildung.

Einerseits zeichnen dabei mehrere Männer das Bild eines Mannes, der abends (nach der Arbeit) müde ist, keine Zeit hat, gestresst ist und keine Lust auf Weiterbildung hat, außerdem glaubt er, schon alles zu wissen und keine Weiterbildung zu brauchen. Andererseits betont ein beträchtlicher Teil der Männer, dass die Angebote auf Frauen ausgerichtet seien und sich die

Inhalte um Esoterik, Kommunikation und Soziales drehen würden. So sagt ein 49-jähriger Musiker: „Diese Gruppendynamik, Kommunikation, Esoterikkurse in Gruppen sind nicht für jeden. Ich fühle mich in solchen Gruppenkursen fehl am Platz. Es müsste mich ein Inhalt schon besonders interessieren, aber solche Kurse, eben Einzelkurse, die mich interessieren, gibt es ja nicht." Männer, so meint er, seien anderweitig interessiert, hätten andere Interessen als Frauen und nähmen die Dinge „selbst in die Hand", dafür bräuchten sie keine Weiterbildung. Etwas überspitzt meint dies auch ein 32-jähriger EDV-Techniker: „Der Mann scheint immer gern anzugeben: Ich bin der Beste und ich bin der Größte. Und als solcher könnte man nie einen Kurs besuchen, weil man(n) dann nicht mehr der Beste und der Größte wäre."

Aus diesen Aussagen lässt sich schließen, dass zumindest einige Männer einen zwiespältigen Zugang zum Thema Weiterbildung haben. Auf der einen Seite wird Weiterbildung – vorrangig die berufliche – als wichtig erachtet, doch auf der anderen Seite besteht ein beträchtlicher Zwang zur Weiterbildung, und zwar aufgrund gesellschaftlicher Veränderungsprozesse und beruflicher Anforderungen. Dabei läuft der Mann im Kontext von Weiterbildungen immer auch Gefahr, sich als hilfs- und weiterbildungsbedürftig zu erleben und damit – entsprechend dem traditionellen Rollenbild – als „unmännlich". Dieser Gefahr möchte er aus dem Wege gehen.

Im Gegensatz zur Wichtigkeit, die die befragten Männer der Weiterbildung beimessen, bleibt die Anzahl der effektiv besuchten Weiterbildungsveranstaltungen gering. Knapp zwei Drittel besuchen eine bis drei Weiterbildungen im Jahr, ein Viertel besucht drei bis zehn Weiterbildungen jährlich. Während ungefähr jeder zehnte Mann überhaupt keine Weiterbildung besucht, sind es Einzelne, die mehr als zehn Weiterbildungen belegen. Diese Weiterbildungen werden meist von Bildungsorganisationen oder privaten Einrichtungen organisiert. Auf Bildungshäuser und Berufsschulen entfallen je rund 15 % der besuchten Veranstaltungen.

Dasselbe Bild ergibt sich, wenn man die Art der besuchten Weiterbildungen betrachtet. Während rund 40 % der befragten Männer regelmäßig oder des Öfteren Vorträge und kulturelle Veranstaltungen besuchen, sind es nur noch

knapp 20 %, die an mehrtägigen Seminaren (bis zu fünf Tage) und an Internetkursen teilnehmen. Angebote wie längere Lehrgänge, Abendschule oder Vorlesungen nimmt noch einer von zehn Männern in Anspruch. Der Großteil der Männer besucht selten bis nie eine Fortbildung.

Bei den Arten bzw. Inhalten beruflicher Weiterbildung favorisieren die befragten Männer Fachseminare und Arbeitstechniken bzw. Methodenkompetenz. Bei den Arten bzw. Inhalten beruflicher Weiterbildung favorisieren die befragten Männer Fachseminare und Arbeitstechniken (gut 70% der Männer) bzw. Methodenkompetenz (gut 60% der Männer). Auch Seminare zu den Bereichen EDV/Computer und Sprache haben noch eine gewisse Relevanz. Das Thema der sozialen Kompetenzen wird zwar von einem Drittel der Männer genannt – eine geringe Anzahl, wenn man bedenkt, dass knapp 90 % der Männer angeben, sie würden heute im beruflichen Alltag vermehrt soziale Kompetenzen benötigen –, doch die Teilnahme an diesbezüglichen Angeboten ist, ebenso wie bei Angeboten zu Erziehungsfragen, gering. Es scheint, als würden sich Männer in Weiterbildungen eher mit harten Fakten, Techniken u. Ä. beschäftigen, als mit sogenannten weichen Themen, d. h. sozialen Fähigkeiten. Dies unterstützt die These, dass sich Männer lieber mit Dingen beschäftigen, bei denen sie sich sicher fühlen bzw. bei denen ihnen per Geschlecht Kompetenzen zugeschrieben werden und weniger mit jenen Themen, die sie nicht als im Rahmen der männlichen Kompetenzen liegend betrachten.

Von den Weiterbildungsangeboten erfahren die Männer vorrangig durch Broschüren, Newsletter, über das Internet, durch Freunde bzw. Bekannte, die Zeitung oder Programmhefte der Bildungseinrichtungen. Hier fällt auf, dass die Jüngeren (18- bis 30-Jährigen) betonen, sie erführen von Freunden und Bekannten vom Weiterbildungsangebot, während die 41- bis 60-Jährigen überdurchschnittlich oft von den Partnerinnen darauf aufmerksam gemacht werden. Die Aussagen verweisen auf die Wichtigkeit des engeren sozialen Netzes bei der Wahl der Weiterbildungen. Während es bei den Jüngeren noch die *Peergroup* ist, ist es bei den etwas Älteren die Familie bzw. die Partnerin.

Die Entfernung zwischen dem eigenen Wohnort und dem Ort, an dem die Weiterbildungen stattfinden, ist für die befragten Männer von sehr geringer

Bedeutung. Wenn sie das Thema interessiert, dann ist es ihnen egal, ob die Veranstaltung im eigenen Ort bzw. in der Stadt, im Bezirk oder irgendwo in Südtirol stattfindet. Weiterbildungen im restlichen Staatsgebiet oder im Ausland werden seltener besucht, dies ist aber damit zu erklären, dass der dafür notwendig Aufwand (Informationen, Fahrt, Unterkunft) um ein Vielfaches größer ist.
Gefragt nach der Motivation, Weiterbildungsveranstaltungen zu besuchen, rückt die berufliche Orientierung sofort wieder in den Mittelpunkt. Die Motive, die am meisten genannt werden, stehen alle im Zusammenhang mit der beruflichen Tätigkeit. Dazu gehören:

- der Wunsch, beruflich immer auf dem Laufenden zu sein (über 80 %),
- mögliche berufliche Neuorientierung (über 60 %)
- Karrieremöglichkeiten (über 60 %)

Dabei wird die Möglichkeit, Karriere zu machen, von den jüngeren Männern eindeutig öfter genannt als von den älteren (rund 80 % der 18- bis 30-Jährigen, 70 % der 31- bis 40-Jährigen, 47 % der 41- bis 50- Jährigen). Auch diese Angaben bestätigen das Bild von der Berufsorientierung der Männer in Bezug auf die Wahl ihrer Weiterbildungen. Das persönliche Interesse als Grund für den Besuch von Weiterbildungsveranstaltungen wird ebenfalls von über 80 % der Männer gewählt. Allerdings stimmt hier das persönliche Interesse oftmals mit dem beruflichen überein. Darüber hinaus betont auch jeder zweite Mann, dass die Gesundheit für ihn eine wesentliche Motivation darstellt.
Bei den in diesem Bereich getätigten Aussagen fällt auf, dass die Motivation „um in Erziehungsfragen besser Bescheid zu wissen“, die von beinahe jedem zweiten Mann genannt wird, im Widerspruch zur Wichtigkeit steht, die die Männer einer Weiterbildung in Erziehungsfragen beimessen. Die Wichtigkeit wird eindeutig höher beurteilt, die Motivation ist deutlich geringer. Der Schritt, eine Weiterbildung zum Thema zu besuchen, wird, trotz der Einschätzung der Wichtigkeit des Themas, seltener vollzogen. Auffallend bei den Antworten zur Motivation ist, dass die 51- bis 60- Jährigen beinahe doppelt so oft die Sinnsuche bzw. den Wunsch, private Konfliktsituationen besser zu bewältigen, als wichtig bzw. sehr wichtig bezeichnen. Diese beiden

Items wurden von den anderen Männer selten (rund einer von fünf bzw. einer von vier) genannt. Das lässt vermuten, dass sich diese Altersgruppe besonders häufig mit diesen Fragestellungen auseinandersetzt und eine gewisse Sensibilität für Angebote in diesem Bereich besitzt.
Für Weiterbildungen gibt rund ein Drittel der Männer laut eigenen Angaben kein Geld aus, ein gutes Drittel bis zu 100 Euro und ein knappes Drittel bis zu 1000 Euro im Jahr.
Drei Viertel der Männer geben an, dass Freunde und Bekannte Weiterbildungen besuchen; über die Hälfte spricht auch mit ihnen darüber. Jede zweite Partnerin der Männer besucht ebenfalls eine Weiterbildung und knapp die Hälfte der Männer tauscht sich mit ihnen darüber aus. Nimmt man nur die Männer, die in einer Partnerschaft leben, dann besuchen beinahe drei Viertel der Frauen eine Weiterbildung, zwei Drittel tauschen sich darüber aus.

Die Angebote der Bildungshäuser sind bei ungefähr der Hälfte der Männer unbekannt. In den Interviews berichten sie, dass sie die Bildungshäuser selbst und besonders auch deren Weiterbildungen nicht kennen. Ein Landwirt meint, er kenne zwar die Einrichtungen – er verortet sie vorrangig in den Städten –, aber nicht deren Angebote. Ein Tischler (Mitte 40) sagt: „Nein, ich kenne keine konkreten Angebote der Bildungshäuser. Mir sind noch keine entsprechenden Angebote untergekommen. Ich habe nie darauf geachtet.“ Einige Männer unterstreichen, dass die Angebote auf Frauen ausgerichtet seien und in den Bildungshäusern Weiterbildungen zu Frauenthemen stattfänden. Frauenthemen reichen ihrer Meinung nach von Yoga, Selbstfindung und Esoterik bis zu Kochkursen, Erziehungstipps und zum persönlichen Wohlbefinden. So sagt ein 51-jähriger Hausmeister: „Wenn ich ehrlich bin, habe ich keine Ahnung, was ein Bildungshaus ist. Bin auch damit bisher nicht in Kontakt gekommen. Ich gehe aber davon aus, dass dort vor allem Kurse für Frauen angeboten werden.“ Und ein Bankangestellter (Ende 20): „Konkrete Angebote kenne ich keine. Ich lese manchmal welche im *Vinschger* oder *Vinschger Wind* und dabei fällt mir auf, dass sie zu 90 % Frauen ansprechen.“

Die andere Hälfte der Männer kennt die Angebote zumindest teilweise. So bezeichnet ein 44-jähriger Lehrer die Kurse als zu allgemein und meint dazu: „Man kann sich sehr viel grundlegendes Wissen selbst aneignen, deshalb ist ein genereller Kurs nicht notwendig.“ Immer wieder finden sich Aussagen, dass Frauen gerne Kurse besuchen, während die Männer Dinge lieber alleine ausprobieren, dass Frauen lieber in Gruppen einen Kurs besuchen bzw. dass Frauen für diese Kurse mehr Zeit haben als Männer.
So bemerkt ein 30-jähriger Staatsangestellter, dass Frauen für Kursexperimente offener seien und Männer rationaler auswählen würden: „Männer sind eher pragmatisch, wo Interesse besteht, werden sie sich informieren. Wenn ich zum Beispiel einen Kletterkurs machen will, dann informiere ich mich beim AVS über einen Kletterkurs, also: Interesse – Information – Kurs – Zweck.“ Ein 45-jähriger Tischler bemerkt über die Angebote:

> Wenn ich den Begriff Bildungshaus höre, dann denke ich an Lernen und Lesen. Ich würde vermuten, dass es sich hauptsächlich um Frauenthemen handelt, damit die Frau besser mit dem Alltag klarkommt oder wie sie Job und Kind unter einen Hut bekommt. Ich habe keine konkrete Vorstellung, wie ein Bildungshaus aufgebaut ist und funktioniert. Ich bringe es jedoch mit einer Schule in Verbindung.

Befragt nach Weiterbildungen, die die Männer in den letzten drei Jahren speziell in den Bildungshäusern in Anspruch genommen haben, zeigt sich, dass gut 40 % keine, knapp 40 % eine bis drei und rund 10 % drei bis zehn Weiterbildungen besucht haben.

Zum Besuch dieser Weiterbildungen bewogen hat sie, dass sie das Angebot gut und interessant empfanden, es von den Zeiten und Tagen passte, die Referenten/Referentinnen interessant waren und das Thema für die Arbeit brauchbar war. Als Hinderungsgründe an einer Weiterbildung in den Bildungshäusern teilzunehmen, gaben über 70 % der Männer vorrangig den Zeitmangel an. Gut 40 % der Männer erklärten, sie hätten kein passendes Angebot gefunden bzw. die Veranstaltung hätte zu falschen Zeiten und Tagen stattgefunden. Es überrascht, dass gerade der Zeitmangel als wichtigster Grund wahrgenommen wird, vor allem angesichts der vorher gemachten Aussagen, in denen 30 % der Männer betonten, sie hätten noch

freie Zeit für die Teilnahme an einer Weiterbildung bzw. 52 % dieser Aussage zustimmten, wenn auch mit der Einschränkung, dafür eine andere Tätigkeit reduzieren zu müssen.

Die Antworten auf Fragen nach Themenbereichen bzw. Weiterbildungsangeboten, die von den Bildungshäusern ausgebaut werden sollten, ergeben folgendes Bild: An erster Stelle taucht die Berufsorientierung, gut 80 % nannten die berufliche Weiterbildung als wichtigstes zukünftiges Angebot. Dahinter folgen Sprachkurse, EDV-, Computer- bzw. Internetkurse (mit ungefähr 75 %) und die Gesundheitsbildung. Dies deckt sich mit den Themen, die von den Männern aktuell schon als wichtig eingestuft wurden. An letzter Stelle steht die politische Bildung. In den Interviews werden die Vorschläge weiter differenziert. So reichen sie vom Schnapsbrennen über Fahrradreparatur bis zu Bügel- und Kochkursen. Des Öfteren wird betont, dass die Kurse praktisch sein müssen, etwas Handwerkliches zum Thema haben und nicht zu lange dauern sollten.
Ein Viertel der Männer erzählt in den Interviews, dass es für sie wichtig sei, einen Kurs mit anderen Männern zu machen. Ganz deutlich formuliert es ein 54-jähriger Bahnarbeiter: „Wenn ich wissen würde, dass nur Frauen den Kurs machen, würde ich nicht hingehen, weil ich glaube, dass ich dann ausgelacht werden würde. Es würde sicher heißen: ‚Nein, der ist da als einziger Mann hingegangen.' […] Dann käme ich mir ein wenig lächerlich vor. Ich glaube, dass auch blöd über mich geredet werden würde." Gut jeder zehnte Mann wünscht sich ein spezielles Weiterbildungsangebot für Männer. Als Gründe werden genannt: „es gibt Themen, die besonders Männer angehen" und „um Erfahrungen auszutauschen" (gut 40 %). Diese recht bescheidene Zustimmung deutet einerseits auf einen recht sachlichen, funktionalen Umgang mit Weiterbildung hin, wie er bereits an mehreren Antworten ersichtlich wurde, andererseits steht sie in einem gewissen Widerspruch zur Aussage, dass Männer andere Interessen und Bedürfnisse als Frauen haben. Knapp zwei Drittel der Männer weisen im Zusammenhang mit der Frage, warum sie weniger Weiterbildungen besuchen, darauf hin. Daraus ließe sich schlussfolgern, dass Männer ihre Interessen in den Angeboten oft nicht wiederfinden.

3. Männerdomänen

3.1 Männer und Autos

> Männer sind schon risikobereiter und werden vielleicht auch schneller aggressiv, zumindest auf die Art, dass sie gleich auf Angriff gehen. Mir fällt oft auf, dass die Männer, bei denen ich mitfahre, im Straßenverkehr aggressiver sind als außerhalb des Autos. Man muss auch sagen, das Auto ist eine Waffe und wenn du an der Waffe bist, bist du automatisch aggressiver, als wenn du keine Waffe hast. Das ist halt so ein Gefühl, das man bekommt, wenn man mit dem Auto fährt […], dass da eine Gefahr dabei ist, dass man Verantwortung hat und dass man auch eine gewisse Macht hat, weil man mit dem Auto schneller sein und aggressiver fahren kann als andere. Man kann sich vielleicht mehr ausleben, indem man irgendwie an seine Grenzen geht. Und das kommt halt eher bei Männern zum Vorschein, weil sie immer zeigen wollen, was sie alles können. Und wenn dann einer den anderen reizt, dann ist sowieso wieder gleich jede Sicherung ausgeschaltet.

In diesen Beobachtungen eines jungen Südtiroler Mannes stecken viele typische Zuschreibungen, die auch sonst in den Männerdiskursen bzw. in ihrer Überprüfung und Bewertung durch die Männerforschung zu finden sind: männliches Risikoverhalten, Konkurrenzmentalität, Macht- und Kontrollstreben – und das alles aufgrund einer quasi „natürlichen" Veranlagung. Die Interviewsequenz stammt aus einer qualitativen Studie, die im Frühsommer 2013 von Studierenden der Sozialpädagogik der Brixener Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen durchgeführt wurde. Dabei wurden 30 Leitfadeninterviews mit überwiegend der deutschen Sprachgruppe angehörenden Männern im Alter von 20 bis 40 Jahren – aus verschiedenen Teilen Südtirols – ausgewertet.

Im Eingangsstimulus wurde behauptet, dass Frauen und Männer gleich gut Auto fahren könnten, die Autowerbung aber dauernd eindeutige Unterschiede betone.

Insgesamt waren zwei Drittel der Befragten der festen Meinung, dass Männer die besseren Autofahrer und den Frauen überlegen seien. Immer wieder scheint bei dieser Gruppe auf, dass Männlichkeit und ein bestimmter Umgang mit dem Auto einfach zusammengehören. Es sind vor allem die

jungen Männer zwischen 20 und 30 Jahren, die diese Einstellung mehr oder minder teilen. Viele Frauen, die sie kennen, führen ihrer nach Meinung unsicher, hätten ein nur funktionales Verhältnis zum Auto. „Frauen fahren auf jeden Fall unsicherer als Männer, egal was Studien behaupten. Ich bin oft genug mit einer Frau gefahren und jedes Mal dasselbe. Frauenautos wie der Fiat 500 werden schon in der Werbung als tussig dargestellt. Also wenn ein Mann mit einem solchen Auto fährt, kann das nur eine Schwuchtel sein."

Ein Drittel der Befragten, vor allem die über 30-Jährigen, sieht keinen wesentlichen Unterschied zwischen autofahrenden Männern und Frauen. Im Gegenteil: Die meisten Befragten aus dieser Gruppe sehen Frauen als sicherere, vorsichtigere und bewusstere Autofahrerinnen, die nicht konkurrierend unterwegs sind, sondern das Auto vor allem als Fortbewegungs- und Gebrauchsmittel begreifen, auch wenn es immer wieder Ausnahmen gibt. Bei den 30- bis 40-jährigen Männer wird deutlich, dass sie ihren Status inzwischen über Familie und Beruf definieren und das Hilfsmittel Auto nicht mehr zur Steigerung ihres Selbstwertes brauchen („Je höher der Hof, umso tiefer der Golf."). Dennoch ist auch bei einigen von ihnen ein starker Hang zum Auto zu spüren.

Bei den jüngeren Männern überwiegt die Einstellung, schnelle, große und irgendwie exklusive Autos würden einfach zu einem Mann gehören. Die meisten haben ein Traumauto, das sie auch anstreben. Mit dem Auto kann man zeigen, was man kann. Man kann Grenzen austesten („sich einen Kick holen") und Status erlangen. Ein tolles Auto vermittelt, dass der Besitzer gut verdient, d. h. eine „gute" Arbeit hat, und man wird „an der Ampel bewundert". Deshalb verschulden sich manche Männer auch für ein Auto. Dass Männer oft riskant fahren und entsprechende Statistiken dies zeigen, wird von einigen Männern – explizit oder implizit – darauf zurückgeführt, dass dieses Verhalten einfach in der Natur des Mannes liegt. Sie meinen, Männer und Autos seien miteinander verbunden, manche würden sogar mit ihnen sprechen, würden dauernd an ihnen herumputzen und -basteln. Das Auto wird als „Männerpassion" und „Männerspielzeug" gesehen. „Es ist keine Frage der Eile, vielmehr gehört es zum Spiel des Fahrens. Es geht um eine Art Wettkampf auf der Straße, bei dem man einfach jeden überholen will."

Wenn die Männer zugeben, dass sie doch manchmal zu schnell, aggressiv und riskant fahren, dann schieben sie es oft auf den Stress, unter dem sie mehr leiden würden als Frauen. Die Thematik Mann/Auto/Arbeit zieht sich durch einige Interviews. Das Auto gilt gerade im ländlich-kleinstädtischen Bereich für die notwendige Arbeitsmobilität als unverzichtbar. Die Symbiosen Mann/Auto bzw. Mann/Arbeit gehen gleichsam ineinander über.
Das kann man auch bei der sexuell gefärbten Verbindung Mann/Auto/Frauen beobachten. Der diesbezügliche Fragestimulus lautete: „In Autosalons, Männerbüros, Autowerkstätten, bei Truckertreffs und Autorennen sieht man immer heiße Girls. Warum braucht es das eigentlich? Machen schnelle Autos attraktiv und sexy?“ Hier teilen sich die Antworten. Während die eine Hälfte dies als Werbegag abtut oder sich an der Thematik nicht interessiert zeigt, stimmt die andere Hälfte der Aussage zu. Bei ihnen werden bestimmte Assoziationen geweckt: „Wo sich viele Männer tummeln, sollen viele Frauen sein.“ Und ein anderer: „Diese Girls gehören einfach dazu. Wer hätte nicht gern einen Pirelli-Kalender hängen? Und schnelle Autos machen auf jeden Fall attraktiv und sexy.“ Ein anderer meint, dass die Rundungen der Frauen die kantigen Autos ausgleichen würden. Autos und Sex gehören für Männer einfach zusammen, behaupten einige Männer explizit. Ein älterer Befragter spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von „Schwanzverlängerung“. Hier könnten Männer noch ein Macho-Gehabe inszenieren. Durch die verschiedenen Aussagen zu diesem Fragestimulus wird auch deutlich, dass Autos, in einer entsprechend stilisierten Form, für Männer ein Medium sind, um in einer zunehmend von Frauen mitbestimmten sozialen Welt unter sich zu sein, Maskulinität ungeniert ausleben zu können (Böhnisch 2003, S. 217): entweder allein im Auto, gefühlsmäßig mit anderen „Automännern“ verbunden, oder bei gemeinsamen Unternehmungen und Events. Dass das Auto vor allem für die jüngeren Männer ein wichtiges Symbol für Status und Selbstwert ist, hängt wohl damit zusammen, dass das junge Erwachsenenalter als Zeit des Übergangs in den Berufs- und Familienstatus heute für viele unübersichtlich, offen und damit – was den eigenen Status betrifft – fragil geworden ist. Statuskompensationen werden hier besonders gebraucht.

Die Ergebnisse dieser qualitativen Studie lassen sich an den allgemeinen Diskurs zur sozialen Bedeutung des Autos geschlechtsdifferent rückbinden. Das Auto war bis in die 1990er-Jahre hinein (teils ist es das heute noch) vor allem ein Familienauto und der Mann, das Familienoberhaupt, der unangefochtene Lenker. Das Automobil war eben das Außen der Familie und dafür war – und ist – der Mann zuständig. Entsprechend hatte und hat das Auto immer zu funktionieren, in Ordnung zu sein. Ein gut gepflegtes und funktionierendes Auto lässt auf eine gut funktionierende Familie schließen. Auto und Mann sind eins. Der Fließbandsklave mutierte zum Herrn des Automobils.

Mit dem Aufstieg der Frauen über Bildung und Beruf in den letzten 30 Jahren scheint das männliche Automonopol gebrochen. In den Familien hält der Mann zwar noch einigermaßen seine Stellung, aber er muss Aushandlungen zulassen. In betuchteren Kreisen ist der kleinere, kompakte Zweitwagen das Attribut der Frau. Darauf hat sich die Autoindustrie eingestellt.

Junge Frauen wollen, wenn sie dem Mädchenalter entwachsen, so bald wie möglich den Führerschein machen. Auch für sie ist das erste Auto das Symbol für eine beginnende Selbstständigkeit.

Die Autoindustrie lässt den Mann nicht im Stich. Das Zauberwort heißt Produktdifferenzierung. Autos für Frauen, für Familienväter, aber gleichzeitig auch Autos für richtige Männer, die Männlichkeit im Auto verwirklichen wollen. Oder sich über das Auto männlich fühlen können. Die Frauen mögen das Auto benutzen, die Männer erst veredeln es, leben in ihm ihr männliches Prinzip, das ihnen längst entglitten schien. Das auf männliche Attribute gestylte Auto gibt ihnen die Poolposition wieder.

Am Auto zeigt sich überhaupt das Chamäleonhafte der neuen Ökonomie. Die Gleichzeitigkeit, mit der es Gegensätze vereinen kann, ist atemberaubend. Es ist Massenartikel und erzeugt gleichzeitig Exklusivität. Es steht in der ökologischen Diskussion am Pranger und wird gleichzeitig als Symbol für ökologischen Fortschritt gepriesen: Katalysator und Drei-Liter-Motor. Im Auto begegnen sich Risiko und Sicherheit. Es bietet sich den Geschlechtern prinzipiell gleich an, lässt Männern aber Raum, Maskulinität ungehemmt auszutoben. Das hat nichts mit Machotum zu tun, sagen die Raser; ein Auto muss eben so gefahren werden, wie es gebaut und konzipiert ist. Man muss

ausfahren, was in ihm steckt, sonst braucht man das Auto gar nicht zu kaufen. Wo Passanten empört den Kopf schütteln, rühmen Autojournalisten den Sound, der das Fahrgefühl erst ausmacht und die Beschleunigung zum Kick werden lässt. Geländewagen erhalten in der Autowerbung die Attribute „maskulin“ und „muskulös“. Es werden Autos gebaut, die Maskulinität neu fordern und gleichzeitig solche, die sie auflösen, die den sorgenden Familienmann hinter das Steuer setzen. Automobil und Internet symbolisieren heute Teilhabe. Motor- und Computerzeitschriften sind entsprechend aufgebaut. Sie signalisieren: „Du bist dabei. Als Mann erhältst du ein Angebot, das dir im Alltag nicht mehr gemacht wird. Wir verkaufen dir Maskulinität in allen Spielarten als Markenartikel. Es ist nicht mehr dein Imponiergehabe, sondern die Marke, die du so fahren musst.“

So werden mit dem Auto wieder männliche Mythen transportiert. Wenn die Realität Mann verblasst, glänzt der Mythos Mann, der aus dem Hubraum emporsteigt, umso mehr. Männliche Mythen lösen die Maskulinität aus den Niederungen des Alltags und geben ihr etwas Überzeitliches, Naturhaftes. Mann bleibt Mann, auch wenn er noch so demontiert ist. Ein solcher Mythos liegt vor, wenn suggeriert wird, dass riskantes Fahren der männlichen Risikonatur entgegenkommt. Was dem kleinen Jungen schon signalisiert und suggeriert wird, bekommt jetzt seine metallisch glänzende Bestätigung. Risikofahren wird als männlicher Initiationsritus verkauft, als notwendiges Ritual zum Eintritt in die moderne Männerwelt. Ein starkes und hochgerüstetes Auto verlängert die Potenz und zieht die Frauen in seinen Bann. Da Frauen weiterhin als Pin-ups zum Auto hin sexualisiert werden, verheißt es auch die Aussicht, mühelos Frauen „aufreißen“ zu können.

Die Frage, ob und warum das Männer brauchen, ist aber falsch gestellt. Die meisten Männer würden das auch entrüstet zurückweisen. Ihnen gefällt der coole Wagen und wenn man ihn schon hat, muss man ihn auch ausfahren. Und dass er Aufmerksamkeit erregt und Frauen anzieht, das gehört eben zum Flair, das der Fahrer miterworben hat.

Die Frage muss also lauten: Was wird im Manne über solche Autos aktiviert? Werbung und Marketing zielen ja weniger auf die Oberfläche des Alltags, sondern auf die Tiefenschichten der Persönlichkeit ab. Im Alltag „reißen“ die Männer nicht mehr viel, machen sich eher lächerlich, wenn sie mit masku-

linem Imponiergehabe auftreten. Da fühlen sie sich schnell bloßgestellt. Über die Männerumfragen, in denen der Typ des unsicheren und des strategischen Mannes die überwiegende Mehrheit stellt, wurde bereits berichtet. Ein Männertyp, der sich permanent zurücknehmen muss, der weiblichen Blockaden ausgesetzt ist. Im Auto kann der Mann das Männliche ausleben, ohne dass es ihm so schnell angelastet werden kann. Hier ist er wieder der einsame Cowboy, der nicht viel reden muss, weil das Auto seine unverwechselbare Sprache spricht. Der im Cockpit alles unter Kontrolle hat und so manchem Konkurrenten den Auspuff zeigt. Da kommt Gefühl auf, männliches Gefühl, das mit niemandem geteilt werden muss. Dass aggressives Fahren Gewalt ist, sagen nur Neider oder Schlappschwänze. Das schnelle, starke Auto ist die zweite Haut des Mannes. Es vermittelt die Illusion, mit seinem wahren Inneren vibrieren zu können, bei sich zu sein. Autos werden als erweiterte Männerkörper inszeniert. Was heißt hier gnadenloser Konkurrenzzwang bis zur Radkappe? Das gehört zur Ästhetik des Schnellfahrens. Die Autos werden doch nicht umsonst so schnell gebaut. Innovation und Machbarkeit verschmelzen so unter der Hand zu einer neuen Männlichkeit. Das Formel-1-Modul Mann kann von jedem abgerufen werden.

3.2 Der männliche Hang zur Pornografie

Befragt zum Pornografiekonsum sind 69,5 % der Männer in der repräsentativen Südtiroler Männerstudie der Auffassung, dass dies schon immer so gewesen sei. 50,8 % der Befragten meinen, man könne durch Pornografie einmal „andere Dinge“ erleben. Das sind recht hohe Werte. Unterschiede in den Antworten bezüglich der Einflussfaktoren zeigen sich kaum. 45,1 % der Männer sind der Ansicht, Pornografie gehöre zu einer Männerrunde einfach dazu. Hier zeigen sich allerdings einige interessante Differenzen im Hinblick auf Einflussfaktoren wie Alter und Sprachgruppe. Die Stadt-Land-Differenz, die ebenfalls erkennbar ist, könnte aber auch mit der Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe interpretiert werden. Die Zustimmung zur Pornografie ist in den jüngeren Altersgruppen und in der Gruppe der in einer Stadt lebenden Männer am höchsten; sie liegt zwischen 55,8 % bei den 18- bis 29-Jährigen (bei den Schülern sind es 56,3 % und bei den Lehrlingen 70,4 %). Interessant sind die ausgeprägten Unterschiede zwischen den Sprachgruppen. Während

der Pornografiekonsum in einer Männerrunde nur für 31,2 % der deutschsprachigen Männer dazugehört, sind es bei den italienischsprachigen Männern 66,4 %, die diese Aussage bejahen. Die ladinischsprachigen Männer bilden mit 58,1 % einen Mittelwert. Die Antwortstrukturen weisen auf kulturell beeinflusste Differenzen in den Einstellungen hin. Diese Unterschiede sind zudem auch stärker als die Einflüsse des Alters, die diese Differenzen allein nicht erklären können. In Bezug auf das Item „Männer haben den Pornografiekonsum nötiger" finden sich die Unterschiede zwischen den Sprachgruppen ebenfalls wieder, hier aber etwas schwächer ausgeprägt. Von den deutschsprachigen Männern stimmen 34,7 % zu, von den italienischen Männern 49,8 % und von den ladinischsprachigen Männern 51,7 %. Dies kann als Unterschied in der Entwicklung von traditioneller zu moderner Männlichkeit gedeutet werden. Aber auch darauf verweisen, dass Pornografie unterschiedlich stark tabuisiert ist.
Der Aussage, dass Pornografiekonsum vor sexueller Gewalt schützt, stimmen 19,5 % der Befragten zu. Dass man durch den Pornografiekonsum neue sexuelle Praktiken lernt, meinen 60,6 % der Männer. Von den Befragten bejahen 13,4 % die Aussage, dass man mithilfe von Pornografie Machtgefühle und Gewalt ausleben kann. In diesen Aussagen zeigen sich kaum soziodemografische Unterschiede. 25,7 % der Männer halten den Konsum von Pornografie bei sexuellen Problemen in der Partnerschaft für hilfreich.

Auch Jungen und Mädchen haben mehr oder minder pornografische Fantasien, die meist unterhalb der Schwelle zur Grausamkeit und Brutalität liegen. Diese Schwelle wird überschritten, wenn die Medienindustrie versucht, sexuelle Gewalt in den Experimentierraum der Jugendkultur zu ziehen. Pornos sind für Jugendliche attraktiv, weil sie eine gewisse Ordnung in das Chaos der Pubertät bringen können. Jungen suchen in ihrer sexuellen Verwirrungen nach Bildern, die ihnen eine Auflösung des Geschlechterrätsels versprechen. Dabei folgen sie meist nicht der Linie des Films, sondern suchen sich ihre eigenen Erregungssequenzen heraus. Sie sehen andere Bilder als die Erwachsenen. Die „Fickmaschine" Mann, die da immer wieder angeworfen wird, erregt die meisten Jungen gar nicht so sehr. Eher die Spannung, die sie selbst hineinlegen, wenn sie die Frauen betrachten und

sich ihre eigenen Fantasien ausspinnen. Die müssen nicht unbedingt abwertend und gewaltsam sein. Der männliche Pornografiekonsum schlägt nicht so einfach in Gewalt gegen Frauen um. Höchstens, dass er männliche Überlegenheitsgefühle schürt, die aber wieder sehr fragil und zerbrechlich sind. Jungen können sehr gut zwischen der realen Frau und der Fiktion unterscheiden. Der Pornografiekonsum bedient nur die eine abgespaltene Seite männlicher Geschlechteridentität. Es sind nicht die Frauen gemeint, sondern die Jungen und Männer selbst, die ihr unsicheres Überlegenheitsgefühl bestärken wollen und dann enttäuscht sind, wenn es in der Wirklichkeit zusammenbricht. Alles, was in der sexuellen Wirklichkeit für Männer so schwer geworden ist – weil nicht mehr selbstverständlich –, scheint im Pornografiekonsum erreichbar. Auch wenn sich zum Schluss herausstellt, dass es das doch wieder nicht ist.

Diese Bedürftigkeit erzeugt Schuld. Schuldgefühle können positiv sein, wenn sie dazu führen, über sich und andere nachzudenken. Seitdem die Pornografie zum Massenkonsumartikel geworden ist und entsprechend offen und ungeniert erhältlich ist, weicht dieses Schuld- und Verantwortungsgefühl zurück – und mit ihm die schummrigen Seiteneingänge der Sexshops. Was so verkauft wird, kann nicht schlecht sein. Pornografische Produkte stehen jetzt auf gleicher Stufe wie andere marktgängige Konsumartikel. Die Pornografie folgt den Gesetzen der Massenproduktion: Unzählige genormte Szenen, gestanzte Figuren und Produktdifferenzierungen, die den verschiedenen Sexualpraktiken und Perversionen folgen. Der Konsummarkt hat das Produkt Pornografie von seinem zweifelhaften Ruf der Frauenabwertung und Männergewalt befreit. Aus diesem Grund taugt die Pornografie auch nicht mehr als feministischer Angriffspunkt. Denn sie ist in die Glanzprodukte der modernen Erfolgskultur eingebunden, die Übergänge von Hardcorepornos zur weichen Werbepornografie sind fließend.
Mit der Internetpornografie ist aber erneut eine soziale Brisanz in den Pornografiekonsum gekommen. Mit dem digitalen, sozial entbetteten Medium des Netzes und der Möglichkeit, in ihm interaktiv pornografisch zu agieren – im Gegensatz zum Passivkonsum der Pornovideos –, sind die Grenzen zwischen Verantwortung und Verantwortungslosigkeit weiter hinausge-

schoben. Die virtuelle Welt der Pornografie und die der alltäglichen sozial eingebundenen Sexualität des Mannes können nicht mehr aufeinander bezogen werden. Die alte feministische Pornografiekritik, die das Pornografische auf die Ebene der sozial eingebetteten Beziehungen stellte und damit den fließenden Übergang zur Vergewaltigung schuf, greift nicht mehr. Das virtuelle Netz und seine Abstraktionen entziehen sich dem. Das Internet ist ein Medium, das für den Mann wie geschaffen ist. Er muss nicht mehr innehalten, er kann alles nach außen erweitern, externalisieren. Das Netz kennt keine Grenzen, nur Links; jeder Nutzer wähnt sich in der Mitte des Universums. Es ist eine unendliche Szene von Millionen Egozentrierter, die miteinander ohne Verantwortungsrisiko in Kontakt kommen und sich wieder lösen können. Man kann andere nutzen, manipulieren und gebrauchen. Der Unterschied besteht allerdings darin, dass die Begriffe „nutzen", „gebrauchen" und „manipulieren" ihre soziale Bindung verloren haben. Der neue Typus des Angestellten, der sich am Computer ab und zu ein Pornospiel „reinzieht", wird verständnislos reagieren, wenn man ihm vorhält, er würde gegenüber seiner Partnerin bzw. Frau unverantwortlich handeln, oder wenn man ihn gar sexistischer Umtriebe bezichtigen würde. Er wird vielleicht einwerfen, dass dies ja auch zunehmend Frauen täten und die virtuelle Welt doch eine ganz andere sei als die alltägliche, reale. Hier gelte es, alles auszuprobieren, was machbar sei und da sei doch das Thema zweitrangig: Ob nun Pornografie, Kriegs- oder Börsenspiel, die Inhalte treten hinter das Prinzip zurück. Der Mann muss versuchen, an seine Grenzen zu gehen; das kann er nur, wenn er sich von seinen Bindungen löst und alles ausprobiert, was ihm angeboten wird. Damit ist die Moral, die Unterscheidung zwischen dem, was gut und schlecht ist, außer Kraft gesetzt. Es geht um Bilder, die man so variieren kann, dass sie einem gefallen oder nicht gefallen. Diese Wertung bleibt der Befindlichkeit jedes einzelnen Nutzers überlassen und folgt nicht mehr einer kollektiven Moral. Damit sind die Pornokonsumenten aus dem Schneider. Sie folgen den Nutzungsaufforderungen des Internets. Es geht jetzt um das Ausprobieren und um Kicks. Das Pornospiel wird zu einem Internetspiel unter anderen. Dass Pornografie einmal ein Stein des kulturellen und moralischen Anstoßes war, scheint Schnee von gestern zu sein.

Hier scheiden sich aber doch die wissenschaftlichen Geister: Während ein kanadisches Team unter Simon Lajeunesse von der Universität Montreal im Internet mit einer Fallstudie für Furore sorgte, nach der der Pornokonsum im Netz keine Auswirkungen auf das eigene Sexual- und Partnerverhalten habe, sondern sich nur auf den Mann selbst beziehe, geht der US-amerikanische Soziologe Simon Jensen in seinem Report *Getting off: Pornography and the End of Masculinity* (2007) vom Gegenteil aus. Er stellt die These auf, dass sich durch die über das Internet frei verfügbare Pornografie und ihr Eindringen in den Alltag die männliche Identität – Sexualität als Medium der Identitätsbildung – verändern wird. Die eigene Sexualität werde durch Pornografie konditioniert, von der Partnerin werden pornografische Praktiken erwartet und auch Frauen stellten sich inzwischen zunehmend auf die pornografischen Erwartungen der Männer ein. Die eigentliche Gefahr aber sieht Jensen in der schrankenlosen Vermarktung der Pornografie, die – dem kapitalistischen Gesetz der Profitsteigerung durch Grenzerweiterung folgend – immer brutalere und frauenverachtendere Pornos auf den Markt bringt. Da Pornografie zur digitalen Normalität geworden ist, drohen die Grenzen zur Menschenwürde zu verschwimmen.

3.3 Kampfsport als Arena der Männlichkeit / Benjamin Schwarzer

Männer fühlen sich heute mehr denn je damit konfrontiert, sich in ein System einpassen zu müssen, das kaum Platz für männlich-maskuline Verhaltensweisen bietet. Natürlich kann man an dieser Stelle darüber streiten, was denn männliche Verhaltensweisen eigentlich sind und wie sie sich äußern, ob sie neurobiologisch vorbestimmt sind oder sozial konstruiert wurden. In diesem Zusammenhang stellen sich die Fragen: Sind Autorennen männlich? Sind Wettkampf und Konkurrenz typisch männliche Eigenschaften? Welchen Sinn sieht der Mann darin, sich jahrelang wie ein Irrer vorzubereiten, um später mit einem Fallschirm aus der Stratosphäre zu springen? Warum finden die meisten Männer das irgendwie auch noch toll? Warum sind es fast ausschließlich Männer, die in den sogenannten Fail-Videos auf YouTube zu sehen sind, wenn sie irgendwelche Dummheiten begehen? Warum stecken kleine Jungs an Silvester Böller in Briefkästen, nur um zu sehen, was

bei der Explosion wohl passiert, Mädchen aber nicht? Männlichkeit wird heute scheinbar vor allem in Formen abweichender, extremer oder lächerlicher Muster dargestellt. Wie sollen Jungen und junge Männer angesichts dieser medialen Verzerrungen zu einer gelingenden, sozial und psychisch ausbalancierten Männlichkeit finden?

An dieser Stelle soll davon ausgegangen werden, dass Jungen heute mehr denn je gesellschaftliche Räume brauchen, in denen sie sich wieder männlich fühlen dürfen, in denen sie Spaß empfinden und Verhaltensweisen zeigen dürfen, die gemeinhin männlich konnotiert sind. Die Hypothese lautet daher: Jungen brauchen Arenen der Männlichkeit, in denen Männlichkeit positiv bewertet wird und entsprechend stattfinden kann.

Aus diesem Grund wurde für die Untersuchung der Kampfsport als Männlichkeitsort und männliche Domäne gewählt. Obwohl der Kampfsport eine lange kulturelle Tradition hat, wird er von vielen auch als „Machosport" bezeichnet.

Egal ob Kickboxen, Thaiboxen, Judo, Jiu-Jitsu, Jeet-Kune-Do oder Kung-Fu, alle diese Sportarten werden überwiegend von Männern betrieben, obgleich der Zugang beiden Geschlechtern offen steht. Deshalb eignet sich der Kampfsport besonders gut für eine Analyse von Männlichkeitsräumen. In offenen Leitfadeninterviews wurden fünf junge Männer unterschiedlicher sozialer und beruflicher Herkunft befragt, die Kampfsport betreiben. Die Leitfragen bezogen sich u. a. auf Motivation, Faszination, Erleben, Idole, Bedeutung für das eigene Leben/eigene Mannsein bzw. Beziehung zu den anderen Männern im Verein. Zwei der Befragten betreiben den Kampfsport seit ihrer Kindheit, die drei anderen haben im Jugendalter bzw. jungen Erwachsenenalter damit begonnen. Interessant war, dass einer der Befragten nach einer Pause von einigen Jahren wieder mit dem Kampfsport begonnen hat, obwohl einer seiner Freunde bei einem Wettkampf tödlich verunglückt ist.

3.3.1 Motivation und Faszination

Die Antworten auf die Frage nach der Motivation diesen Sport zu betreiben, zeigen viele Gemeinsamkeiten. Vier der fünf Befragten betonen, dass sie

schon seit ihrer frühen Kindheit einen gewissen Drang zum Erlernen einer Kampfkunst verspürt hätten.
Als Gründe, sich für den Kampfsport zu entscheiden, sind in den Interviews verschiedene Aspekte aufgetaucht.
Ein Aspekt ist die *Selbstverteidigung*: Kampfsport als Selbstschutz. Für drei der Befragten spielte es eine große Rolle, sich in bestimmten Lebenssituationen, selbst verteidigen zu können. Kampfsport gibt diesen Männern Sicherheit. Sie können gelassener und entspannter mit Situationen umgehen, in denen sie möglicherweise in ein Handgemenge geraten könnten. Besonders betont wird auch, dass die heutige Gesellschaft immer brutaler und skrupelloser werde.

Ein zweiter Aspekt ist es, *Beschützer* sein zu können, getreu dem Bild vom Mann als Beschützer seiner Familie und Freunde. Hier ist oft die Rede vom *Beschützerinstinkt*. Dabei geht es offensichtlich nicht nur darum, sich selbst, sondern auch andere zu verteidigen. Das Motto eines Kampfsportlers lautet deshalb auch: „*it's your duty to defend others*".
Ein anderer Aspekt Kampfsport zu betreiben, ist, ihn als *Ventil zum Stressabbau* zu nutzen. Man will Aggressionen rauslassen, einen klaren Kopf bekommen, Streit und Enttäuschung bewältigen bzw. sein Gleichgewicht finden. Dieser Punkt wird in den folgenden Aspekten weiter vertieft.
So ist die *Steigerung der körperlichen Fitness* ein wichtiger Punkt: Man will stärker werden, kämpfen lernen und die Fitness steigern.
Aber der Kampfsport bietet vielen auch einen *körperlichen Ausgleich* zu mentaler und bewegungsarmer Arbeit bzw. zum Studium.
Ein nicht zu vernachlässigender Aspekt ist das *Zugehörigkeitsgefühl*, dass man Teil einer Gruppe ist. Ein Kampfsportler hat die Möglichkeit, Teil einer jahrhundertealten Tradition zu sein, man gehört zu dieser Gemeinschaft, die Identität stiften kann (Identität als Karateka, Judoka usw.).

Hinzu kommt der Aspekt der Anerkennung. Als Kampfsportler genießt man eine gewisse Anerkennung (in der Peergroup, in der Schule usw.). In der Turnhalle wird Kampfsportlern respektvoll begegnet, unabhängig vom Alter oder von der Herkunft.

3.3.2 Idole und Vorbilder

Bei allen Befragten spielen Idole und Vorbilder eine große Rolle. Zum einen werden Personen, zum anderen aber auch Filme und Fernsehserien genannt, die die befragten Männer zum Kampfsport motiviert haben. Diese Idole scheinen noch immer von zentraler Bedeutung für die Ausübung einer Kampfsportart zu sein. Im Verlauf der Interviews wurde immer wieder der Name Bruce Lee genannt. Es scheint, als sei er für viele die Schlüsselfigur gewesen, um sich der Kampfkunst zuzuwenden. Die Person Bruce Lee wird emotional besetzt. Lee ist aber nicht nur ein außergewöhnlicher Kampfsportler, sondern er verkörpert eine Haltung bzw. einen Lebensstil. So sagt einer der Männer:

> Also Kampfsport ist heute immer noch meine Leidenschaft. Aber jetzt ist es irgendwie nicht mehr nur der Kampfsport, sondern besonders auch die Philosophie des Kampfsports. Kämpfen ist in allen Bereichen gut. Irgendwie muss man halt Kämpfen im Leben, sonst geht es nicht. Du wirst halt immer nur unterdrückt und so. Dragonball war halt der Anfang und jetzt ist es Bruce Lee.

Bruce Lee hat, obgleich er viel älter ist als die Befragten, einen großen Einfluss auf sie ausgeübt. Wahrscheinlich, weil er sich in einigen Aspekten von anderen Kampfsportlern unterscheidet:

- Er war der Erste, der Kung-Fu medientauglich gemacht hat.
- Er war der Gründer vieler Kampfsportschulen.
- Er war (studierter) Philosoph und schrieb philosophische Bücher.
- Er war ein Ausnahmesportler mit einer bis dahin kaum erreichten Fitness.
- Er war ein Actionstar.
- Er war ein Beispiel für eine unglaubliche Erfolgsgeschichte.
- Er kombinierte traditionelles Kung-Fu mit modernen Elementen und erschuf eine ganz neue Kampfsportart, das Jeet-Kune-Do.

Wie stark die Vorbilder von der Kampfsportart abhängen, die die Befragten betreiben, zeigt die Tatsache, dass Bruce Lee vor allem von denen genannt wurde, die chinesische (Jeet-Kune-Do), japanische (Karate) oder philippini-

sche (Kali) Kampfsportarten machen. Einer der Befragten, der lange Zeit geboxt hat, gab Mike Tyson als Idol an.

3.3.3 Die Bedeutung von Kampfsport – Bewältigungsmuster für Männer?

Die Antworten auf die Frage nach der Bedeutung, die der Kampfsport für die Befragten hat, sind in allen Interviews relativ ähnlich ausgefallen. In erster Linie wird Kampfsport von allen Befragten eine Ventilfunktion beigemessen; es sei eine Möglichkeit die verschiedensten Probleme oder Schwierigkeiten zu meistern. In den Fokus der Befragten rückten ganz besonders Arbeit und Beruf.

Alle Befragten gaben an, Kampfsport vor allem als eine Art Ausgleich zu betreiben, da sie ganz besonders viel Stress bei der Arbeit erleben würden. Vor allem in beruflich schwierigen Situationen sei der Kampfsport für die emotionale Bewältigung besonders wichtig.

Speziell zwei der Befragten befinden sich in beruflich schwierigen Verhältnissen. Entweder sie haben mit beruflichen Risiken und Misserfolgen zu kämpfen oder mit einem sehr schlechten Arbeitsklima. Beide betonen immer wieder, dass sie unter einem enormen Druck ständen und bei der Arbeit viele Aggressionen aufbauen würden, aber keine Möglichkeit hätten, ihren aufgestauten Frust loszuwerden. Daher sei es für sie ganz besonders wichtig, nach der Arbeit beim Kampfsport ihre aufgestauten Gefühle freizulassen und sich dort abzureagieren.

Dem ritualisierten Training kommt dabei ein besonders hoher Stellenwert zu. Ein Befragter bezeichnet das Kampfsporttraining sogar als Droge und Kampfsport als eine Sucht, die es zu befriedigen gilt. Ein anderer Befragter sagt aus, dass er sich bei der Arbeit nichts sehnlicher wünsche, als nach Hause zu gehen, um mit seinem Box-Sack zu trainieren, wobei er sich, während er sein Trainingsgerät bearbeite, innerlich seinen Chef vorzustellen versuche.

Ein anderer Interviewpartner sagte, dass er Kampfsport betreibe, weil er den Bewegungsmangel, den er bei der Arbeit habe, ausgleichen wolle. Bei seiner Arbeit als Computerfachmann säße er die meiste Zeit des Tages vor einem Bildschirm und bräuchte den Sport als Ausgleich.

Auch emotionale Belastungen scheinen bei den Befragten durch das Ausüben ihrer Kampfsportart bewältigt zu werden. Hierbei wurden vor allem familiäre Auseinandersetzungen genannt, aber auch biografische Gegebenheiten, wie der Verlust beider Elternteile oder Streitigkeiten mit der Partnerin.

In den Interviews gab es besonders bei Themen, die persönlich zu bewältigende Lebenslagen behandelten, sehr emotionale Momente, in denen die befragten Männer von Lebenssituationen erzählten, die sie nur schwer bewältigen konnten und können. In diesem Zusammenhang wurde auch immer wieder von Drogen berichtet, die für einige von ihnen als Bewältigungsstrategie thematisiert wurden.
Ein Mann gab an, dass er sehr viel Marihuana rauche, da es in seinem Leben viel zu bewältigen gebe. Durch den Kampfsport würde er aber viel weniger konsumieren als vorher. Er erzählt:

> In der Zeit, in der ich angefangen habe zu trainieren, habe ich andere Sachen […] Äh, nennen wir es beim Namen. Ich habe dann einfach weniger gekifft. Anfangs habe ich es noch probiert. Also vorher zu rauchen und dann zu trainieren, aber dann hat der Trainer mir bald schon gezeigt, dass das nicht drin ist. Musste schon allein deswegen zurückschrauben und wollte das eigentlich auch. Auch zu dem hatte ich irgendeinen Ausgleich nötig.

Das Thema Drogen ließ auch ein anderer immer wieder durchscheinen. Nach dem Interview erzählte er, dass er eine Zeit gehabt hätte, in der Drogen immer wieder eine große Rolle gespielt hätten. Im Interview betont er aber, dass der Kampfsport ihm dabei geholfen hätte, Probleme zu bewältigen, die andere Leute vermutlich mit Alkohol oder Marihuana bekämpfen würden. Sein Fazit zum Thema Drogen: „Ich kann den jungen Leuten, wenn sie Stress zu Hause haben, nur empfehlen, Kampfsport zu machen. Es hilft nichts, sich in den Alkoholismus oder Drogen oder so zu stürzen, das bringt gar nichts, da wacht man am nächsten Tag auf und die Probleme werden größer.“
Auch wenn bei den Interviews nicht explizit nach Drogen und Drogenmissbrauch gefragt wurde, so sprachen die Befragten dieses Thema oft selbst an.

Es ist festzustellen, dass der Gebrauch von Drogen (legale und illegale) durch den Kampfsport zumindest in einem gewissen Maße reduziert wird, wenngleich sie nicht ganz aus dem Leben verbannt werden.

3.3.4 Der Meister – Kumpel, Mentor, Nebenvater?

Der Trainer, in den meisten Kampfsportarten Meister genannt, scheint für alle Befragten einen relativ hohen Stellenwert einzunehmen. Er wird von allen Männern als ehrenwerte Person geschildert. In der Regel wird der Meister als Person wahrgenommen, die sehr geschätzt und respektiert wird, eine faszinierende Person, die viele positive Eigenschaften in sich vereinigt. So wurde bei den Interviews die Meinung geäußert, dass die Gesellschaft solche Menschen wie den Trainer brauchen würde und dieser sogar zu einem richtigen Idol geworden sei. Ein Idol, das nicht nur wegen seiner charakterlichen Eigenschaften so hoch geschätzt werde, sondern auch wegen seiner körperlichen Fitness und seiner kämpferischen Überlegenheit. Darüber hinaus wird der Trainer in allen Interviews als guter Freund bezeichnet, als richtiger Kumpel und Vertrauensperson. Besonders die Tatsache, dass der Trainer seine Schüler, also die Befragten, lobt, scheint bei den Männern großen Eindruck zu hinterlassen. In einem Interview wurde der Trainer als „richtige Vaterfigur" beschrieben. Nach dem durchgeführten Interview bezeichnete der Befragte den Trainer sogar als eine Art Psychiater, mit dem man über alle Problemen reden könne.
Die Beziehung zum Trainer scheint also bei allen befragten Männern eine ganz spezielle und überaus wichtige zu sein. Der Trainer ist nicht nur ein Lehrer, der anderen sein Wissen vermittelt, sondern vor allem eine Schlüsselfigur bei der männlichen Sozialisation im Kampfsportverein. Er scheint nicht nur für die körperliche Seite des Trainings zuständig zu sein, sondern auch ein geistiger Mentor, der seinen Schülern Halt gibt, von dem sie ernst genommen und gelobt werden.

Der Trainer ist auch deshalb eine Schlüsselfigur, weil er Zugang zum Wesen der Männer hat. Er kann ihnen das bieten, was die Arbeitswelt den Männern oft versagt. Wenn sie in ihrem Arbeitsalltag kritisiert und nicht ernst genommen werden, so kann der Trainer sie wieder aufbauen, motivieren

und ihnen mit Lob und Zustimmung zu besonderen Erfolgsmomenten verhelfen.
Andreas Gößling spricht von „Nebenvätern“ oder „Fördervätern“, also von Männern, die neben dem biologischen Vater in gewisser Weise an der Erziehung teilnehmen und als geistige Mentoren im männlichen Sozialisationsprozess eine große Rolle spielen. Er behauptet, dass der leibliche Vater spätestens mit Beendigung der Grundschule für seinen Sohn an Bedeutung verliert und andere männliche Bezugspersonen immer weiter in den Fokus der jungen Männer rücken (Gößling 2008, S. 120).
In der Tat ist der Trainer eine selbst gewählte Bezugsperson, ein Mentor, der aufgrund seiner eigenen Leidenschaft und Hingabe für eine Sache, in diesem Fall für den Kampfsport, Jugendliche oder junge Erwachsene motivieren und ihnen als positives Vorbild für einen „echten Mann“ dienen kann.

Exkurs: Der Meister der Teezeremonie – ein japanisches Märchen

Es war einmal ein Meister der japanischen Teezeremonie aus der Provinz Tasa. Ein Mann mit großer meditativer und spiritueller Vollkommenheit, aber keinerlei Fähigkeit im Kämpfen. Dieser Mann beleidigte aus Versehen einen hochrangigen Samurai und wurde zum Duell herausgefordert. Er ging daraufhin zum örtlichen Zen-Meister und fragte um Rat. Dieser sagte ihm, dass er wenig Chancen habe, das Gefecht zu überleben, dass er sich aber einen ehrenhaften Tod sichern könne, wenn er den Kampf angehen würde wie das förmliche Ritual der Teezeremonie. Er solle seine Gedanken sammeln und dem kleinlichen Geschnatter der Gedanken an Leben und Tod keine Aufmerksamkeit schenken. Er solle geradeheraus das Schwert ergreifen wie den Löffel in der Teezeremonie: Und mit derselben Ruhe und Konzentration, mit der er das kochende Wasser über den Tee gösse, solle er vorwärts schreiten und seine Gegner mit einem Schlage niederstrecken.
Der Meister der Teezeremonie bereitete sich entsprechend vor und entsagte aller Angst vor dem Tod. Als er am Morgen des Duells kam und der Samurai der völligen Gelassenheit und Furchtlosigkeit seines Gegners begegnete, war der so erschüttert, dass er sogleich um Vergebung bat und den Kampf absagte. (Marks 1993, S. 94)

3.3.5 Das Idol und der Trainer

Bei genauerer Betrachtung scheinen zwei Vorbilder ineinanderzugreifen: das Idol und der Trainer. Zu diesen Personen haben alle Befragten sehr ähnliche Meinungen. Auffallend häufig benutzten sie die gleichen Redewendungen. Das Idol und der Trainer sind in der Regel Männer. Beide haben sogar eine gewisse Ähnlichkeit in ihrem Wesen, in ihren Haltungen oder Einstellungen. Vergleicht man zum Beispiel Bruce Lee und irgendeinen Trainer, so stellt man fest, dass beide Kampfsport betreiben, sehr häufig trainieren, körperlich fit sind und zumindest eine Kampfsportschule besitzen. Diese Liste lässt sich beliebig erweitern, in einigen Fällen mehr, in andern weniger.

Trotzdem gibt es einen entscheidenden Unterschied zwischen dem Idol und dem Trainer. Das Idol ist in der Regel keine greifbare Person, sondern ein durch die Medien vermitteltes Idealbild. Geht man zum Beispiel von Bruce Lee als Idol von Männlichkeit aus, so interpretieren die Befragten sehr viel in seine Auftritte oder Filme, da sie ihn nie gesehen, geschweige denn gesprochen haben.

Beim Trainer hingegen sieht die Situation anders aus. Der Trainer ist eine für die Befragten reale und greifbare Person. Sie können diese Person einige Male in der Woche beim Training beobachten, ansprechen und notfalls sogar anrufen. Die Kampfsport-Schüler bekommen durch den Trainer ein sehr viel realeres Bild von Männlichkeit vermittelt als durch die Medien.

Der Trainer kann im direkten Gespräch medial vermittelte Männlichkeitsklischees ausräumen. Er ist in der Regel ein erwachsener Mann, der in einer entspannten Atmosphäre die Möglichkeit hat, von bisherigen Erlebnissen zu erzählen, von Situationen, in denen er seine Männlichkeit unter Beweis stellen musste. Die Jugendlichen bzw. jungen Männer sind dadurch nicht mehr auf übertriebene Männlichkeitsbilder aus den Medien angewiesen. Sie haben ein gutes Beispiel für Männlichkeit direkt vor sich. Im Trainer wird auch das Idol widergespiegelt, allerdings auf eine greifbarere Weise. Der Trainer wird zum „Nebenvater“, zu einem selbst gewählten männlichen Bezugspunkt. Er ist kein unvollständiges und diffuses Leitbild übersteigerter Männlichkeit.

3.3.6 Männlichkeitsräume

In den Interviews wurde des Weiteren gefragt, ob die Tatsache, dass in den Kampfsportvereinen fast ausschließlich Männer trainieren, eine Rolle für die Befragten spielt. Auf diese Weise sollte festgestellt werden, ob das Kampfsporttraining ein männlicher Schutzraum ist, ein Raum, in dem die Männer sich in ihren Verhaltensweisen ausleben können. Die Annahme besteht darin, dass ein Männlichkeitsraum dazu beitragen kann, mann-männliche Sozialisation zu fördern, die im Elternhaus oder in der Schule oft ausbleibt.

Die Frage nach dem Männlichkeitsraum wurde von den meisten Befragten sehr unsicher und zögerlich beantwortet. Es schien, als gingen die Männer davon aus, ihnen würde unterstellt, sie wollten bewusst eine Geschlechtertrennung durchführen, die einen Ausschluss der Frauen impliziert. Deshalb wurde die Eingangsfrage „Welche Bedeutung hat die Tatsache für dich, dass überwiegend Männer im Verein tätig sind?“ oft umgangen.

Einige Männer behaupteten, dass natürlich auch Frauen der Zugang zum Kampfsport offen stehen würde und dieser Sport für sie keine ausschließlich männliche Domäne sei. Die Männer wurden deshalb zusätzlich gefragt, ob sich an ihrer Einstellung zum Kampfsport etwas ändern würde, wenn mehr Frauen am Training teilnehmen würden bzw. ob sich die Atmosphäre grundlegend ändern würde.

Die Antworten liefen darauf hinaus, dass sich die Atmosphäre durch einen höheren Frauenanteil doch erheblich verändern würde. Die Erklärungen bezogen sich vor allem auf folgende Punkte:

Frauen würden – verstärkt durch enge, figurbetonte Kleidung – Reize auf Männer ausüben, die sie vom Training ablenken würden. Frauen würden die Männer so aus dem Konzept bringen, dass sie sich nicht mehr voll und ganz auf das Training konzentrieren könnten.

Die Männer würden – ausgelöst durch die Anwesenheit von Frauen – in ein gewisses Konkurrenzdenken verfallen, weil in jedem Mann ein „Alphatier“ stecke.

Frauen würden die männliche Kommunikation mit ihren maskulinen Redeweisen in gewisser Hinsicht verhindern. Man müsste nicht nur die Ausdrucksformen, sondern auch die Themen den Frauen anpassen.

Mit Frauen müsste man beim Training oder auch beim Kämpfen sorgsamer umgehen. Man dürfte sie nicht so hart schlagen und müsste vorsichtiger trainieren.
Es gibt bei den Männern Hemmschwellen, Frauen zu berühren.
Beim Training unter Männern herrscht eine andere Atmosphäre, eine gewisse Freiheit, in der man sich natürlicher verhalten könnte.
Die Befragten gaben aber an, dass sie, um sich ein besseres Urteil bilden zu können, die Situation erst erleben müssten. Die Männer waren sich nicht sicher, was sich bei einem höheren Frauenanteil genau ändern würde. Es erschien ihnen „halt irgendwie komisch, irgendwie anders".
Ein Befragter, der seine Lebensgefährtin beim Kampfsporttraining kennengelernt hatte, bemerkte, dass diese Situation für ihn sehr schwierig gewesen sei. Er hätte ein Problem damit gehabt, eine Frau zu schlagen, die er attraktiv fand. Und genau um das Kämpfen ginge es ja bei den meisten Kampfsportarten. Er schildert die Situation wie folgt:

> Abgesehen davon, ob ich mich jetzt in sie verknallt hätte oder einfach eine andere attraktive Frau vor mir hätte […] Das ist ein bisschen komisch, wenn du auf einmal musst, also gezwungen bist, eine andere Frau anzufassen. Es ist ja nicht so, dass wir da tanzen oder die Hände dalassen, wo sie hingehören, sondern beim Kampfsport bemüht man sich um Stellen, wo man sonst ja bei einer Frau nicht hingreifen würde. Und wenn ich sie so berühre, dann denke ich mir, würde ich sie gerne anders berühren.

Ein anderer Befragter gibt an, es würde absolut keinen Unterschied machen, wenn mehr Frauen in der Turnhalle trainieren würden. Er meint, es käme nur auf die Konzentration an, auf das Training, aber nicht auf das Geschlecht der Teilnehmer. Allerdings sagt er auch, dass es eine schwierige Frage sei, die er nur zögernd beantworten würde.
Neben der Frage nach den Männlichkeitsräumen wurde von einigen Befragten auch eine Unterscheidung der Frauen vorgenommen. Es kam heraus, dass es in den Augen der Befragten auch Frauen gibt, die durch ihr Verhalten nicht in das vorherrschende Konzept von Weiblichkeit passen und somit beim Training keinen Störfaktor darstellen würden. Hier wurde unter

anderem Regina Halmich genannt, eine ehemalige deutsche Boxweltmeisterin, aber auch eine Mutter, die regelmäßig beim Training auftaucht und als „locker und sympathisch“ beschrieben wird.
Alles in allem scheint Kampfsport für die Befragten ein Männlichkeitsraum zu sein, in dem sie sich leichter als Mann verorten können und sich in ihrer Geschlechtsidentität sicher fühlen. Sie sind der Auffassung, dass es die Atmosphäre nachteilig verändern würde, wenn der Anteil der Frauen beim Kampfsporttraining höher wäre. Frauen werden hierbei aus den bereits genannten Gründen als Störfaktor empfunden. Auch wenn sie Frauen nicht vorsätzlich vom Training ausschließen möchten, sind die Männer scheinbar doch ganz zufrieden damit, dass der Großteil der Kampfsportler männlich ist und sie diesen Schonraum für sich beanspruchen können.

3.3.7 Der Kampf

Des Weiteren wurde gefragt, welche Bedeutung die Befragten dem Kämpfen beimessen, nach der generellen Bedeutung von Kampf sowie nach dem Gefühl nach dem Kampf. Alle Befragten messen dem Kampf als Teil des Kampfsports, aber auch darüber hinaus, eine besonders große Bedeutung zu. Die Aussagen zu diesem Komplex werden in den folgenden Stichpunkten zusammengefasst:

- Kampf war der primäre Grund, diesen Sport zu ergreifen.
- Kampf als Möglichkeit Frustration, Ärger und Sorgen herauszulassen.
- Kämpfen tut der Psyche gut.
- Nur aus dem Kampf kann man lernen – Anwenden von bereits Gelerntem, Fehler machen, analysieren und verbessern.
- Das sich Messen mit anderen ist ein Ansporn für das regelmäßige Training.
- Kampf ist Fitnesstraining.
- Kampf hat einen meditativen Faktor.
- Kampf als Simulation für mögliche Situationen auf der Straße.
- Kampf als Voraussetzung, den nächst höheren Gürtel zu erreichen (Karate).
- Kampf heißt, sich selbst auf die Probe zu stellen, sich selbst herauszufordern.

- Kampf ist eine Lebensphilosophie.
- Kampf als Mittel, der Unterdrückung zu entkommen, kein Opfer zu sein.
- Kampf als Mittel, gegen seine eigenen Ängste anzutreten.
- Kampf als Mittel, seine Fähigkeiten zu perfektionieren.

Alle Befragten betonen, dass es bei einem Kampf zwar eine Rolle spielt, wer gewonnen oder verloren hat, aber eine Niederlage würde in der Regel nicht dramatisch aufgefasst, sondern böte vielmehr Anlass, daraus zu lernen. Alle erklären, dass man im Leben auch ein guter Verlierer sein müsse und eine Niederlage einem oft mehr helfen würde als der Sieg.
Der Wettkampf mit anderen nimmt also einen besonderen Stellenwert bei den Männern ein und darf zu Recht als männliches Bewältigungsinstrument bezeichnet werden. Es wurde hervorgehoben, dass Kämpfen für die Männer nicht nur eine Form von körperlicher Gewalt darstellt, sondern vor allem auch einen meditativen Stellenwert hat. Das bedeutet, dass man beim Kämpfen versucht, die Gedanken soweit es geht einzuschränken. Weder Vergangenes noch Zukünftiges spielt mehr eine Rolle. Alles was zählt, ist der kurze Moment. Noch besser ist es, wenn man in der Lage ist, die Gedanken ganz auszuschalten und die Reaktionen auf einen Angriff des Gegners aus seinem Muskelgedächtnis abzurufen und nicht aus dem mentalen Bereich. Von diesem Standpunkt aus kann Kampf in der Tat als meditativ bezeichnet werden. Ein Befragter erklärte:

> Il combattimento di per se è una situazione in cui ti costringi a vivere qui e ora. Io non posso pensare a cosa possa succedere fra 1 minuto, fra 30 secondi, fra 20 secondi, fra 10 secondi. Io devo pensare a che cazzo succede adesso, se no prendo un pugno in faccia, una bastonata. Nel senso ho bisogno di rimanere concentrato sul attimo presente. Tant'è che te ne rendi anche conto, quando combatti male, è perché stai pensando troppo.

Kampf ist also mehr als eine Philosophie, es ist ein martialischer Akt der Zerstörung. Nur aus dem Kampf kann man lernen, nur durch den Kampf kann man zu sich finden. So ist der Kampf auch ein identitätsstiftendes Mittel, das in erster Linie dazu dient, mit den eigenen Schwächen und Unsi-

cherheiten umzugehen, sie zu kompensieren und sinngebend zu kanalisieren.

3.3.8 Männlichkeit – Was ist das?

Die Antworten auf die Frage, was einen Mann ausmacht bzw. wie ein echter Mann zu beschreiben wäre, sind recht kurz ausgefallen. Die Verunsicherung etwas Falsches zu sagen, war bei den befragten Männern groß und könnte möglicherweise dazu geführt haben, dass einige Aussagen nicht unbedingt die persönliche Meinung wiedergeben, sondern sich am Mainstream orientieren:

- Ein Mann ist selbstbewusst.
- Ein Mann muss über gewissen Dingen stehen.
- Ein Mann sollte nicht jammern.
- Ein Mann muss sich vorbildlich benehmen.
- Ein Mann hat den Beschützerinstinkt.
- Ein Mann muss Entscheidungen treffen.
- Ein Mann muss seiner Partnerin Geborgenheit bieten können.
- Ein Mann darf auch Gefühle zeigen, darf auch mal weinen. Ein Mann muss nicht immer stark sein.
- Ein Mann behält einen klaren Kopf, auch in extremen Situationen.
- Ein Mann sollte nicht zu emotional werden, sondern objektiv bleiben und die Kontrolle behalten.
- Ein Mann meistert sein Leben aus eigener Kraft, er ordnet sich nicht unter.
- Ein Mann übernimmt Verantwortung.
- Ein Mann ist einfach er selbst und verstellt sich nicht.
- Ein Mann tritt Problemen entgegen und läuft nicht weg.
- Ein Mann respektiert seine Mitmenschen und wird respektiert. Wenn man respektiert wird, heißt das, man handelt richtig.
- Ein Mann läuft nicht vor Herausforderungen weg.
- Ein Mann lebt in Freiheit, er weiß sich diese zu verdienen und damit verantwortungsvoll umzugehen.
- Ein Mann ist kohärent. Das, was er denkt, soll auch das sein, was er sagt und tut.

Für die Befragten hat Männlichkeit also vor allem etwas mit Stärke, Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit zu tun, aber auch mit Pflichten. Der Mann sieht sich selbst als Beschützer, der Verantwortung übernimmt, für andere sorgt und jede Situationen meistert. Nur einer der Befragten betont die Seite des Mannes, die ihn als emotionales und verletzliches Wesen zeigt: Der Mann, der auch einmal weinen kann, der Gefühle zulässt, ist nicht weniger Mann als der harte Rambo.

3.3.9 Männer im Spannungsfeld zwischen dem „neuen Mann“ und „Rambo“

Die Antworten auf die Frage „Bei Frauenumfragen kommt immer wieder heraus, dass Frauen sich einen Mann wünschen, der zu Hause mithilft und zugleich einen Mann, der ‚Eier‘ hat. Was meinst du dazu?“ sollten erklären, wie die jungen Männer die Diskrepanz der Erwartungen, bezogen auf ihre eigene Männlichkeit, empfinden. Die häufigste Antwort lautete, Frauen wüssten generell nicht, was sie wollten und Männer würden diese niemals verstehen. Einige der Befragten gaben an, dass Frauen Männer bräuchten, die beide Seiten vereinten, also einerseits den einfühlsamen und andererseits den kämpferischen Mann. Beide Seiten seien wichtig und würden sich ergänzen.

Alles in allem kann man bei den befragten Männern eine allumfassende Unsicherheit feststellen, wie sie sich in Bezug auf ihre Männlichkeit gegenüber Frauen verhalten sollten. Die Erwartungen bzw. die Rolle, die sie als Mann in einer Partnerschaft einnehmen sollen, erscheinen ihnen diffus. Hinter allem steht auch die Angst, dass einem die Männlichkeit abgesprochen wird, wenn man Gefühle zulässt. Die Angst, nicht mehr als Mann zu gelten. Die Befragten vertreten die Ansicht, dass Frauen letzten Endes doch immer einen „richtigen Mann“ wollen würden, einen, der hart ist und „die Hosen anhat“.

Es wird deutlich, wie schwierig es für Männer ist, alten männlichen Rollenbildern zu entkommen und sich als „neuer Mann“ eine individuellere männliche Identität anzueignen. Ob die Mehrheit der Frauen wirklich einen „richtigen Mann“ will oder nicht, ist an dieser Stelle nicht von Belang. Vielmehr sollte man sich fragen, weshalb Männer diese Vorstellungen von

Frauen haben und warum sie denken, dass man von ihnen ein bestimmtes Verhalten erwartet?

Sehr unterschiedliche Antworten gab es auf die Frage „Warum verhalten sich viele Jungs in der Schule wie die größten Machos, sind aber beim Kampfsporttraining sehr respektvoll und lernbereit?". Als mögliche Gründe für dieses unterschiedliche Verhalten von Jungen in den verschiedenen Räumen wurden genannt:
Es werden ihnen klar definierte Grenzen gesetzt.
Beim Kampfsport gibt es Stärkere bzw. technisch überlegenere Männer, die den Jungen die eigenen körperlichen Grenzen und Fähigkeiten aufzeigen.
Sie erfahren Disziplin und Ordnung, die sie sonst nicht kennen.
Sie müssen sich der Autorität des Meisters unterordnen.
Jungen sehen zum ersten Mal, wie verletzlich der menschliche Körper ist. Das bleibt ihnen im Unterbewusstsein.
Im Gegensatz zu ihrem Alltag lernen die Jungen beim Kampfsport, dass sie nicht die Stärksten sind, sondern noch viel lernen müssen.
Vor allem wird immer wieder der Aspekt der körperlichen Unterlegenheit der Jungen beim Kampfsport betont. Wenn sie sich zum Beispiel in der Schule als Anführer aufspielen und vielleicht sogar Mitschüler mobben, dann drücken sie damit ihre Überlegenheit aus. Nach dem Abspaltungsmodell von Böhnisch (2010) ist diese Argumentation nachvollziehbar. Die eigenen Schwächen, wie zum Beispiel schlechte schulische Leistungen oder Stress in der Familie, werden abgespalten und auf „Schwächere" oder marginalisierte Gruppen projiziert.
Wenn diese Jungen aber zum Kampfsport kommen, funktioniert dieses Abspaltungsmodell für sie nicht mehr. Plötzlich sind sie in einer Position, in der sie nicht mehr die Starken sind, die durch körperliche Gewalt eine Situation unter Kontrolle bringen können. In der Regel sind die älteren oder zumindest diejenigen, die schon länger Kampfsport betreiben, ihnen überlegen. Die „Schwächeren" sind dann nicht mehr die andern, sondern sie selbst. Aus dieser Position heraus erfolgt bei den Jungen ein Umdenken, das einer der Befragten als *calm-down-effect* beschreibt. Die Jungen werden ruhiger, sie nehmen Dinge gelassener. Denn das bislang für sie so erfolgreiche

Modell der Projektion von Hilflosigkeit auf andere wurde an dieser Stelle ausgehebelt. Sie müssen sich zwangsläufig andere Methoden der Bewältigung aneignen. Gewalt als Bewältigung verliert an Bedeutung. Sie ist kein universelles Konzept mehr, an dem die Jungen weiterhin festhalten können.
Der Kampfsport kann also gerade die Jungen, die sich oft devianter Bewältigungsstrategien bedienen, dazu bringen, ihre Handlungsressourcen auszubauen, neue Mittel der Konfliktlösung zu suchen und ihre Bewältigungsmethoden zu überdenken. Obwohl es beim Kampfsport im engeren Sinne um Kampf geht, hat er doch gleichzeitig eine gewaltpräventive Funktion.
Hier sind sich alle Befragten einig: Kampfsport scheint einen positiven Effekt auf Jungen zu haben. Einige der Befragten hatten eine ganz konkrete Person im Kopf, andere hielten die Antworten eher allgemein. Zu den positiven Auswirkungen von Kampfsport auf Jungen zählten sie:

- gesteigertes Selbstbewusstsein
- Befreiung aus der Opferrolle
- mehr Ruhe und Gelassenheit
- mehr Selbstvertrauen
- ein positives Bild von Männlichkeit
- mehr Körperbewusstsein
- bessere Selbstkontrolle
- Sicherheit
- Gewinn an Stärke, Geschicklichkeit und Schnelligkeit
- Anerkennung

Es wurde nicht eine einzige negative Auswirkung des Kampfsports auf Jungen genannt. Es gab keine Bedenken, dass Kampfsport die Gewaltbereitschaft fördern würde. Ganz im Gegenteil: Dem Kampfsport wurde ein eher beruhigender und entspannender Effekt auf die Jungen attestiert. Sie seien sich über ihre eigenen Fähigkeiten bewusst und könnten sich sicherer in ihrem Alltag bewegen.

3.4 Südtiroler Schützen / Lisa Marie Tappeiner

Im Rahmen einer Abschlussarbeit an der Freien Universität Bozen wurden sechs männliche Jugendliche interviewt, die bei den Südtiroler Schützen aktiv sind. Die Interviewten waren zwischen 18 und 21 Jahren alt und schon fünf bis zehn Jahre im Verein tätig. Die Jugendlichen wurden – immer zu zweit –mithilfe eines Leitfadens interviewt. Die Schwerpunkte der Fragestellungen handelten von der Motivation bei den Schützen zu sein, der Begeisterung für einzelne Aktivitäten und ihrer Einstellung zu Italienern. Zudem ging es um ihre Vorstellungen von den Schützen und deren Werten, der Rolle der Frau und den Ritualen der Schützen. Ein weiterer Fragenblock beschäftigte sich mit dem Männlichkeitsbild der Interviewten.

Jungen lösen sich im Gegensatz zu Mädchen früher von der Geborgenheit und Nähe der Mutter, um durch Orientierung an männlichen Vorbildern ihre männliche Geschlechteridentität zu entwickeln. Während der Pubertät werden Jungen immer wieder mit der Frage konfrontiert, wie ein „richtiger" Mann sein soll. Die frühkindliche männliche Geschlechteridentität ist durch die Ablösung von der Mutter geprägt und vom Verlangen nach einer männlichen Bezugsperson, nach einem Vater. Jungen finden jedoch nur selten Identifikationsmöglichkeiten, die wichtig sind, um Stärken und Schwächen gleichermaßen verinnerlichen zu können. Berufsbedingt sind Väter oft räumlich abwesend und wenn sie zu Hause sind, überlassen sie die Beziehungsarbeit oftmals den Müttern, sodass Jungen ein „einseitiges Vaterbild" erhalten (Böhnisch, 2013, S. 92). Dieses „einseitige Vaterbild" ist durch Stärke und Autorität gekennzeichnet und wird mit zunehmendem Alter durch die Medien verfestigt.

Jugendliche müssen sich heute schon im Jugendalter mit sozialen Problemen beschäftigen, mit Zukunftsängsten, Generationskonflikten und Ausgrenzung. Diesen Herausforderungen begegneten frühere Generationen erst im Erwachsenenalter. Auch Erwachsene müssen sich Herausforderungen und Problemen stellen, die sie glaubten, längst hinter sich gelassen zu haben. Durch die veränderte Gesellschaft findet ein Wandel der Strukturen statt, den Lothar Böhnisch als „Entgrenzung" beschreibt (Böhnisch, 2004, S. 51).

Auch in der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung hat sich etwas verändert. Arbeit, Freizeit und Familie gehen ineinander über und beeinflussen somit die Entwicklung der Männlichkeit. Während sich Männer immer mehr in der Familie öffnen, sich in das Familienleben integrieren, nimmt der Anspruch der Arbeitswelt zu, immer häufiger werden hier Unabhängigkeit und Flexibilität vorausgesetzt. Die sich verändernde Gesellschaft verlangt nach neuen Bewältigungsmustern; alte, erlernte Bewältigungsstrategien müssen abgeändert werden. „Die stetige und gleichzeitig wechselnde Suche nach situativer und biografischer Handlungsfähigkeit prägt die soziale Wirklichkeit des Lebenslaufes." (Böhnisch, 2004, S. 52)
In unserer Gesellschaft zu leben, heißt für Jugendliche, Entscheidungsfreiheit zu besitzen (vgl. Vogelgesang, 2001). So viele Freiheiten und Möglichkeiten wirken sich nicht nur positiv aus. Jugendliche müssen mit der Unsicherheit leben, ob sie wohl die richtige Entscheidung getroffen haben und ob sie mit den Folgen der Entscheidung leben können. Theoretisch haben alle Jugendlichen die gleichen Chancen, realistisch gesehen müssen viele Jugendliche damit fertig werden, keine befriedigende Lösung ihrer eigenen Lebensplanung zu finden und mit nicht realisierbaren Möglichkeiten zufrieden zu sein. Auch in Südtirol hat sich der Arbeitsmarkt verändert. Nach einer guten Ausbildung ist es heute nicht mehr selbstverständlich, einen unbefristeten Vertrag zu bekommen. Befristete Arbeitsverträge, Praktika und Zeiten der Sucharbeitslosigkeit führen qualifizierte, gut ausgebildete Südtiroler nicht zu erwünschten unbefristeten Verträgen.
Besonders auf dem Land lebende Jugendliche befinden sich im Zwiespalt zwischen Tradition und Moderne. Sie fühlen sich dem Dorf gegenüber verbunden, leben die Traditionen und Bräuche und fühlen sich den Vereinen gegenüber verpflichtet. Auf der anderen Seite steht die Moderne mit all ihren Entfaltungsmöglichkeiten. Sich in die moderne Welt einzubetten, die gewohnten Traditionen aber trotzdem ausleben zu können, empfinden viele Jugendliche auf dem Land als besondere Herausforderung (Vogelgesang, 2001).

Die Wurzeln des Schützenwesens gehen bis ins Spätmittelalter zurück, das durch die Gründung Tirols und die Städtebildung (12. bis Anfang

14. Jahrhundert) gekennzeichnet ist. Militärische Einsätze wurden in dieser Zeit durch die Feudalverfassung geregelt. Es wurde zwischen Kriegsdienst und Landesverteidigung im Inneren des Landes unterschieden. Aufgrund der Verteidigungspflicht organisierte sich eine Gruppe von Untertanen, d. h. die Bürger der Stadt. Die Bürger sorgten für die Sicherheit in den Städten, kümmerten sich um die Erhaltung der Ringmauern und die Instandhaltung anderer Bauten. Neben der baulichen Herausforderung waren alle Einwohner der Städte zum Wachdienst und zu militärischer Bereitschaft verpflichtet. Die Verteidigung der jeweiligen Stadt war die Hauptaufgabe der Bürgerschaft, gelegentlich wurden sie aber auch zur Verteidigung der Landesgrenzen eingesetzt. In diesen Bürgerschaften liegen die Wurzeln des Tiroler Schützenwesens.

Der Südtiroler Schützenbund ist eine Organisation, die ihre Aufgabe darin sieht „die Heimat und die Identität des Tiroler Volkes gegen innere und gegen äußere Feinde und Bedrohungen zu schützen und diese Tiroler Identität, angepasst an die moderne Zeit, der Jugend weiterzuvererben" (Südtiroler Schützenbund [SSB], n.d.).

Früher hatten die Schützen die Aufgabe, ihr Land – bewaffnet –gegen militärische Feinde, die die Freiheit des „Erbkronlandes Tirol" bedrohten, zu verteidigen. Heute hingegen steht die Verteidigung der Tiroler Identität an höchster Stelle. Identität beschreibt der Südtiroler Schützenverband als „Sprache, Kultur, Sitte, Brauch, Rechtsempfinden, Glauben, Wertesysteme und allgemeine Verhaltensnormen von Menschen eines bestimmten Raumes. Identität ist also die Summe der Charaktereigenschaften, die generationenübergreifend die Menschen in einem bestimmten Gebiet geprägt haben und ihnen ein unverwechselbares Gesicht verleihen" (SSB, n.d.).

Die Schützen bezeichnen sich als „aktive Heimatschützer" (SSB, n.d.). Sie verfolgen vor allem folgende drei Aufgaben:

Gesellschaftspolitische (volkstumspolitische) Aufgaben: Sie gehören keiner Partei an. Die Organisation macht es sich aber zur Aufgabe, als „politisches Gewissen" im Lande zu fungieren und auf Bedrohungen der Südtiroler Identität aufmerksam und dagegen mobil zu machen.

Kulturelle Aufgaben: Ihnen liegen die Trachten, die Denkmalrenovierung und Brauchtumserhaltung am Herzen.

Gesellschaftlich-soziale (solidarische) Aufgaben: Die Nachbarschaftshilfe und Mitgestaltung in Gemeinden ist ein weiterer wichtiger Punkt, den sich der Schützenverband zur Aufgabe gemacht hat.
Die Ziele – die Freude an der Traditionspflege und die Bereitschaft, sich für die Heimat einzusetzen – verbinden die Schützen mit Gleichgesinnten in Tirol und Bayern. Jedes Vereinsmitglied findet in der Gemeinschaft seinen Platz und seine Aufgabe.
Im Südtiroler Schützenbund waren im Jahr 2012 140 Mitgliedskompanien und drei Schützenkapellen eingetragen. Insgesamt zählt der Schützenbund über 6000 Mitglieder. Das Durchschnittsalter der aktiven Mitglieder im Südtiroler Schützenbund liegt bei 39 Jahren.
Jungschützen und Jungmarketenderinnen sind eine selbstständige Gemeinschaft im Südtiroler Schützenbund in der Mädchen und Jungen bis zum vollendeten 16. Lebensjahr Mitglied sind. Ab dem 16. Lebensjahr kann ein Jungschütze in die Schützenkompanie aufgenommen werden.
Marketenderinnen, die weiblichen Mitglieder des Schützenbundes, marschieren in der ersten Reihe neben dem Hauptmann und übernehmen oftmals Aufgaben wie die Pflege der Trachten, Bildstöcke und Wegkreuze (vgl. SSB, n.d.).

3.4.1 Die Sicht der jungen Schützen

In den Interviews erzählen die Jugendlichen sehr gerne von ihren positiven Erlebnissen bei den Schützen. Diese Erlebnisse sind mit Aktionen, Reisen und Aktivitäten im Rahmen traditioneller Aufmärsche, Prozessionen und Ähnlichem verbunden. Die Jugendlichen beziehen sich vor allem auf die Gemeinschaft, die sie dabei erleben, die Freude und oft auch Stolz bereitet. Das gemeinsame Unterwegssein, die Prozessionen und der Zusammenhalt über die Altersgruppen hinweg werden immer wieder genannte. So meinte ein Jugendlicher:

> Mir gefällt es sehr gut, weil der Zusammenhalt sehr groß ist. Wir halten im Verein alle zusammen und unternehmen viel. Wir gehen manchmal auf den Berg oder machen im Sommer ein Hüttenlager. Und natürlich feiern wir dort ein wenig. Wir unternehmen auch andere Dinge, zum Beispiel die Pflege der Traditionen wie

> Herz-Jesu-Feuer oder das Scheibenschlagen. Wir Jungschützen machen auch immer das Maibaumfest.

Und ein anderer Jugendlicher meint: „Ja, wenn du die Kollegen hast, ist das schon eine gute Sache. Als Kind ist das natürlich noch besser. Wenn man da so mitmarschieren kann und einen alle anschauen. Natürlich ist es jetzt auch noch toll. Mit 16 kannst du die Prüfung machen und mit dem Gewehr mitgehen, das ist schon beeindruckend."
Besonders der Zusammenhalt über die Altersgruppen hinweg wird von den Jugendlichen betont: „Da gibt es keinen Unterschied, das sind die Alten und das sind die Jungen. Da reden wir mit den Alten gleich wie mit den Jungen und haben mit allen denselben Spaß."
Ein anderer Jugendlicher beschreibt ebenfalls den Zusammenhalt, betont aber gleichzeitig, dass in dieser „Männergemeinschaft" auch sehr moderne Männer seien: „Bei den Schützen sind alle Gesellschaftsschichten vertreten. Ich marschiere neben einem Doktor, Bauern oder Lehrer oder egal, neben verschiedenen Leuten. Das sind jetzt nicht alles Männer mit einem langen Bart, wie man oft meint."
Einige berichten auch, dass sie schon als Kinder bei den Schützen waren und mit zehn Jahren an den Umzügen und Prozessionen teilnehmen konnten. Diese Erlebnisse waren für sie prägend und sind mit dem Stolz dabei sein zu können verbunden. So berichtet einer:

> Ich war ja erst zehn Jahre alt und hatte noch kein Gewehr, aber es ist ein super Gefühl, wenn man in der Tracht bei der Prozession mitmarschiert und alle einen anschauen und Fotos machen. Ich bin richtig stolz gewesen, die Tracht zu tragen und mitgehen zu können. Und wenn man sieht, dass sich alle darüber freuen, meine Eltern und besonders der Opa, das ist schon schön.

Besonders die Jugendlichen, die schon als Kinder bei den Schützen waren, wurden und werden von den Eltern bei dieser Tätigkeit unterstützt. Bei den Jugendlichen, die erst seit ein paar Jahren bei den Schützen sind, ist die Zustimmung der Eltern nicht immer so deutlich. Meist ist es ein Elternteil, das der Mitgliedschaft wohlwollender gegenübersteht bzw. sich darüber

sorgt, dass die Schützen eventuell zu radikal sein könnten. So erzählt ein Junge:

> Die Mutter hatte nichts dagegen, dass ich zu den Schützen gehe. Sie fand es eigentlich gut. Der Vater ist schon ein wenig skeptischer gewesen. Er macht sich immer Sorgen, dass man, wenn man bei den Schützen ist, ins rechte Eck gestellt wird. Der Verein hat seiner Meinung nach negative Seiten. Zum Beispiel hat er gemeint, dass man jetzt bei der Polizei sicher keine Vorteile hätte. Wir sind leidenschaftliche Jäger. Deshalb hat er Angst, dass sie mir, wenn ich in eine blöde Situation komme oder ein bisschen nach rechts tendiere, den Waffenschein nehmen. Diese Befürchtungen hat er noch immer und deswegen schaut er, dass es nicht zu extrem wird.

Im Großen und Ganzen werden die Jugendlichen aber von den Eltern unterstützt.
Die Traditionen und Rituale, die von den Schützen am Leben erhalten werden, werden von den Jugendlichen geteilt. Sie fühlen sich mit diesen Traditionen sehr verbunden. „Tradition und Rituale sind sicher der Grund, wieso ich bei den Schützen bin. Dass sie gepflegt werden, ist mir schon wichtig“, meint ein Jugendlicher. Und ein anderer betont:

> Mir selber ist die Pflege der Tradition am wichtigsten, wir kümmern uns darum, dass die Tradition nicht ausstirbt. Mir gefällt Südtirol und ich bin gern hier zu Hause. Aber was macht ein Land aus, wenn es keine Tradition hat? Dann wären andere Länder auch nur langweilig. Ich finde es wichtig, dass wir in Zukunft auf unser Land schauen. Wir müssen logischerweise aus den Fehlern unserer Vorfahren lernen.

Den Zusammenhalt und die Kameradschaft unter den Schützen beschreiben die Jugendlichen als das Element, das sie am meisten schätzen. „Ja, der Zusammenhalt und die Kameradschaft untereinander, dass jeder jedem hilft, und dass man bei Festen zusammensitzt und ein paar Bier trinkt. Zuerst kommt die Arbeit, also das Marschieren und Strammstehen, und dann kann gefeiert werden.“ Dabei betonen einige, dass dieser Zusammenhalt aus dem Alltag, den sie sonst erleben, besonders hervorsticht. „So einen Zusammen-

halt, wie es ihn früher gegeben hat, gibt es heute nicht mehr, weil alle nur auf sich schauen." Diese Aussage verweist auf eine Unsicherheit und auf das Gefühl, sich im Alltag ausgeliefert zu fühlen. Die Gemeinschaft der Schützen bietet den Jugendlichen dagegen ein Gefühl der Stärke und der Sicherheit. „Ja, ich empfinde immer ein bisschen Stolz, wenn wir die Fahne tragen und die Leute uns bewundern. Bei den Prozessionen, wenn die Musikkapelle spielt und die Marketenderinnen vorne marschieren, wenn die Leute klatschen und einen bewundern, da fühlt man sich irgendwie geehrt." Die Gemeinschaft, in der sich die Jugendlichen geborgen und beheimatet fühlen, beschreibt ein Jugendlicher so: „Wenn man es so sieht, ist das wie eine große Familie, die sich gegenseitig hilft." Die Gemeinschaft entsteht durch die gemeinsamen Aktivitäten, das heißt, durch die Aufgaben, die die Schützen im Alltag erfüllen, und die Ausflüge, die sie miteinander unternehmen. So meint ein Jugendlicher: „Die Freiheitsmärsche in Bozen und Bruneck werden mit immer in Erinnerung bleiben, da war ich dabei. Dabei gewesen zu sein, ist schon ein super Gefühl. Fast Gänsehaut. Wenn man am Siegesdenkmal vorbeimarschiert und die Walschen uns anschreien." Das Gemeinschaftsgefühl wird noch dadurch verstärkt, dass es ein Gegenüber gibt, das ihnen als Gruppe nicht freundlich gesinnt ist und die Jugendlichen die Erfahrung machen, dass sie angefeindet werden. Der innere Zusammenhalt und die Gemeinschaft werden von den Jugendlichen als positives Gefühl erlebt und so benannt. Es bestärkt sie, sich in einer Gruppe von Männern gefährlichen Situationen auszusetzen und diese als Gemeinschaft zu meistern. Zudem beziehen sich die Jugendlichen immer auch auf die Reisen und Ausflüge, die sie unternehmen. Einige Jugendliche beschreiben dies auch als einzige Möglichkeit unterwegs zu sein und Erfahrungen im Ausland zu sammeln:

> Einmal die Ausflüge. Alle fünf Jahre fahren wir nach Salzburg, da haben wir eine Partnerschaft, nur unser Dorf, allein, seit 25 Jahren mit der Burschenschaft. Da war ich bis jetzt zweimal dabei und es ist immer interessant, wenn man sieht, wie es bei denen zugeht. Und in Wengen war ich jetzt schon zweimal. Da sieht man, wie es in anderen Orten zugeht und wie sie mit der Tradition umgehen.

Die Traditionen und die alljährlich wiederkehrenden Ereignisse, wie das Herz-Jesu-Feuer oder die Andreas-Hofer-Feier, beschreiben die Jugendlichen als sehr bedeutsam. Wichtig ist ihnen das „Heimatbewusstsein, die Tradition [zu] pflegen und [den] Väterglaube. Dass man bei den Prozessionen mitgeht wie zu Fronleichnam oder Herz Jesu und den Schwur erneuert, der Schwur ist das Herz-Jesu-Gelöbnis." Wie wichtig die Pflege der Tradition ist, beschreibt ein Jugendlicher so:

> Ja, auf jeden Fall ist ihnen der Erhalt des deutschen Volkstums wichtig. Die Traditionspflege, das heißt, dass jedes Jahr die Prozessionen gemacht werden und dass immer ein paar dabei sind bei den Herz-Jesu-Feuern, beim Scheibenschlagen und bei den Andreas-Hofer-Feiern; dass das immer gemacht wird. Und wie es bei uns jetzt ist. Wir setzen uns auch immer dafür ein, dass das Dorfleben nicht ausstirbt. Wie zu Martini, wenn wir Kirchtag haben. Wir haben kein Gasthaus mehr im Dorf, deshalb schauen wir, dass wir ein Discozelt für die Jungen haben und für die älteren Menschen machen wir etwas in der Turnhalle. Wir schauen, dass das Dorfleben nicht ausstirbt.

Immer wieder erzählen die Jugendlichen von der Wichtigkeit, die Traditionen zu pflegen, die Dorfgemeinschaft aufrechtzuerhalten und das zu erhalten, was die vorherigen Generationen aufgebaut haben.

> Für einen Tiroler ist der Glaube auch wichtig, das kommt noch aus früheren Zeiten. Wir schwören das weiter zu pflegen, wofür unsere Väter gekämpft haben und den Glauben auch weiter zu pflegen. Wir schwören unseren Glauben und die Tradition weiter zu pflegen. Für uns als Schützen sind die Werte wichtig. Also Tradition, Glaube und Väterglaube sind für die Schützen wichtig. Logisch setzen wir uns dafür ein.

Es wird immer wieder deutlich, wie sehr die Jugendlichen Halt und Zusammenhalt suchen. Vermutlich liegt dies an den Unsicherheiten, mit denen sie in der heutigen Welt konfrontiert werden und mit denen sie zurechtkommen müssen. Deshalb schätzen sie klare männlich konnotierte Werte, die Stärke und Sicherheit versprechen. So meint ein Jugendlicher: „Man soll verlässlich sein; das glaube ich, sollten alle Schützen sein. Und

auch Werte wie Pünktlichkeit und Tapferkeit sind wichtig. Das Wichtigste ist, glaube ich, dass man sich auf jeden verlassen kann, also Verlässlichkeit macht einen Schützen aus.“ Ein anderer Jugendlicher meint:

> Ja, beim Verein werden einem bestimmte Werte wie Pünktlichkeit, Disziplin, Tapferkeit und solche Dinge beigebracht, die mittlerweile nicht mehr selbstverständlich sind. Bei uns ist es so, dass man, auch wenn man bis vier oder fünf in der Nacht feiert, am nächsten Morgen trotzdem aufsteht und mit der Tracht in die Kirche geht; aber das ist auch, weil es mir wichtig ist. Man fühlt sich dazu verpflichtet, denn, wenn man am vorherigen Tag ausgehen kann, kann man auch bei der Ausrückung am nächsten Tag fit sein.

Sicherheit und Orientierung geben auch die klaren Hierarchien innerhalb des Vereins. Durch sie bekommen die Mitglieder die Möglichkeit, Verantwortung zu übernehmen. „Wenn man als Offizier aufsteigen möchte, muss man einen Offizierslehrgang machen, damit man richtig kommandieren kann und sich der Verantwortung auch bewusst wird.“ Ein Jugendlicher erklärt: „Und ein bisschen Führung brauchen die Menschen, denn nur so wie die Schafe herumlaufen ist auch nichts.“ Ein anderer ergänzt: „Ja, und es stärkt auch das Selbstbewusstsein, weil wenn man kommandieren kann, alle machen, was man sagt. Wenn sie es gut machen, dann hat man schon Freude und es ist eine Genugtuung, dass man seine Arbeit richtig gemacht hat.“
Dabei ist das Bild eines Schützen meist auch mit einem eindeutigen Männerbild verknüpft. Ein Schütze repräsentiert oftmals ein traditionelles Männerbild. Das beschränkt sich nicht auf die Werte, die ein Schütze vertritt, sondern bezieht auch das Verhalten und das äußere Erscheinungsbild mit ein. Dies wird besonders in zwei Dialogen deutlich in denen sich jeweils zwei Jugendliche über ihr Männerbild unterhalten.

Paul: „Einen Bart soll er haben. Er soll schon etwas groß sein, so ein Kleiner ist für mich jetzt nicht unbedingt ein Mann. Normale Größe und ein bisschen einen Bauch und ein paar Bier trinken können.“
Martin: „Ja, dass man nicht ganz mager ist, ein bisschen einen Bart hat, aber auch, dass man, wenn man in die Berge geht und einen schweren Rucksack

mithat, diesen auch hinauftragen kann. Dass man ein wenig Kondition hat und so weiter."
Paul: „Ja, dass er Tiere töten kann. Ich denke, ein Jäger ist für mich ein richtiger Mann. Er soll nicht so verweichlicht sein, am liebsten kein Fleisch essen und solche Dinge, wie man sie bei Städtern oft sieht. So etwas finde ich blöd."
Martin: „Und man soll sich überall ein wenig auskennen, ein wenig Allgemeinwissen haben."

Benjamin: „Das ist jetzt schwierig zu sagen. Für mich ist ein richtiger Mann auf jeden Fall einer, der auf seine Familie schauen kann, der sie ernähren kann. Für mich ist ein Mann einer, der stark ist und der sich auch wehren kann. Ich bin zwar nicht mehr so oft in Schlägereien verwickelt, aber wenn mir etwas oder jemand gegen den Strich geht, dann bekommt er auch eine aufs Maul. Ich denke, das ist sicher typisch Mann, weil Mädchen das nicht tun, die weinen bald mal und dann ist es gut."
Daniel: „Ich fühle mich jetzt schon als richtiger Mann, wenn ich mit der Tracht marschiere. Das ist schon männlich, kommt mir vor. Und natürlich auch, wenn man sich verteidigen kann, das gehört schon auch zu einem Mann dazu. Ich finde so Weicheier blöd, die wegen jeder Kleinigkeit ein Drama machen und nicht imstande sind, sich zu wehren. Was sich für einen Mann auch nicht gehört, kommt mir jetzt vor, ist Feigheit. Ein Mann soll schon zu dem stehen, was er tut."
Benjamin: „Ja, wenn ich mit der Tracht marschiere, die Marketenderinnen vor mir und hinter mir die Musik spielt, dann bin ich schon stolz, ein Mann zu sein."
Daniel: „Ja, wenn ich jemanden beschütze, entweder meine Kollegen oder wenn jemand meiner Freundin auf die Nerven geht, dann kommt schon der Mann in mir heraus. Und bei den handwerklichen Dingen. Meine Freundin hat es nicht geschafft, so einen Ikea-Schrank zusammenzubauen. Ich habe ihn dann alsbald mal zusammengestellt. Es ist jetzt nicht so, dass Frauen nicht handwerklich begabt sind, aber wenn mich ein Mädchen fragt, ob ich ihm helfen kann, weil es etwas nicht kann oder nicht genug Kraft hat, dann

ist das für mich schon eine Ehre und ich fühle mich auch ein wenig bestätigt."

Die männliche Ernährerrolle wird genauso betont wie der Bezug auf Stärke und Durchsetzungsfähigkeit sowie die Abgrenzung von den Mädchen. Dabei ist es wichtig, letzteren zu helfen und sie zu beschützen und Gefühlen bzw. Schwächen keinen Platz zu lassen. Die Schützen, die in der Tracht marschierenden Männer, verkörpern dieses Männerbild. Schütze sein und in der Gruppe der Schützen unterwegs zu sein, heißt für die Jugendlichen auch, als Mann unterwegs zu sein und demzufolge männlich zu sein. Dabei zeigen sich immer wieder Ambivalenzen im Umgang mit dem Männerbild. Besonders deutlich wird es beim Thema Gewalt. Von vielen Jugendlichen wird Gewalt eindeutig abgelehnt. Gewalt gilt heute nicht mehr als adäquates Mittel und doch taucht es in Bezug auf ihr Männerbild immer wieder auf. Es gehört ein Stück weit zum Männlichsein dazu, in gewissen Situationen Gewalt anzuwenden. Denn „Weicheier", die sich nicht verteidigen, nicht wehren und nicht durchsetzen können, sind keine Männer. So sagt ein Jugendlicher:

> Ich fühle mich als richtiger Mann auf dem Berg oben, wenn ich etwas geschossen habe. Und wenn es beim Ausgehen mal etwas härter zugeht, dass man dann nicht gleich seinen Schwanz einzieht. Und wenn es zur Schlägerei kommt, dass man auch mal zuschlägt. Und dass man ein guter Kollege ist, das finde ich, macht einen richtigen Mann aus. Dass man, wenn ein Kollege von seiner Freundin verlassen wurde, mit ihm ein paar Gläser trinken geht und für ihn da ist. Das macht eine Männerfreundschaft aus – miteinander feiern, sich vielleicht auch mal schlagen, aber immer für die Kollegen da sein.

Nicht nur die Bereitschaft, sondern auch die gelegentliche Anwendung von Gewalt gehört zum Männlichsein dazu. Eine weitere Ambivalenz ist der Umgang mit Homosexualität. Dazu hat ein Großteil der Jugendlichen einen toleranten Umgang. Sie akzeptieren Homosexualität, allerdings mit der Einschränkung, dass sie nicht in der Öffentlichkeit ausgelebt wird. So meint ein

Jugendlicher, Homosexualität solle im Verein diskutiert werden, ein schwuler Mann sei für ihn aber kein richtiger Mann.

> Ich denke, dass die Schützen ein alter, traditioneller Verein sind und dort sind solche Dinge schon zu diskutieren. Für mich persönlich verkörpert ein Schütze das Bild von einem Mann, von Männlichkeit, und ein Schwuler ist für mich kein Mann. Ich stell mir das auch komisch vor und glaube nicht, dass sich so einer in einem solchen Verein wohlfühlen würde.

Ein anderer Jugendlicher betont, dass er Homosexualität akzeptiert, dass es aber im Privaten gelebt werden solle. In der Öffentlichkeit und im Verein passe es nicht. Wichtig sei aber, dass Homosexuelle die Werte des Vereins vertreten:

> Ja, ich kenne schon zwei oder drei. Als Menschen sind sie schon in Ordnung. Wenn sie jetzt nicht gerade bei den Ausrückungen herumschmusen oder so, ist es auch egal. Hauptsache sie vertreten trotzdem die Werte der Schützen. Das eine machen sie zu Hause und das andere ist der Verein und solange sie zum Verein stehen, ist es mir auch egal, wenn sie die anderen Dinge zu Hause tun.

Die Äußerung eines Jugendlichen über die Rolle der Frau ist exemplarisch: „Die Frauen haben im Verein, denke ich, schon eine wichtige Rolle. Sie dürfen nicht schießen, aber sie haben andere Aufgaben. Und es ist schon schön, wenn sie neben dem Hauptmann marschieren, schön angezogen."
Die Frauen werden als Begleiter der Schützen angesehen, als schmückendes Beiwerk. Sie sind nicht das Wesentliche, aber sie sind wesentlich, denn sie komplettieren eine Schützenkompanie. Sie müssen schön sein und einer traditionellen Frauenrolle entsprechen:

> Ja, die Marketenderinnen werden bei uns hoch angesehen. Es werden bei uns zwar nicht so viele sein wie bei der Musikkapelle oder so, aber bei uns schauen die Marketenderinnen bildhübsch aus, weil sie die Haare immer schön gemacht haben und sauber angezogen sind, das passt immer wie am Schnürchen. Und weil es dazugehört.

In der Gesamtheit der Aussagen der Jugendlichen sind zwei Erzählstränge wesentlich. Sie beziehen sich auf die Traditionen, die sie als wichtig und wertvoll bezeichnen sowie als Gründe, sich für die Schützen zu begeistern. Gleichzeitig verbinden sie mit der Ausübung der Rituale die Erfahrung, für das Dorf, die lokale Gemeinschaft, sinnstiftend tätig sein zu können. Sie bekommen vielfältige Anerkennung von der Bevölkerung, den Erwachsenen und Touristen. Die Erfahrungen der Selbstwirksamkeit stärken den Selbstwert der Jugendlichen. Sie fühlen sich gebraucht bzw. wertvoll und können Sinn stiften. Etwas, was die Jugendlichen oftmals mit dem Gefühl Stolz beschreiben. In einer Welt, die für die Jugendlichen immer weniger Sicherheiten und Perspektiven bietet, gibt ihnen diese Anerkennung Sicherheit. Auch der Zusammenhalt und die Gemeinschaft, die die Jugendlichen als sehr zentral beschreiben, bieten ihnen jene Geborgenheit, Sicherheit und Wertschätzung, die ihnen die Gesellschaft immer öfter verwehrt. „Gerade in der Lebensphase der jungen Erwachsenen, die für viele längst nicht mehr gesicherte Statuspassage, sondern fragile und risikoreiche Übergangszeit ist, werden Möglichkeiten der Selbstinszenierung gebraucht und gesucht, um aus sich heraus Strukturen der Lebensführung und Lebensbewältigung vorgeben zu können.“ (Böhnisch, 2013, S. 64) Die Suche nach Sicherheit endet oft in der Verortung des Gesuchten in dem, was man hat bzw. dessen man sich sicher sein kann, dem eigenen Körper. „Selbstwirksamkeit wird da nicht selten an der eigenen Maskulinität und damit in den Konsumbereich, die dafür Resonanz bieten und die das aktivieren, gesucht.“ (Böhnisch, 2013, S. 64)

Hier schließt der zweite Erzählstrang der Jugendlichen an, in dem sie sich auf die von ihnen erlebte Männlichkeit im Verein beziehen. Im Verein sind die Aufgaben und Rollen von Männern und Frauen klar getrennt. Während die Männer das zentrale Element der Schützen sind, sind die Frauen die Begleitung, sie sind der Schmuck einer Kompanie und müssen in erster Linie gut aussehen. Die Werte für die männlichen Schützen, die die Jugendlichen benennen, decken sich mit Werten traditioneller Männlichkeit. Dabei geht es um Kameradschaft, Zusammenhalt, Stärke und Durchsetzungsfähigkeit. Das Bild der Männlichkeit überlagert sich dabei mit dem Bild des Schützen. Die Mitgliedschaft bei den Schützen bzw. die Beteiligung an den diversen Akti-

vitäten ist für die Jugendlichen auch mit der Erfahrung männlich zu sein verbunden. Deutlich wird das immer wieder in den Äußerungen der Jugendlichen: „Ja, wenn ich mit der Tracht marschiere, die Marketenderinnen vor mir und hinter mir die Musik, dann bin ich schon stolz, ein Mann zu sein." Es geht hierbei weniger um die traditionelle Männlichkeit als um die Sicherheit der Männlichkeit. Die Jugendlichen zeigen sich in gewissen Einstellungen ganz modern und akzeptieren eine gleichberechtigte Gesellschaft, obwohl sie diesen Ort traditioneller Männlichkeit suchen. Dieselbe Ambivalenz lässt sich auch in den Aussagen zum Thema Gewalt finden. Den meisten Jugendlichen ist bewusst, dass Gewalt kein adäquates Mittel ist, um Konflikte zu lösen. Nichtsdestotrotz gibt ein Großteil der Jugendlichen an, manchmal gewalttätig zu sein. Dabei scheinen dies jene Momente zu sein, in denen von ihnen Männlichkeit gefordert wird, zum Beispiel bei der Verteidigung der Freundin oder bei der Kameradschaft mit den Kollegen. Auch diese Ambivalenzen verweisen auf Unsicherheiten und die damit einhergehende Suche nach Sicherheit in der Männlichkeit.

Böhnisch integriert die Ambivalenzen in sein Konzept der modularisierten Männlichkeit. Die männlichen Jugendlichen bekommen „doppeldeutige Botschaften gleichzeitig modern entgegenkommender Männlichkeit wie durchsetzungsorientierter und harter Maskulinität. Sie versuchen handlungsfähig zu bleiben, indem sie die Eindrücke und Erlebnisse modulförmig integrieren und in ihr strategisches Handeln in verschiedenen Bezugsgruppen je entsprechend einpassen." (Böhnisch, 2013, S. 62) Die Schützen sind für die Jugendlichen jener Ort, der ihnen durch die Gemeinschaft und ein klares Rollenbild Sicherheit bietet. Das Bedürfnis danach liegt aber nicht offen und wird von den Jugendlichen auch nicht in diesem Maße benannt; es taucht verdeckt jedoch in sämtlichen Interviews auf. Für die Jugendlichen sind die Schützen ein „männlicher Raum", dessen sie sich sicher sein können und in dem sie Anerkennung erfahren.

4. Junge Männer

4.1 Männliche Sozialisation: Wie Jungen aufwachsen

Mit dem Begriff Sozialisation bezeichnet man in den Sozialwissenschaften den Prozess des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen in der Auseinandersetzung mit der dinglichen wie mit der sozialen Umwelt und darin mit sich selbst. Sozialisationsprozesse sind in diesem Verständnis in unserer Kultur insofern geschlechtsdifferent, als unterschiedliche biophysische Entwicklungstatsachen bei Mädchen und Jungen verschieden gedeutet und definiert bzw. von den Kindern und Jugendlichen auch unterschiedlich empfunden werden. Geschlecht ist vor diesem mehrdimensionalen Hintergrund sowohl eine soziale Konstruktion als auch eine biophysische Entwicklungskonstellation und genauso eine leibseelische Empfindung. Alle drei Dimensionen gehen ineinander über.

Leib- und Körperkonflikte, die in ihrer kulturellen Rahmung und sozialen Deutung ihre Wirklichkeit erhalten, lassen sich bei Jungen in entwicklungstypischen Übergängen schon im Alter zwischen drei und sechs Jahren sowie in der frühen Pubertät ausmachen. Das Aufwachsen von Jungen in unserer Gesellschaft ist durch die Suche nach männlicher Geschlechtsidentität im Bindungs-/Ablösungsverhältnis zur Mutter und in dem – mit ihm konkurrierenden und zugleich suchenden – Verlangen nach dem „männlichen" Vater (oder einer vergleichbaren männlichen Bezugsperson) bestimmt. Das unterscheidet sie in der frühen kindlichen Phase von den Mädchen, die sich auf der Suche nach Geschlechtsidentität nicht von der Mutter lösen müssen und bei denen der Geschlechtskonflikt erst in der Pubertät in der Dramatik der Ablösung von der Mutter Gestalt gewinnt (vgl. Chodorow, 1985; Dammasch u. a., 2009; Böhnisch, 2013). Für den Jungen beginnt der Ablösungsprozess von der Mutter schon im frühkindlichen Alter von drei bis fünf Jahren. Also zu einer Zeit, in der sich das autobiografische Gedächtnis entwickelt hat und der Junge erkennen kann, dass er körperlich nicht der Mutter, sondern dem Vater oder anderen männlichen Bezugspersonen gleicht. Für den Jungen ist es aber meist schwer, über den Vater – oder eine ähnlich nahe männliche Bezugsperson – die Alltagsidentifikation zu bekommen, die er braucht, um in ein ganzheitliches – Stärken und Schwächen gleichermaßen verkörpern-

des – Mannsein hineinwachsen zu können. Die meisten Väter sind unter der Woche außer Haus. Die alltägliche Beziehungsarbeit obliegt meist der Mutter, die sich dem Jungen in ihren Stärken und Schwächen zeigt. Die Schwächen des Vaters und seine alltäglichen Nöte des Mannseins, des Ausgesetztseins und der Verletzungen im Beruf werden dagegen für den Jungen kaum sichtbar. Das heißt nicht, dass die Väter nicht engagiert sind (vgl. Fthenakis, 1999). Aber die meisten sind nur am Wochenende verfügbar und dann unternehmen sie mit den Kindern etwas, der Vater bringt die Events. In entsprechenden Studien wird deutlich, dass der Großteil der Väter zeitlich enorm an die Arbeit gebunden ist und es oft bedauert, beispielsweise keine längere Elternzeit nehmen zu können. So erhält der Junge oft ein einseitiges Vaterbild, das durch die „starken" Männerbilder, die er mit zunehmendem Alter über die Medien wahrnimmt, noch verfestigt wird. Dies führt bei ihm zwangsläufig zur Idolisierung des Mannseins und zur Abwertung des Gefühlsmäßigen, Schwachen, Weiblichen, da er ja die eigenen weiblichen Gefühlsanteile, die er seit der frühkindlichen Verschmelzung mit der Mutter in sich trägt, immer weniger ausleben kann. Neuere Väterstudien zeigen, dass sich eine höhere Beziehungs- und damit alltägliche Vorbildqualität entwickelt, wenn Väter zeitlich und emotional intensiver in der familialen Sphäre der Söhne auftauchen. Freilich hat sich dabei noch nicht viel Grundlegendes an der Struktur väterlicher Familienarbeit geändert. Dazu bräuchte es auch gesellschaftliche Vorgaben der Anerkennung und Förderung männlicher Hausarbeit. Gerade die Feminisierung der Erwerbsarbeit lässt in diesem Zusammenhang ambivalente Folgen erwarten. Wenn das Normalarbeitsverhältnis erodiert wird, prekäre Arbeitsverhältnisse auch die Männer stärker erreichen, werden sich, wenn die alternativen Bereiche der Hausarbeit keine anerkannte Männerrolle versprechen, erst recht viele an die traditionelle Erwerbsarbeit klammern. Deshalb ist es schon in der Kindheit für den Jungen wichtig, eine Mutter zu erleben, die – sowohl dem Vater als auch dem Jungen gegenüber – anerkannte Selbstständigkeit über die Familie hinaus verkörpert und damit signalisiert, dass sie dem Jungen auch soziale Rollenbilder anbieten kann. Ist die Mutter dagegen eher abhängig und mit einem schwachen Selbstwertgefühl ausgestattet, kann sich bei ihr die unbewusste Tendenz verstärken, den Sohn als männlich stark

erleben zu wollen. Die Mutter bleibt also weiterhin eine zentrale Figur im Prozess der Entwicklung von Männlichkeit. Gleichzeitig hängt es aber vor allem auch davon ab, wie sich der Vater bzw. die von dem Jungen gewählte männlichen Bezugsperson gegenüber dem Jungen öffnen kann, damit dieser erfährt und spürt, dass zum Mannwerden nicht nur die Inszenierung von Stärke gehört, sondern auch das Erleben und Durchleben von Schwächen.
Wie sich im Kindesalter das Mannwerden biografisch entwickelt, hängt aber nicht nur von der jeweiligen Mutter-Vater-Konstellation ab, sondern auch von den ersten gesellschaftlichen Erfahrungen, die Jungen in ihrer Umwelt machen. Diese Erweiterung ist wichtig, da es ja keineswegs an den Eltern allein liegt, in welches Geschlechterrollenverhalten Kinder hineinwachsen und manche Eltern sich wundern, warum ihre Kinder, trotz elterlicher Versuche einer geschlechtsemanzipativen Erziehung, traditionelle Geschlechterrollenstereotype übernehmen. Hierbei spielen die früh von den Kindern konsumierten Medien und deren Geschlechterbilder eine wichtige Rolle. Einen wichtigen Einfluss hat auch die Tatsache, dass die Jungen im Kindergarten und in der Grundschule kaum auf männliche Erzieher/Kindergärtner oder Lehrer treffen und ihnen somit auch wieder Vorbilder des Mannseins fehlen. Dies ist die Kehrseite des – hier nur bedingten – Vorteils, dass sie dort weibliche Zuwendung erfahren.
Die Übergangskonstellationen der Ablösung von den Eltern und dem Eintritt in den Kindergarten bzw. in die Grundschule werden für die Jungen früh zu Bewältigungsfallen. Zuspitzen kann sich dies in der Übergangszeit der Vorpubertät, also im Alter zwischen neun und zwölf Jahren, in der die Geschlechter in unserer Kultur in unterschiedliche Reifungsprozesse eintreten. Jungen kommen erst ein gutes Jahr später in die Pubertät als Mädchen. So machen viele von ihnen die Erfahrung, dass sich gleichaltrige Mädchen, die nun schon fraulich erscheinen bzw. sich mental und körperlich so geben, von den „grünen“ gleichaltrigen Jungen abwenden und für ältere Jungen schwärmen. Dies kann bei den Jungen zu erheblichen Selbstwert- und Anerkennungsstörungen bzw. zu Hilflosigkeit führen, die sie dann oft sexistisch und pornografisch abspalten. Die erlittene Demütigung durch die Mädchen wird durch sexistische Inszenierungen kompensiert. Die Jungentoiletten in den Schulen füllen sich mit sexistischen Sprüchen und pornografischen

Graffitis. Inzwischen läuft dies über Handys. So kann – je nach bisherigen Bewältigungserfahrungen des Jungeseins – die Spannung zwischen der Idolisierung des Männlichen und der Abwertung des Weiblichen wieder neu aufbrechen. Hier kommt es vor allem darauf an, dass die Jungen – besonders im schulischen Raum, aber natürlich auch in der Kinder- und Jugendarbeit – Beziehungen, Räume und Projekte angeboten bekommen, in denen sie Anerkennung, Selbstwert und Wirksamkeit erlangen und dabei spüren können, dass ihr Selbstwert nicht nur am (zu dieser Zeit) dünnen Faden der maskulinen Bestätigung hängt.

Im jugendlichen Pubertätsalter zwischen 13 und 16 Jahren, in dem die Gleichaltrigenkultur eine zentrale Rolle für die Identitätsformation und die soziale Orientierung spielt, fallen vor allem die männlich dominierten Cliquen auf. Man könnte formulieren, dass die Jungen in diesem Kontext der Gesellungsform der männlichen Clique zum ersten Mal richtig „unter Männern" sind und sich nur an (gleichaltrigen) „Männern" orientieren können. Allerdings kommen – je nach bisherigen biografischen Bewältigungserfahrungen und entsprechenden sozialen Chancen – Jungen zusammen, die sich selbst noch nicht ihres Mannwerdens sicher sind. Das in der männlichen Sozialisation immer noch schwelende Homosexualitätstabu und der Ethnozentrismus der Gruppe können dann den Kreisel von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen neu aktivieren (vgl. King & Flaake, 2005).

Gleichaltrigengruppen – Peers – sind aus psychoanalytischer, soziologischer und pädagogischer Gesamtsicht alterstypische Medien der Regulation, mit denen Triebdynamik kanalisiert, soziale Differenzierung entwickelt und Übergangssituationen bewältigt werden. Sie sind potenziell deviant, weil sie subkulturell angelegt sind (sein müssen). In ihnen symbolisieren sich die Ablösung von der Herkunftsfamilie (das Nicht-Mehr) und der unstrukturierte und deshalb normdiffuse bis normverweigernde Übergang in das spätere Erwachsenenalter (das von sich weggeschobene Noch-Nicht) gleichermaßen. In den Peers wird aber nicht nur Jugend ausgelebt, sondern auch – damit verbunden – Geschlechtsidentität (weiter)entwickelt und inszeniert. Dies hat bei Jungen in der Tendenz eine weitreichendere Bedeutung als bei Mädchen. Denn hier sind sie nach einer langen, von Frauen dominierten und

abhängigen Kindheitsperiode – nun kulturell selbstständig – endlich „unter Männern“.

Die Jungenclique entwickelt sich im Kindergarten vor den Augen meist überraschter Erzieher und Erzieherinnen, die den Gender-Mechanismus, der dieser Gruppendynamik kleiner Jungen innewohnt, nicht durchschauen. In den meisten unserer Kindergärten finden sie keine Männer als Erzieher (vgl. Rohrmann, 2011). Deshalb wenden sie sich den gleichaltrigen kleinen Männern zu, finden sich in Gruppen, die sich über die Abgrenzung und schon kleine Abwertungen von Mädchen sowie über die Idolisierung des männlich Starken bilden. Dabei mögen die einzelnen Jungen für sich gar nicht so abgrenzend und abwertend sein. Es ist die Gruppe und ihre Dynamik, in der Dinge getan werden, die die einzelnen Jungen allein gar nicht tun würden. Aber die Angst, aus der Gruppe ausgeschlossen zu werden, nicht dazuzugehören, lässt sie das mitmachen.

Gleichaltrigenbeziehungen sind für Jungen (und Mädchen) auch deshalb besonders wichtig, weil sie sowohl intermediäre Übergangskonstellationen als auch eigene soziale Übungsfelder in Ablösung von der Familie und in Abgrenzung zur Erwachsenengesellschaft sind. Die Jugendlichen in der Clique sind alle im gleichen Gefühl gefangen: Sie haben sich von den Eltern in ihrer Gefühlswelt gelöst, sie geben die Eltern als Liebesobjekte auf und haben gleichzeitig noch Angst und Scheu vor der eigenverantwortlichen, sozial gerichteten und verbindlichen Sexualität (vgl. Schröder, 2005). Dadurch erhält die Clique eine hohe emotionale Dichte. Dieses Zusammenspiel von Sexualangst und emotionaler Dichte lässt die Idolisierung des Männlichen erst recht aufblühen, auch wenn sich der Einzelne eher als Jugendlicher denn als junger Mann fühlt. In der Clique aber wird Maskulinität freigesetzt, wird zum Strukturierungsprinzip des Cliquenverhaltens – sowohl nach innen als auch nach außen.

Allerdings ist diese männliche Peer-Dynamik, was das Verhältnis zu den Mädchen anbelangt, durchaus ambivalent: Die Jungen fühlen sich zu ihnen gleichermaßen hingezogen wie abgestoßen. Die frühkindliche Thematik von Bindung und Ablösung in der Beziehung zur Mutter scheint hier auf einer neuen Entwicklungsstufe und in einem anderen jugendkulturellen Beziehungsgefüge zum Thema zu werden. Aber nicht nur die Frauenabwertung

ist in der Gleichaltrigengruppe ambivalent. Auch die Idealisierung der männlichen Identität durch die Bildung männlicher Idealtypen geht häufig auf Kosten des Vaters, der nun oft nicht mehr der „richtige" Mann ist. So kann heute angenommen werden, dass gerade maskulin auftretende Cliquen den Jungen eher ritualisierte Nicht-Bewältigung bieten, als dass sie dort tatsächlich *selbstständiger* werden, im Sinne der Fähigkeit des Rückbezuges auf das eigene Selbst.

In Cliquen wird Risikoverhalten kultiviert, es hält sie zusammen. Der Begriff des Risikoverhaltens (vgl. Raithel, 2011) drückt zweierlei aus. Zum einen signalisiert er den Experimentalcharakter der Jugendphase, zum anderen, dass sich die Jugendzeit von der gesellschaftlich eingerichteten Schonphase hin zur Risikophase entwickelt hat. Jugendliche verhalten sich *riskant*, wenn sie sich selbst (aber auch andere) in ihrer leibseelischen Integrität gefährden oder diese gar zerstören, weil sie die Grenzen zwischen kulturellem Experiment und sozialem Bewältigungsdruck nicht mehr kalkulieren können. Das Risikoverhalten hat heute vielfach die jugendkulturelle Unbefangenheit verloren, weil die Jugendphase im Übergang zum Erwachsenenalter entgrenzt ist, d. h., längst nicht mehr den Schutz eines Moratoriums genießt, sondern früh unter sozialem Problemdruck steht.

Die Jungenclique ist somit der soziale Ort, an dem sich die Muster männlichen Bewältigungsverhaltens vor allem in Übergangsriten der Initiation biografisch zum ersten Mal voll ausbilden können. Das männliche Prinzip „außen" wird räumlich erlebt. Damit korrespondiert das Prinzip der Kontrolle, die sich in den räumlich-territorialen Aneignungs- und Abgrenzungsmustern bzw. -ritualen darstellt. Dem entspricht im Binnenraum der Clique oft eine fast männerbündlerische Verbindung von Gemeinschaft und Konkurrenz. Michael Meuser sieht in diesen „Formen des Wettbewerbs" eine „Strukturlogik":

> Anerkennung als Mann erwirbt man dadurch, dass man sich dem Wettbewerb mit Geschlechtsgenossen stellt, wenn nötig, bis zum ‚bitteren Ende'. Im Durchhalten reift der Jugendliche zum Mann. Darin ähneln die Wettbewerbsspiele unter Peers in der modernen Gesellschaft den Initiationsritualen in Stammeskulturen […]. Zwar verläuft die geschlechtliche Initiation in modernen Gesellschaften weniger

> institutionalisiert und weniger unter Anleitung erwachsener Männer […], doch folgt auch die von den Peers selbst organisierte Aneignung einer erwachsenen Männlichkeit einer Logik, deren Regeln durch die Struktur dessen, was angeeignet wird, vorgegeben sind. (Meuser, 2006, S. 171)

In der tiefenpsychischen Sozialisationsdynamik von Bindung und Ablösung entwickelt sie ihre besondere Bedeutung.

> Jugendkulturen werden emotional ‚besetzt' und gesucht, weil sie eine Umsetzung von Bindungsbedürfnissen ermöglichen. Bindungen an gleichaltrige haben eine stabilisierende Funktion in Zeiten des Umbruchs, wenn die Liebesenergie von den Eltern abgezogen werden muss. […] Aufgrund der fragilen männlichen Geschlechtsidentität erscheint es naheliegend, wenn die libidinöse, aber auch aggressive Besetzung der männlich dominierten Peergroup bei Jungen deutlicher ausfällt als bei Mädchen. (Schröder, 2005, S. 303)

Schließlich kann das Alter zwischen 18 und 25 Jahren, die Zeit des Junge-Erwachsenen-Seins, für viele junge Männer auch wieder zur Bewältigungsfalle werden und zum Neuaufbrechen der Spannung von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen führen, weil die Übergänge in Arbeit und Beruf für viele riskant und unübersichtlich fragil geworden sind. Sie sind auf sich selbst zurückgeworfen und stehen unter dem Druck, sich inszenieren zu müssen, um Selbstwert und Anerkennung/Aufmerksamkeit zu erlangen. Maskulinität wird dann nicht selten von jungen Männern – nicht nur aus sozial benachteiligten Milieus – als Bewältigungsressource aktiviert. Dies erweitert die biografische Übergangsperspektive aber nicht, sondern verengt sie eher. Gleichzeitig gibt es für diese Altersgruppe kaum regionale Anerkennungskulturen. Gerade in der Lebensphase der jungen Erwachsenen erweist es sich als prekär, dass die Gesellschaft alternativen Rollenvorbildern für Männer keinen Raum gibt. Vielmehr hat sich der strukturelle Vereinnahmungsdruck durch die Ökonomie, dem Männer weiterhin besonders ausgesetzt sind, verstärkt (vgl. Prömper, Jansen, Ruffing & Nagel, 2010). Auf der einen Seite setzt der Prozess der Entgrenzung der Arbeit unübersehbare Aufforderungen an die männliche Rolle frei, sich auch reproduktiv zu orientieren, gleichzeitig wird Männlichkeit aber als Barriere,

als Symbol der sozialen Behauptung in der Krise der Arbeitsgesellschaft gebraucht. Auch dies ist wieder ein Indiz dafür, dass dieses Dilemma nicht interaktiv zwischen den Geschlechtern aufgelöst werden kann, sondern auf die gesellschaftliche Ebene des sozialpolitischen Konflikts gehoben werden muss.

4.2 Die Pubertät

Die Pubertät ist das Geheimnis der Jugend. Sie ist – neben der frühen Kindheit – die Zeit im Leben, die nur gefühlt und ausgedrückt werden kann, wenn man in ihr lebt. Wenn Erwachsene vorgeben, sie könnten von ihrer eigenen Jugend her nachvollziehen, was da in den Jugendlichen vorgeht, dann liegen sie schief. Was damals einmalig war, bleibt später im Dunkeln.
Der englische Kinder- und Jugendpsychiater Donald Winnicott hat das Rätselhafte dieses leibseelischen Wechselbades, das Jugendliche durchleben, auf eben diese Aussage gebracht: Jugendliche in der Pubertät verhalten sich so, als ob sie das Chaos, die Unwirklichkeit, die in ihnen ist, zur sozialen Wirklichkeit machen wollten.
Die Pubertät ist auch die Zeit, in der Eltern ratlos sind. Der Ratgebermarkt ist inzwischen unüberschaubar geworden. Die elterlichen Versuche aber, die pubertäre Dramatik steuern zu wollen, schlagen immer wieder fehl. Der Junge und das Mädchen sind zu Fremden im eigenen Haus geworden. Der Tenor der brauchbaren Ratgeber läuft denn auch meist darauf hinaus, dass die Eltern versuchen sollten, diese Zeit für sich zu überstehen, mit sich klarzukommen. Das mache auf die Jugendlichen am ehesten Eindruck.
Dennoch: In all diesem Chaos hat die Jugendpsychologie die zweite Chance in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ausgemacht. Es ist nur scheinbar ein – sporadischer – Rückfall in die frühe Kindheit, bisweilen mit entsprechend primitiven Formen des Körperausdrucks und der Sprache. Das Kindische, das man nun an den pubertierenden Jugendlichen ausmacht, die Regression, hat vor allem auch eine produktive Bedeutung. Es kann sich alles im Jungen und im Mädchen neu aufbauen. Dieser psychosexuelle Reifungsprozess läuft jedoch nicht mehr, wie in der frühen Kindheit, im Beziehungskorsett der Familie ab, sondern in der Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt. Die innere Ablösung von den Eltern steht an: „Der Trieb-

durchbruch der Pubertät lockert die vorher in der Familie gebildeten psychischen Strukturen und schafft damit die Voraussetzungen für eine nicht mehr auf den familiären Rahmen bezogene Umstrukturierung der Persönlichkeit.“ (Erdheim 1988, S. 193) Die Jugendlichen treten gleichsam aus der Familie heraus in die gesellschaftliche Kultur. Dadurch entsteht ein Spannungsverhältnis, das Erdheim als „Dilemma der Pubertät“ bezeichnet. Denn Familie und gesellschaftliche Kultur sind unterschiedlich, ja widersprüchlich aufgebaut. Das Familienleben ist geprägt durch Intimität, emotionale Verbundenheit im Füreinander. Gesellschaftliche Kultur hingegen entwickelt sich über die Arbeit und die Öffentlichkeit, als formelle Organisation und geregelte Instanz. Die Eltern erleben an ihren Jugendlichen dieses Hin und Her zwischen Intimität und Distanz, Hassliebe und steif-formeller Zurückweisung, kindlicher Unsicherheit und forderndem Auftreten.

Jungen kommen angeschlagen in die Pubertät. Die Mädchen sind ihnen voraus. Sie entwickeln sich früher als die Jungen ihres Jahrgangs, beherrschen das erotische Reizklima, das nun entsteht. Sie wenden sich älteren Jugendlichen zu, die Gleichaltrigen fühlen sich zurückgesetzt. Die Zote, der sexistische Witz, macht als Kompensation die Runde. Die Suche nach Männlichkeit, die in der Pubertät einem Höhepunkt zutreibt, beginnt mit Verstörungen.

Die Pubertät macht sich beim Jungen zwischen dem elften und dreizehnten Lebensjahr stürmisch bemerkbar. Im Gesicht, auf der Brust, an den Armen und Beinen und um den Penis herum wachsen die Haare, der Kehlkopf kugelt sich heraus und mit dem Stimmbruch kommt auch die männliche Stimme. Samenergüsse häufen sich. Auf einmal sehen die Jungen älter aus. Mit dieser körperlichen Entwicklung kann die Psyche nicht Schritt halten. Die Jungen sind im Ungleichgewicht. Sexuelle Spannungen, heftige Gemütsschwankungen und Reizausbrüche sind an der Tagesordnung. Die hormonellen Veränderungen machen sich schubweise bemerkbar. Die Nerven liegen blank. Das ist wörtlich zu nehmen, denn aus der Hirnforschung ist bekannt, dass die Nervenbahnen, die für die Emotions- und Aggressionskontrolle wichtig sind, erst in der Jugend ihre Schutzhülle, die sie vor überbordenden Reizen bewahrt, erhalten.

Der innere Aufruhr muss nach außen getragen werden und es bleibt nicht aus, dass die männlichen Jugendlichen überall anecken. Gleichzeitig wird die pubertäre Hektik durch die unbewusste Angst geschürt, aus der Geborgenheit der Kindheit herausgeworfen zu werden. Die kindlichen Regressionen werden deshalb auch als Abwehrhaltungen gedeutet, mit denen der gespürte, aber noch nicht lenkbare Entwicklungsdruck gebremst werden soll. Insofern ist die Verkindlichung in der Pubertät kein Rückfall, sondern eine Schwelle, die die Entwicklung eher stützt, denn beeinträchtigt.
Die Pubertät als spannungsgeladene leibseelische und soziale Entwicklungs- und Übergangssituation verlangt den Jungen viel Energie ab. Sie haben keine Erfahrungen, auf die sie aufbauen können, sie erleben alles neu und klammern sich notgedrungen an sich selbst. Auch hier entsteht – wie bei der kindlichen Regression – meist ein pädagogisches Missverständnis. Der ausgeprägte Narzissmus der Jugendlichen, ihr scheinbarer Egoismus wird oft noch immer als Störung gedeutet. Dabei bleibt den Jugendlichen nichts anderes übrig, als die Welt um sich kreisen zu lassen. Sie schwanken zwischen Omnipotenzgefühlen, Ohnmacht, Ängsten und lustvollen Selbstinszenierungen. Dazwischen immer wieder Versagensängste, Angst, kein richtiger Mann zu sein, Beklommenheit angesichts der Hilflosigkeit, der man sich ausgesetzt fühlt. Jungen in der Pubertät stehen unter Stress. Es ist eine Befindlichkeit, in der man sich ausgeliefert fühlt und seiner nicht Herr werden kann. Deshalb auch die Suche nach Wohlgefühl um jeden Preis. Spaß ist angesagt. Ist Spaß mit Angst gepaart, dann geht er oft auf Kosten anderer. Der Körper macht Angst, also muss ich diese meine bedrohliche Körperlichkeit von mir wegdrücken, an anderen auslassen. Drohgebärden gehören zur pubertären Sprache Jugendlicher, sie überspielen damit ihre Hilflosigkeit und versuchen gleichzeitig, sich zu inszenieren.

Die Pubertät ist die Zeit der Idole. Diese symbolisieren Wünsche, Träume und Sehnsüchte. Die Erreichbarkeit dieser Träume spielt in der Unwirklichkeit der Pubertät keine Rolle. Zu Idolen werden meist Schauspieler, Popstars, Fußballer. Idolen eifert man nicht nach, man projiziert seine Träume und Wünsche auf sie. Sie können konkrete männliche Vorbilder nicht ersetzen.

Vorbilder kann man Jugendlichen aber auch nicht verordnen. Sie suchen sie sich. Für die Erwachsenen manchmal ganz unerwartet. Lehrer erschrecken zuweilen, wenn sie die Spannung fühlen, die der eine oder andere Junge ihnen auflädt. Er hat an dem Lehrer etwas entdeckt, gespürt, was ihn zu ihm hinzieht, von dem er glaubt, dass er es auch so tun oder dass er so sein könnte. So geht es auch Trainern, Jugendarbeitern, Verwandten oder Nachbarn. Es läuft aber anders ab, als es den Eisenhans-Jüngern vorgeschwebt ist. Es ist nicht das Ritual, mit dem ältere Männer den Jungen in den Männerstatus einführen wollen, ob er nun will oder nicht, sondern es ist vielmehr der Junge selbst, den es zum Älteren hinzieht. Die Eltern treibt dann die Angst vor den falschen Freunden um. Vor allem, wenn die Jugendlichen nichts erzählen wollen. Schweigen gehört zur pubertären Distanz gegenüber den Eltern, aber es gibt auch Augenblicke, in denen die Jugendlichen reden wollen. Es kommt dann darauf an, dass die Eltern ihnen, trotz allem Misstrauen, zuhören und hinter dem umschwärmten älteren Freund nicht gleich einen Verführer wittern. Hier zahlt es sich aus, wenn der Vater schon vorher einen guten Kontakt zu seinem Sohn hatte, denn dann hat er die Chance, seinem Sohn bei Freundschaften ein Ratgeber zu sein.

Aus dem Südtiroler Elternbrief *Wenn die Pubertät beginnt*:

> Durch die vermehrte Produktion von Hormonen – bei den Jungen ist es das Testosteron – beginnt nun langsam die geschlechtliche Entwicklung: Als Erstes vergrößern sich Penis sowie Hoden und die ersten Schamhaare zeigen sich. Im Körperinneren reift die Prostata. Sie ist von großer Bedeutung für die Produktion des Spermas. Anschließend kommt es meist zu einem enormen Wachstumsschub: Manche Jungen wachsen innerhalb eines Jahres 10 bis 12 Zentimeter in die Höhe. Dabei entwickeln sich die verschiedenen Körperteile zu unterschiedlichen Zeitpunkten: Hände und Füße kommen zuerst, dann die Schultern, Brust und Hüften. Auch die Gesichtszüge werden markanter. Manchen Jungen wächst vorübergehend ein kleiner Busen, doch wenn die Hormone sich eingependelt haben, entwickelt er sich wieder zurück. Auch fettigere Haare und Pickel oder Akne können sich nun aufgrund der vermehrten Talgproduktion der Haut entwickeln. Der erste Samenerguss ist meist ein relativ frühes Ereignis im Laufe der körperlichen Ent-

wicklung. Etwas später kommen Jungen in den Stimmbruch, der durch das Wachsen ihres Kehlkopfes hervorgerufen wird. In der Übergangsphase wechselt die Stimme häufig zwischen einer hellen Kinder- und einer tieferen Männerstimme. Der Bartwuchs beginnt oft mit einem zarten Oberlippenflaum. Während der gesamten Pubertät entwickeln sich die Muskeln an Armen, Beinen und Brust. Auffällig bei Jungen ist, dass sie mit dem Reifen ihrer Schweiß- und Duftdrüsen einen oft sehr markanten Geruch entwickeln, der sich jedoch mit dem Älterwerden noch verändert. Sie brauchen nun Unterstützung darin, wie sie ihren Körper pflegen können. Die körperliche Entwicklung ist bei den meisten Jungen zwischen dem 15. und dem 21. Lebensjahr abgeschlossen.

Heranwachsende Jungen vergleichen sich meist kritisch mit ihren Gleichaltrigen. Und da die großen und kräftigen Jugendlichen oft eine wichtige Rolle innerhalb der Gruppe spielen und die kleineren, zarteren manchmal gehänselt werden, kann es für einen Jungen schwierig sein, wenn er erst spät in die Pubertät kommt. Manche Jungen sind über die Entwicklung ihres Penis und der Hoden verunsichert. Es ist meist so, dass ein Hoden tiefer hängt als der andere. Das ist völlig normal. Auch die Penisgröße kann bei einem Jugendlichen Besorgtheit auslösen. Es kann vorkommen, dass Jungs mit kleinem Penis von ihren Altersgenossen gehänselt werden. Dabei ist es ein Irrglaube, dass ein kleinerer Penis die sexuelle Funktion beeinträchtigt. Mit der Pubertät bekommen die Jungen auch erste Erektionen in Zusammenhang mit erotischen Gedanken. Diese können in den unpassendsten Momenten auftreten, zum Beispiel gerade dann, wenn der Junge sich in der Pause mit einem Mädchen unterhält. Das Gefühl, diesen Körperteil nicht unter Kontrolle zu haben, kann sehr irritierend sein.

In der Nacht kommt es gelegentlich zu einem Samenerguss. Verunsichernd kann es für Jungen auch sein, dass sich Mädchen meist früher entwickeln als sie selbst. Zuspruch unter dem Motto: „Weißt du, das hat die Natur halt so eingerichtet: Die meisten Mädchen kommen früher als die Buben in die Pubertät und interessieren sich dann für andere Dinge. Aber deine Zeit kommt schon noch, verlass dich drauf! Komm, wir machen jetzt erst mal eine Radtour“, tut den Jungen nun gut. Eltern und besonders Väter können Jungen in dieser Zeit unterstützen, wenn sie mit ihnen über Gefühle, Ängste und Unsicherheiten sprechen. Auch vermehrte

> Anerkennung der Fähigkeiten und Leistungen des Jungen, Verständnis und gemeinsame Aktivitäten können ihm in dieser irritierenden Zeit sehr helfen. Und zeigen Sie möglichst Verständnis für Gefühlsschwankungen, die in dieser Zeit, auch bedingt durch die Hormonumstellung, auftreten können.
>
> Das Erreichen der Geschlechtsreife bei Jungen wird oft kaum registriert. Viele Jungen werden über den ersten Samenerguss nicht aufgeklärt und entdecken diese Körperfunktion also völlig unvorbereitet. Der Großteil erlebt ihn zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr, manche aber auch etwas früher oder später. Dieser Vorgang ist völlig normal und zeigt, dass sich Ihr Sohn sexuell entwickelt. Jungen empfinden den ersten nächtlichen Samenerguss meist als eher unangenehm. Beruhigen Sie ihn dahingehend, dass sich der Erguss nur beim Schlafen und nicht etwa in der Unterrichtsstunde ereignet. Für Gespräche über den Samenerguss ist besonders der Vater gefragt. In dieser Zeit beginnen viele Jungen, sich selbst zu befriedigen. Damit lernen sie ihren Körper besser kennen und fühlen sich sicherer. (Amt für Jugendarbeit, 2013, S. 22–24)

4.3 Homosexualität als hartnäckiges Tabu

Für 42,1 % der befragten Männer in der Südtiroler Studie wäre es „furchtbar“, einen homosexuellen Sohn zu haben. Umgekehrt hätten 40,5 % der Befragten kein Problem damit, wobei die Zahl der italienischsprachigen Männer (52,1 %), die diese Einstellung vertritt, deutlich vor der Zahl der deutsch- (35,1 %) und ladinischsprachigen Männer (33,6 %) liegt.
Insgesamt 77,1 % würden sich wegen eines schwulen Sohns keine Vorwürfe machen. Allerdings würden sich 72,3 % Sorgen machen, wenn ihr Kind homosexuell wäre. Diese Besorgnis ist bei den Befragten in allen Gruppen ähnlich hoch. Von einem homosexuellen Sohn persönlich enttäuscht wären 53,3 %. Bei dieser Aussage lassen sich zwar Unterschiede zwischen den Sprachgruppen feststellen, aber kaum bei den Altersgruppen. Nur in der Gruppe der über 60-Jährigen steigt die Zahl der Männer, die von der Homosexualität ihres Sohnes persönlich enttäuscht wären, auf 69,5 % (von etwa 50 % in allen Altersgruppen). Bei den deutschsprachigen Männern liegt der Wert bei 55,2 % und bei den ladinischsprachigen Männern bei 68,5 %. Bei

den italienischsprachigen Männern sage 41,8 %, dass sie von der Homosexualität ihres Sohnes enttäuscht wären.
75,1 % der Männer meinen, dass eine mögliche Homosexualität des Sohnes eine von mehreren sexuellen Orientierungen sein könnte. Hierin sind sich alle Altersgruppen weitgehend einig. Allerdings findet sich im Weiteren ein relativer Anteil von etwa 40 % der Männer, die Homosexualität als problematisch einschätzen. Der Aussage „Homosexualität ist eine Krankheit, die man therapieren kann" stimmen 17,1 % der Männer zu. Dieser relativ hohe Wert ist stark durch Alter und Bildungsniveau beeinflusst: Mit dem Alter steigt die Zustimmung und mit zunehmendem Bildungsgrad sinkt sie.
Angesichts dieser Resistenz des Homosexualitätstabus im Alltag muss man darüber reden, wie es schwulen Jungen und jungen Männern unter diesen Umständen dabei geht. Auch wenn die Zeit der Demütigungen scheinbar vorbei ist: Gleiche Liebe, gleiche Rechte. Man kann sich outen – nicht nur in der Kulturszene, auch in der Politik, sogar schon hier und dort beim Militär. Nur in den Lehrerzimmern klappt es immer noch nicht. Da sitzt das Tabu tief. Und auch in vielen Familien.
Inzwischen ist es längst zweitrangig, warum jemand homosexuell ist. Homosexualität ist eine menschliche Tatsache, die es in allen Kulturen in einer statistisch stabilen Minderheit gibt. Nur die Art und Weise, wie man damit umgeht, ist kulturell höchst verschieden. Und darauf kommt es an. Denn Jungen leiden nicht unter ihrer Homosexualität, sondern darunter, dass man sie für ihr Schwulsein irgendwie doch noch haftbar macht, etikettiert.
Wie es dann in solchen Jungen aussieht, wird kaum thematisiert. Was die Mehrheit als selbstverständlich betrachtet, ist ihr Drama, ihre Tragik: Homosexuelle Jungen werden von heterosexuellen Eltern erzogen. Das Coming-out wird so zum Scheidepunkt für das weitere Leben. Nirgends ist es so scharf und schmerzlich wie in unserer Gesellschaft. Es gibt auch andere Kulturen – zum Beispiel in Ostasien –, da ist das Coming-out sanfter bzw. eingebettet und von den Religionen nicht so ausgegrenzt und stigmatisiert wie in der christlichen Kultur des Abendlandes. Deshalb gilt auch heute noch, trotz aller emanzipatorischen Fortschritte, dass schwule Jungen und

Männer nach außen einigermaßen toleriert werden, im inneren Mehrheitsempfinden aber immer noch ausgestoßen werden.
Schwule Männer sind keine anderen Männer, sie entsprechen nur nicht der heterosexuellen Norm, ihre Liebe ist anders gepolt. Dass dies zum sozialen Ausschluss führen kann, hängt aber nicht mit der Liebe, sondern mit der Norm zusammen. Denn Heterosexualität ist in unserer Gesellschaft mehr als nur eine Form der Liebe. Sie ist ein gesellschaftliches Ordnungsprinzip, signalisiert Fortpflanzungsfähigkeit und strukturiert Familie. Drei Kernprobleme moderner Gesellschaften. Seit diese Prinzipien in der Gesellschaft hochgehalten werden, müssen sich Homosexuelle rechtfertigen, sind entsprechend als „abweichend" deklariert worden.
Der Pranger ist heute nicht mehr öffentlich, er hat sich in den Alltag, ins Private verschoben. Seelische Leiden, psychische Gewalt. Die meisten homosexuellen Jungen spüren ihre sexuelle Orientierung in der Pubertät, zu einer Zeit also, in der alles zusammenkommt bzw. auf sie einstürmt. *Push* und *pull* mit den Eltern, Suche nach der eigenen Männlichkeit, sich zu Jungenfreundschaften und Cliquen hingezogen fühlen. Alle Jungen in diesem Alter leben in der Schwebe, ein „richtiger Mann" zu werden.
Dieses Magnetfeld der Pubertät ist aber heterosexuell kodiert. Auch wenn es zwischen Jungen immer wieder homoerotisch knistert – für den schwulen Jungen ist dies kein Plus, sondern macht die Verwirrung noch größer. Denn schwul ist für die Mehrheit der Jungs erst recht „anders" bzw. „krass" und muss besonders abgestoßen werden, wenn es sich in einem regt.
Wie soll ein schwuler Junge da seine männliche Identität entwickeln, sich behaupten, so wie er ist. Die Entwicklungspsychologie lässt keinen Zweifel daran, dass Kindheit und Jugend nur gelingen können, wenn das, was in einem ist, was aus einem kommt, auch anerkannt und nicht gleich blockiert und erstickt wird. Wie kann es also einem schwulen Jungen gelingen, die in ihm angelegte Lebensform Homosexualität so für sich zu finden, dass er dennoch sozial anerkannt wird und einmal als autonomer Mensch leben kann?
Jungen in der Pubertät können gnadenlos sein. Der schwule Junge wird als solcher irgendwie aufgespürt. Schon wenn er nicht für Mädchen schwärmt, ist er verdächtig. Wie er sich auch verhält – zurückhaltend oder betont –, er

kommt ins Gerede. So oder so gerät er in die Falle: Sowohl als Magnet für die homoerotischen Gefühle der anderen als auch als Projektionsfläche, um diese Gefühle abzuspalten und in die Zone der Abnormität zu rücken. Neugier und abwertender Hass liegen eng beieinander. So kann die Jugend für schwule Jungs zur Qual werden. Man muss sich irgendwie strategisch durchhangeln. Immer steht man unter dem Zwang, zu demonstrieren, dass man wie die anderen Jungen ist: auf Mädchen stehen, sexistische Spielchen treiben, Schwulenklamauk mitmachen und gleichzeitig ertragen müssen. Weder in der Sexualpädagogik noch in anderen Unterrichtsfächern, noch in der Schulkultur, werden die Schüler damit vertraut gemacht, dass es unterschiedliche sexuelle Lebensformen gibt. Die meisten Lehrer sind hilflos. Sie sind nicht darauf vorbereitet und können deshalb mit ihren Schülern auch nicht darüber reden. Man ist schon froh genug, wenn man mit der üblichen Pubertätsdynamik der Jungen einigermaßen zurechtkommt.

So bleibt vieles an den Eltern hängen. Mütter kommen damit besser zurecht als Väter. Der Sohn funktioniert nicht, das stellt auch den Vater infrage. Kontrollverluste allenthalben. Wie soll er damit umgehen? Ängste steigen auf: das Gespenst Aids, die Reaktionen der Bekannten und im Betrieb, wenn es ans Licht kommt. Vertuschen oder in die Offensive gehen? Väter geraten in einen Entscheidungszwang, der sich zur Fiktion steigern kann: Er oder ich und die Familie. Vor allem, wenn der Junge ein Einzelkind ist und keine Aussicht auf „Ausgleich" durch „normale“ Geschwister besteht.

Die Homosexualität des Kindes hat nichts mit den Eltern zu tun. Es ist sinnlos, sich schuldig zu fühlen oder zu glauben, man könne die Ausrichtung der Sexualität beeinflussen. Homosexualität ist nicht anerzogen und kann nicht wegerzogen werden. Der Junge ist anders und die Eltern müssen das irgendwie akzeptieren, wenn sie ihr Kind nicht verlieren wollen. Es sind immer noch zu viele, die sich aus der Familie schleichen müssen, auf der Straße landen oder gar in den Selbstmord getrieben werden. Eltern müssen lernen, dass die Familie nicht ihnen gehört und dass das Kind ein Menschenrecht auf Anerkennung hat, das sie nicht außer Kraft setzen können. Aber auch gut meinende Eltern täuschen sich, wenn sie glauben, man könne die Homosexualität übergehen und aus der weiteren Beziehung zum Sohn ausblenden. Es ist Teil des Menschseins des Jungen und keine Marotte.

Aus diesem Grund ist das Coming-out so schwierig. Meist ahnen die Eltern ja schon etwas und drängen den Jungen. Der hat Angst vor den Schuldgefühlen der Eltern, traut sich nicht, verbiegt sich. Und auch nach draußen stellt sich sehr bald das Gefühl ein, dass man sich angreifbar macht, wenn man offen mit seiner Neigung umgehen will. Der Junge muss sich dauernd abschirmen und verbraucht dabei die Energien, die er eigentlich für einen positiven Aufbau der schwulen Identität nötig hätte. Kein Wunder, dass er im späteren Leben mehr verzagt als souverän ist. Dann doch lieber ausbrechen, einen Trennungsstrich ziehen.
Neuere Untersuchungen zum Umgang mit Homosexualität in den Familien und in der Öffentlichkeit signalisieren Entlastung. Mehr Toleranz, wenn auch immer noch keine richtige Akzeptanz. Die Zeit, in der man schwule Jungen und Männer in die Zonen der Perversion und eine spezielle Treffpunktkultur geschoben hat, scheint vorbei. Viele verspüren deshalb auch nicht mehr den Zwang, sich in einer Subkultur bewegen zu müssen, wenn sie sich so bewegen möchten, wie sie sind. Die meisten sind eingebettet in ein Netzwerk gemischter Freundschaften. Zwar bleiben die heterosexuell orientierten Freunde meist innerlich auf Distanz, sozial aber versteht man sich von Gleich zu Gleich. Damit ist von den Familien, vor allem von den Vätern, der Außendruck genommen oder zumindest gemildert. Der Sohn hat einen festen Freund, warum sollen wir ihn nicht einladen?
Das Ganze aber bleibt fragil. In Krisenzeiten reagiert man sich weiter an homosexuellen Menschen ab. Sie gelten dann schnell wieder als die anderen, die Schwachen, die Unmännlichen. Der maskuline Abspaltungsmechanismus wirkt. Nicht von ungefähr findet man in autoritären und rechten Szenen eine immer wieder neu aufgeladene Schwulenfeindlichkeit. Deshalb ist die Akzeptanz dieser sexuellen Lebensform nicht nur eine Feuerprobe für den Familienzusammenhalt, sondern vor allem auch ein Prüfstein für das demokratische Zusammenleben.

4.4 Coming-out / Miriam Kirchler

In der Südtiroler Jugendstudie von 2009 haben Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 25 Jahren einen Fragebogen zum Thema Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend

ausgefüllt, und zwar anonym und geschützt vor den indiskreten Blicken ihrer Familienmitglieder. Es ging dabei um das Gefühls- und Sexualleben der jungen Südtiroler und Südtirolerinnen, vor allem um das erste Mal, Empfängnisverhütung, Erziehung und Beratung zu Sexualität und Homosexualität.

64,2 % der Befragten gaben an, homosexuelle Personen zu kennen, der Prozentsatz war bei den jungen Frauen (72,6 %) und bei den 23- bis 25-Jährigen (84,0 %) am höchsten. Von den Befragten finden 70,1 % Homosexualität natürlich, 94,1 % sind gegen eine Bestrafung von homosexuell fühlenden Personen und für 73,2 % ist Homosexualität eine von mehreren sexuellen Orientierungen. Die Mädchen und ganz allgemein die älteren Befragten sind im Vergleich zu den Jungen und den jüngeren Befragten sehr viel offener. Hier wirkt wohl das immer noch festsitzende Homosexualitätstabu, das vor allem in der pubertären Clique immer wieder hochkommt. Bei der Aufschlüsselung nach dem Wohnort konnten keine wesentlichen Unterschiede festgestellt werden. 8,8 % der 14- bis 25-jährigen Südtiroler haben sich mindestens einmal von Personen des eigenen Geschlechts angezogen gefühlt, 4,1 % der jungen Männer und 13,8 % der jungen Frauen (vgl. ASTAT, 2010, S. 177).

Soweit das inzwischen relativ offene Fremdbild junger Leute in Bezug auf die Homosexualität. Dennoch bleibt für die Betroffenen das Problem, dass ihre Form des Begehrens abseits der herrschenden gesellschaftlichen Normalität liegt, sie also unter Zwang gesetzt werden, sich irgendwann zu outen, um Anerkennung und gesellschaftliche Zugehörigkeit erreichen zu können. Dieses Coming-out entwickelt sich in zwei Phasen. Das innere Coming-out geht dabei dem äußeren voraus. Es ist die Phase, in der sich eine Person ihrer sexuellen Orientierung bewusst wird. Meistens ist diese Zeit mit großer Unsicherheit verbunden und der Angst, von der Gesellschaft wegen des Andersseins nicht akzeptiert zu werden. Wie lange der Prozess der inneren Bewusstwerdung von Homosexualität dauert, ist sehr unterschiedlich und hängt von individuellen Umständen ab. Hier spielen kulturelle und gesellschaftliche Vorstellungen, ethnische Faktoren, Wohnort und Bildungsstand der Eltern eine Rolle. Aber auch viele andere Faktoren können hier mitwirken und den Zeitpunkt der sexuellen Identitätsfindung ver-

schieben. Jungen haben im Vergleich zu Mädchen ein früheres Bewusstsein ihrer sexuellen Orientierung. Durchschnittlich findet das innere Coming-out bei ihnen im Alter von 13 Jahren statt, bei Mädchen hingegen erst mit 14 bis 16 Jahren. Das heterosexuelle Umfeld, das ihnen dabei gegenübersteht, verstärkt in ihrem jungen Alter die Zweifel an der eigenen Identität und bricht eine Kluft zwischen dem eigenen Ich und den anderen auf. Wenn sich die Jugendlichen dann nach längeren ambivalenten Gefühlen ihrer Homosexualität sicher sind und auch zu ihrer Veranlagung stehen wollen, folgt das äußere Coming-out

Nachdem der Prozess des inneren Coming-outs abgeschlossen ist, teilen die homosexuellen Personen die Erkenntnis über ihr sexuelles Empfinden mit anderen Menschen. Umgangssprachlich findet nun das eigentliche *Outing* statt. Das Durchschnittsalter liegt bei Mädchen und Jungen bei ungefähr 17 Jahren. So unterschiedlich Homosexuelle sind, so differenziert gestalten sich auch die einzelnen Coming-out-Verläufe. Ob gegenüber der eigenen Familie, im Freundeskreis, in den anonymen Beratungsstellen oder in Internetforen – überall wird das Coming-out von Angst und Unsicherheit begleitet sein.

Die wohl wichtigsten sozialen Umwelten, in denen sich ein Jugendlicher outet, sind die Familie und der Freundeskreis.

Allgemein lässt sich erkennen, dass die drei befragten Jugendlichen unterschiedliche Angaben zum Zeitpunkt ihres inneren und äußeren Coming-outs angegeben haben, was darauf schließen lässt, dass die Entdeckung der eigenen Sexualität bei jedem anders verläuft und der Umgang damit abhängig von verschiedenen Faktoren ist. Grundsätzlich sind die Jugendlichen mit dem Verlauf ihres Coming-outs aber sehr zufrieden und bereuen den Schritt in die Öffentlichkeit nicht. Natürlich hat ihr Outing Folgen mit sich gebracht, doch sind diese eher positiv – seien es die Reaktionen des Umfeldes als auch der persönliche Umgang mit der Homosexualität. In gewisser Weise zeigen die Jugendlichen auch Stolz auf ihre sexuellen Neigung und akzeptieren sie schon größtenteils als Teil ihrer Persönlichkeit.

Das innere Coming-out ist bei den Befragten in ziemlich ähnlicher Weise abgelaufen. Unterschiede traten auf, wenn es um die eigenen Bewältigungsstrategien ging. Auffallend bei den Aussagen zum inneren Coming-out ist, dass alle drei Jugendlichen davon sprechen, dass sie in irgendeiner Weise

schon als Kind gemerkt hätten, dass sie anders sind, in ihrem Verhalten und in ihrem Denken, aber noch nicht genau definieren konnten, was sie von ihren Mitmenschen unterschied.
Sie berichten auch davon, dass die Erkenntnis über die eigene Homosexualität nicht von heute auf morgen kam, sondern dass dies ein langwieriger Prozess war, bei dem immer wieder der Gedanke aufkam, dass sich dieses Empfinden ja noch ändern könnte und das Interesse an andersgeschlechtlichen Personen zunehmen könnte. Diese Phase des Zweifelns findet wohl in jedem Coming-out-Prozess statt. Außerdem berichten alle drei Jugendlichen von der Erfahrung, sich schon sehr früh zum gleichen Geschlecht hingezogen gefühlt zu haben, während andere gleichaltrige Jungen begannen, sich für Mädchen zu interessieren. Jonas erzählt von einem konkreten Erlebnis, als er sich im Alter von zehn Jahren in seinen Grundschullehrer verliebte: „[…] weil in der Grundschule hatte ich einen Lehrer und der ist mir ganz sympathisch gewesen; und ja, man kann sagen, in den war ich regelrecht verknallt. Und dann hat es da bei mir schon ein bisschen geklingelt […].“
Im persönlichen Umgang mit der Erkenntnis der eigenen Homosexualität lassen sich bei den drei Jugendlichen keine Gemeinsamkeiten feststellen. Während Jonas davon erzählt, dass er sich relativ bald in der Bibliothek Sexualkundebücher ausgeliehen und sich über die Homosexualität eigenständig informiert hätte, berichtet Kevin davon, dass er mit der Situation nicht so gut umgehen konnte. Er sagt: „Nein, also bis zum Coming-out habe ich mich schon sehr schwergetan, weil man nie mit jemandem reden kann und selber nicht recht mit dem zurechtkommt und so.“
Armin berichtet von seinem auffallend lockeren Umgang mit dem Bewusstwerden seiner Homosexualität. Im Gegensatz zu den anderen Jugendlichen hat er sich damit nicht so sehr beschäftigt und es einfach hingenommen. Er meint: „[…] es war für mich nie ein großes Thema. Also ich habe mir nie Kopfzerbrechen gemacht wegen dem.“
Es ist zu vermuten, dass die unterschiedlichen Reaktionen auf die Homosexualität zum einen von Persönlichkeitsmerkmalen und zum anderen vom Umfeld abhängen. Genauso wie die Menschen und ihre Gefühle unterschiedlich sind, gestaltet sich auch jeder Coming-out-Prozess anders, und zwar nicht nur beim inneren, sondern auch beim äußeren Coming-out.

Das äußere Coming-out findet dann statt, wenn ein Homosexueller seine sexuelle Neigung jemandem anvertraut. In den Interviews zeigt sich, dass die ersten Ansprechpartner meistens Vertrauens- oder Bezugspersonen sind. Der Ablauf eines äußeren Coming-outs ist immer verschieden. Am ehesten lassen sich Gemeinsamkeiten im Empfinden der Jugendlichen erkennen, wenn sie davon berichten, dass das Outing mit einer gewissen Überwindung und mit Ängsten zu tun hat. Wie damit umgegangen wird und wie die ins Vertrauen gezogenen Personen auf die Homosexualität reagieren, lässt sich nicht allgemein beschreiben.

Kevin hat sich im Alter von 21 Jahren bei seiner Familie geoutet, da er sie als seine engsten Vertrauenspersonen bezeichnet. Er wollte und konnte seine Homosexualität nicht länger geheim halten. Für Kevin war das Outing wichtig, „weil man irgendwann mit jemandem über das reden muss, weil man sonst einfach zugrunde gehen würde".

Er hatte damals eine Reportage aus Österreich aufgenommen, in der verschiedene Personen über ihr Coming-out erzählten und darüber, wie es von ihren Familien aufgenommen wurde. Da er selber das Thema nicht hätte ansprechen können, zeigte er seinen Eltern und seiner Schwester das Video und outete sich auf diese Weise. Er beschreibt das Gefühl, das er dabei hatte wie folgt: „Und das ist dann wirklich schon ein befreiender Schritt, das ist dann wirklich ein anderes – ein anderes Leben klingt ein bisschen übertrieben –, aber halt ein anderes Lebensgefühl vielleicht, oder so."

Sein positives Empfinden nach seinem Outing hängt sicher mit der Reaktion seiner Familie zusammen, auf die später genauer gegangen werden soll.

Armin hat sich, im Gegensatz zu Kevin, bei seiner Familie noch nicht geoutet. Er sagt: „Sie halten sich eigentlich ziemlich aus meinem Privatleben heraus, weil ich sie wahrscheinlich daran auch nie so viel habe teilhaben lassen. Und dann haben sie sich jetzt da ein bisschen distanziert und halten sich da raus, aber wenn sie fragen würden, dann würde ich es ihnen schon sagen."

Während für Kevin die Familie eine wichtige Anlaufstelle ist, scheint Armins Beziehung zu seinen Familienangehörigen nicht so intensiv zu sein. Vielleicht hat er gerade deshalb einen relativ großen Freundeskreis, in dem er sich offen und frei bewegen kann. Alle seine Freunde wissen über seine

Homosexualität Bescheid und haben damit auch keinerlei Probleme. Durch sein offenes Wesen, die gute Beziehung und hohe Vertrauensbasis in seinem Freundeskreis hat er sein homosexuelles Empfinden nie direkt ansprechen müssen.

> Weil ich ja eigentlich immer recht offen bin. Wenn da irgendein hübscher Typ vorbeigegangen ist, dann hab ich zu meinen Freunden gesagt, ah das ist ein Netter. Oft auch bei den Frauen, oft auch bei den Männern, aber das hat sich dann so langsam ergeben. Ich musste wirklich zu niemandem sagen: ‚Du ich bin schwul.' Das hab ich wirklich nicht gebraucht, weil das nicht notwendig war, weil sie das irgendwann einfach verstanden haben.

Jonas berichtet, dass er sich einen Plan gemacht hat, mit fixen Tagen, an denen er sich bei den verschiedenen Personen outen wollte. Zunächst hat er sich seiner Cousine anvertraut, weil sie gut zuhören, in Leute hineinsehen und mitfühlen kann. Nach ihrer positiven Reaktion auf seine Homosexualität kam der Stein ins Rollen. Schritt für Schritt outete er sich bei seiner Familie, der Verwandtschaft und im Freundeskreis, indem er persönlich zu allen hingegangen ist und einfach gesagt hat, wie er empfindet und dass er sich zu Männern hingezogen fühlt. Jonas wagte sogar den Schritt, in einem öffentlichen Vortrag im Jugendzentrum seines Dorfes von seiner Homosexualität und den damit verbundenen Erlebnissen zu erzählen. Der Vortrag war außerordentlich gut besucht, was zeigt, dass das Interesse an der Thematik in der Bevölkerung vorhanden ist. Nach der genauen Planung des Verlaufes des Vortrags mit den verantwortlichen Jugendarbeitern und der Aufklärung über die möglichen negativen Folgen eines öffentlichen Outings war der große Tag da. Jonas beschreibt sein Gefühl, als er die Bühne betreten hatte, folgendermaßen:

> Ja und dann um Punkt acht war ich auf der Bühne. Da musste ich erst einmal staunen wegen der ganzen Leute. Da hab ich den Satz gesagt, der mir nie mehr aus dem Kopf gehen wird. Ich habe gesagt: „Wow, so viele Leute!" Ich war wirklich erschrocken und es sind immer mehr Leute gekommen. Das war einfach so – irgendwie erschreckend und doch irgendwie schön –, dass sich die Leute für einen

> Menschen interessieren, der etwas Neues bringt, der sagt, hört zu, ich bin so und ich zeig mich so und ich möchte, dass ihr wisst, wer ich bin, was ich fühle.

Der Jugendarbeiter Hannes stand Jonas bei seinem Vorhaben, sich öffentlich zu outen, von Anfang an zur Seite. Im Gespräch fiel auf, dass er in seiner Rolle als Jugendarbeiter die Planung des Vortrages sehr genau genommen hat, um Jonas vor möglichen Angriffen und negativen Folgen zu schützen. Er berichtete:

> Also Jonas ist an uns herangetreten – über Facebook – und wir haben uns dann getroffen, das erste Mal. Und er hat uns in einem Gespräch alles erklärt, wie das ausschaut und was er vorhat, dass er sich selbst ein Zeitlimit gesetzt hat, bis wann er sich outen möchte und dann haben wir eigentlich mit ihm ausgearbeitet, in welchem Umfang wir das machen wollen und vor allem auch, welche Konsequenzen das für ihn und für sein zukünftiges Leben hat. Und er ist ja noch nicht 18. Es war wichtig, dass man die Sachen einfach alle abklärt. Dass man sagt, pass auf, wenn du mit dem an die Öffentlichkeit gehst, dann kann das nicht nur tolle Reaktionen hervorrufen. Also du exponierst dich da ganz schön und es verändert dein Leben hundertprozentig, im Positiven wie im Negativen. Das ist so. Aber auf der anderen Seite wirst du eine Lanze brechen für eine ganze Gesellschaft. Ja, ein großes Lob, dass er das so gemacht hat.

Das öffentliche Coming-out von Jonas gestaltete sich dann letztendlich so, dass Familie, Freunde, Vereine und auch Gegengruppen der Einladung gefolgt waren und am Vortrag teilnahmen. Zunächst wurde Homosexualität ganz allgemein anhand einer Power-Point-Präsentation vorgestellt. Dann wurden dem Publikum mithilfe von Musik und Bildern Fragen gestellt, die sie für sich selbst beantworten sollten. Auch der religiöse Kontext wurde mit einbezogen. Jonas erzählte seine ganz persönliche Geschichte – das war wohl der emotionalste Teil des ganzen Abends. Zum Schluss wurden in einer Diskussionsrunde aufkommende Fragen beantwortete. Dafür hatten die Jugendarbeiter und Jonas den Sexualpädagogen Martin geholt, der als Experte die Fragen zur Sexualität beantwortete.

Welche Wirkungen hatte das Outing der Jugendlichen auf die Eltern bzw. auf die Gleichaltrigenkultur?
Als Vater oder Mutter eines homosexuellen Kindes sind Eltern oft vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Sie müssen einerseits Abschied von ihren Vorstellungen und Wünschen für die Zukunft ihres Kindes nehmen, andererseits müssen sie auch in der Öffentlichkeit bewusst zu ihrem Kind und seiner sexuellen Neigung stehen, was manchmal auch ihr gesellschaftliches Ansehen beeinflussen kann. Nicht zuletzt lernen sie nach dem Outing ihres Sohnes oder ihrer Tochter einen ihnen vertrauten Menschen von einer ganz neuen Seite kennen und müssen daran arbeiten, diesen Teil der Persönlichkeit genauso zu akzeptieren wie jede andere Charaktereigenschaft ihres Kindes.
Es lässt sich feststellen, dass sich Jonas und Kevins Beziehung zu den Eltern nach dem Coming-out in eine positive Richtung entwickelt hat. Beide berichten davon, dass ihre Eltern zunächst Zeit brauchten, um die Neuigkeit zu verarbeiten und sich an den noch nie in Betracht gezogenen Gedanken zu gewöhnen. Armin, der sich bei seiner Familie noch nicht geoutet hat, antwortet auf die Frage nach der Reaktion seiner Eltern:

> Also ich glaub nicht negativ. Ich glaub die Mamas spüren das ja meistens ein bisschen, die wissen das ja sowieso und die sind da ja auch immer weniger, hmm, weniger dingsda. Bei den Vätern ist das ein bisschen anders, glaub ich, die sind immer ein bisschen, ja, weiß jetzt nicht, wie es bei denen ist, aber sie brauchen vielleicht ein bisschen länger, bis sie das verstehen. Aber ich weiß, die Mama hätte, glaube ich, kein Problem damit.

Dass es einen Unterschied zwischen den Reaktionen von Vater und Mutter gibt, so wie ihn Armin hier anspricht, lässt sich auch bei den Reaktionen der Eltern von Jonas und Kevin feststellen. Allerdings ist es nicht immer so, dass Väter größere Probleme mit der Homosexualität ihres Kindes haben als Mütter. In dieser Hinsicht spielt sicher die emotionale Bindung und das Vertrauen zwischen einem Elternteil und dem Kind eine große Rolle. In den drei Interviews konnte nicht eindeutig festgestellt werden, ob die Homo-

sexualität des eigenen Kindes für Väter oder für Mütter schwieriger zu akzeptieren ist.
Im Fall von Kevin ist sein Vater mit dem Outing seines Sohnes auf eine sehr fürsorgliche und akzeptierende Weise umgegangen. Kevin sagt: „Ja, dann hat mir Vati halt die Hand gegeben und hat halt gesagt, dass ich immer noch sein Sohn bin. Und ja, der hat eigentlich ganz gut reagiert."
Jonas hatte zu seinem Vater nie eine recht intensive Beziehung, da er aus Arbeitsgründen oft unterwegs war und nicht viel Zeit mit seinen Kindern verbringen konnte. Jonas erzählt, dass sein Vater noch ein sehr altmodisch geprägtes Bild von Homosexualität hätte und meinte, es wäre eine Krankheit, die geheilt werden müsse. Deshalb sei es ihm anfangs auch schwergefallen, zu seinem Sohn zu stehen. Jonas erzählt: „Gerade weil ich mit meinem Tata keinen guten Kontakt habe, fällt es ihm auch einfach schwer, mich zu akzeptieren und mir fällt es schwer, mich ihm zu präsentieren."
Die Beziehung der beiden hat sich aber inzwischen so entwickelt, dass der Vater sogar öffentlich dazu steht, dass sein Sohn schwul ist. Außerdem unternehmen und reden die beiden jetzt auch mehr miteinander. Das Coming-out hat im Fall von Jonas etwas Positives bewirkt.
Zu erwähnen ist, dass Jonas ein sehr enges, vertrautes Verhältnis zu seiner Oma hat. Aus diesem Grund berichtet er auch ausführlich über ihre Reaktion auf sein Coming-out. Obwohl seine Großmutter einer Generation angehört, in der Homosexualität noch als Sünde und Unzucht betrachtet wurde, hat sie eine bemerkenswert offene und liberale Einstellung zu der Thematik. Als Jonas ihr erzählt, dass er schwul sei, habe sie sehr gut reagiert. „Sie ist sehr offen mit dem Thema gewesen. Sie hat mir gleich Tipps gegeben wegen Aids, pädophilen Männern und ich soll halt aufpassen, was ich tu, mit wem ich was tu, und so."
Eine solche Reaktion hatte sich Jonas eher von seiner Mutter erwartet als von seiner Oma. Denn obwohl er immer eine sehr gute Beziehung zu ihr hatte – auch weil er das jüngste Kind und der einzige Junge der Familie ist – hat sie auf sein Outing nicht so reagiert, wie er es sich vorgestellt hatte. „Ich hab eben bei der Mama gehofft, dass sie offener ist. Sie war schon sehr geschockt. Weil als ich es ihr gesagt habe, hat sie dann in den nächsten Tagen gesagt, sie

hat kein Auge zugemacht in der Nacht und sie kann das nicht verstehen. Sie hat das lange Zeit nicht verstehen können."
Mittlerweile hat aber auch sie die sexuelle Neigung ihres Sohnes akzeptiert und die Beziehung der beiden ist durch die neue Situation nicht mehr negativ belastet.
Der Schock ist eine völlig normale Reaktion auf ein Outing, wie auch Kevin berichtet. Auch seine Mutter war nach der Neuigkeit geschockt, gerade weil sie noch nie mit dem Thema konfrontiert war, nicht genau wusste, was das bedeutet und was auf sie und die ganze Familie zukommen würde. Sie brauchte eine gewisse Zeit, die Neuigkeit zu verarbeiten. Denn es ist, wie auch Kevin einsieht, etwas anderes, wenn man plötzlich mit einer homosexuellen Person persönlich in Berührung kommt, als wenn man nur etwas darüber liest oder hört. Seine Beziehung zu den Familienmitgliedern hat sich aber eindeutig positiv entwickelt, wofür Kevin dankbar ist. Er sagt:

> Da hab ich schon auch Glück gehabt, dass ich in einer so liberalen Familie bin und so verständnisvoll – das ist nicht überall so. Es gibt auch Familien, die dann die Kinder rauswerfen oder in der nie mehr darüber geredet wird oder so. Und das ist bei uns eigentlich auch nicht. Wir können ganz offen darüber reden und den Freund mit nach Hause bringen und so.

In der Gleichaltrigenkultur steht ein homosexueller Jugendlicher vor einer neuen Herausforderung. Es geht hier darum, die eigene Rolle zu finden und sich als Mann zu behaupten. Dabei steht der homosexuelle Jugendliche einer heterosexuellen Gruppe gegenüber, was unter Umständen zu Schwierigkeiten führen kann.
Jonas kann sich noch genau daran erinnern, wie er sich als 17-Jähriger in einer Jungengruppe gefühlt hat. Da er sich im Mittelschulalter in seinem Verhalten von den gleichaltrigen Jungen seiner Klasse unterschied, wurde er von seinen Klassenkameraden diskriminiert. „Sie waren halt so. Ja, die Buben sind halt einfach noch ein bisschen hinten. Die sagen dann, iiih, der ist schwul, da müssen wir Abstand halten, sonst kann das auf uns übergehen. Das hat mich dann sehr enttäuscht."

Jonas erzählt von der Skepsis und den Vorbehalten, die auf einmal aufkamen und die zu einer gewissen Distanz von Seiten seiner ehemaligen Freunde führten. Plötzlich wollte keiner mehr etwas mit ihm zu tun haben und er wurde in der Gruppe der gleichaltrigen Jungen zum Außenseiter. In dieser Situation zweifelte Jonas an sich selbst und seinen Gefühlen. „Das ist dann einfach ein Gefühl, wo du dir denkst: Habe ich jetzt wirklich in meiner Sexualität so viel falsch gemacht, dass die Leute nichts mehr mit mir zu tun haben wollen?“

Hilfe und Verständnis fand Jonas bei seinen Mitschülerinnen. Er begann in dieser Zeit mehr mit Mädchen zu unternehmen, fand bei ihnen ein offenes Ohr und konnte so sein, wie er war. Hier bestätigt sich die Aussage, dass Mädchen hinsichtlich der Homosexualität generell offener sind und weniger Vorurteile haben. Außerdem sind sie in ihrer Entwicklung schon einen Schritt weiter und im Vergleich zu den gleichaltrigen Jungen in ihrem Denken reifer. Neben der Freundschaft zu den Mädchen haben Jonas in dieser Zeit vor allem die Musik, das Schreiben, seine Haustiere und sein Garten geholfen. Jonas hat auch beobachtet, dass Jungen sich in Gruppen anders verhalten als alleine: „In der Gruppe sind sie immer stärker, aber alleine gibt einer vielleicht noch zu: ‚Eigentlich hab ich nichts gegen Schwule, mein Bruder ist auch schwul’.“

Jonas erwähnt mehrere Situationen, in denen er von Gleichaltrigen schikaniert wurde. Auf Gewalt an homosexuellen Jugendlichen soll an anderer Stelle eingegangen werden.

Armin (23 Jahre) und Kevin (24 Jahre) erzählen von ihren Freundschaften und nehmen dabei Bezug auf ihre jetzige Situation mit Gleichaltrigen. Dabei muss angemerkt werden, dass sie aus der Phase der Pubertät heraus sind und ihre Freundschaften in gewisser Weise gefestigt sind. Auch sind sie selbst in ihrer Identitätsentwicklung schon weiter als Jungen im Mittelschulalter. Aus diesem Grund berichten die beiden von eher positiven Erfahrungen.

Armin glaubt, dass sich bei seinen Freunden durch seine Homosexualität viel verändert habe und sie auch einen Nutzen daraus gezogen hätten. Sie seien in dieser Hinsicht toleranter geworden, hätten weniger Vorurteile und würden neuen schwulen Bekanntschaften ohne Vorbehalt begegnen. Gleich-

zeitig ist sich Armin bewusst, dass die offene Reaktion seines Freundeskreises auf seine sexuelle Orientierung nicht selbstverständlich ist. Er stellt fest: „Ich bewege mich in einem Umfeld, in dem das anscheinend nicht problematisch ist. Ich weiß nicht, wie es wäre, wenn man aus dem Umfeld herauskommen würde. Aber ich habe noch niemanden getroffen, der da ein Problem gesehen hat."

Kevin hat bei einem Auslandsaufenthalt während seines Studiums sehr positive Erfahrungen gemacht. Für ihn war es kein Problem, sich bei den jungen Leuten aus den Großstädten zu outen, weil dort generell viel lockerer mit homosexuellen Menschen umgegangen wird. Für Kevin hängt das damit zusammen, dass es in Städten mehr Schwule und Lesben gibt und die Mentalität und Anonymität in Großstädten anders ist. Er berichtet von einer Situation, in der er auf die Frage, ob er denn eine Freundin habe, ganz locker antwortet, er habe keine Freundin, aber einen Freund. Seine Gesprächspartnerin habe darauf geantwortet: „Ach so, das ist ja interessant." Kevin weiter: „Sie hat gleich gefragt, ob wir glücklich sind und wie lange wir schon zusammen sind, wie wir uns kennengelernt haben und so. Halt ganz normal, was man sonst halt auch fragen würde."

Wenn Gleichaltrige auf diese Weise reagieren, zeugt das schon von einer gewissen Reife, die bei Jugendlichen im Mittelschulalter einfach noch nicht vorhanden ist. Die Gleichaltrigenkultur kann in dieser Zeit für einen homosexuellen Jugendlichen zu einem problematischen sozialen Ort werden, während sie für ältere Jugendliche eine Anlaufstelle werden kann, wo sie auf Verständnis und Toleranz zählen können und mit ihrer besonderen Identität Platz finden.

4.5 Jungenarbeit

In der Arbeit mit männlichen Jugendlichen gibt es bestimmte typische, immer wiederkehrende Bezüge, Bedeutungen und Abläufe, die erkannt werden müssen, wenn man eine geschlechtsbezogene Dimension in der Arbeit erreichen will. Aus den allgemeinen Erfahrungen lassen sich als solche Kristallisationspunkte benennen: Stress, Spaß, geschützte Situation, Körper und Grenze.

Die meisten Jungen, die in die Jugendzentren kommen, befinden sich in der Pubertät, gehen gerade in sie hinein oder durchlaufen die Nachpubertät. Die Pubertät ist eine körperliche, seelische und soziale Entwicklungs- und Übergangssituation, die spannungsgeladen ist, die Jugendlichen viel Kraft kostet und Wirkliches und Unwirkliches miteinander vermischt. Die Jugendlichen haben keine Erfahrungen, auf die sie aufbauen können; sie erleben alles neu und klammern sich notgedrungen an ihre eigene Befindlichkeit. Das macht ihren Narzissmus in dieser Lebensphase aus. Sie schwanken zwischen Omnipotenzgefühlen, Ohnmacht, Ängsten und lustvollen Selbstinszenierungen. Gleichzeitig ist das eine Entwicklungszeit, in der die Jungen nach männlicher Identität suchen und damit in Spannung zu anderen Jungen geraten, sich gegenseitig aufladen. Diese Komplexität, Widersprüchlichkeit und Vielfälligkeit des Erlebens, der Wechsel zwischen Ausgesetztsein und Selbstbehauptung, lässt sich am besten mit dem Begriffskonstrukt „Stress" umschreiben: Stress als dynamische Befindlichkeit, in der man sich einem psychosozialen Druck ausgesetzt sieht, den man nicht „wegerklären" kann, auf den man aber mit Stimmungen reagiert, ohne diese Stimmungen selbst kontrollieren zu können. Im Stress gehen auch die typischen Ängste der Jungen auf, wie sie Sturzenhecker (2002, S. 43 ff.) beschreibt: „Angst, kein richtiger Mann zu sein", „Versagensangst", „Angst vor Gefühlen" (vor Kummer, Rührung, Zärtlichkeit), „Angst vor dem Urteil der Frauen und Mädchen", „Angst vor der Gewalt der anderen Jungen". Diese Ängste sind in Stresskonstellationen versteckt, werden von den Jungen und jungen Männern meist abgespalten, auf anderes und andere projiziert. Sie sind eben nicht so einfach zu erkennen, wie die Beschreibung durch die Wissenschaft vermuten lässt. Sie gehen in Bewältigungsmuster ein, verpuppen sich in Umweg- und Projektverhalten, aus denen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen erst auf solche Ängste schließen können. Aus diesem Grund ist es notwendig, die Wirkmechanismen von Bewältigung und Bedürftigkeit bei Jungen und Männern zu kennen, da sonst – bei allem kategorialem Wissen – der Zugang zur Psychodynamik des Jungenverhaltens verwehrt bleibt.
„Unter Stress stehen" ist also eine Zustandsbefindlichkeit, in die die Jungen getrieben werden, die bei ihnen typische Muster des Bewältigungshandelns und damit Selbstbehauptung und Suche nach Handlungsfähigkeit freisetzt.

Sie stehen unter Stress und können gleichzeitig nicht zu sich kommen – was aber wichtig wäre, um Stress abzubauen. Daher versuchen sie, Stress durch hektisch wechselnde Aktivitäten zu reduzieren – was den Stress oft noch erhöht. Durch Aktivitäten, von denen sie meinen, dass sie dabei nicht unter Druck stehen. Spaß haben ist angesagt und sie merken in ihrer Männlichkeitssuche – im Kreisel von Idolisierung und Abwertung – nicht, dass es meist Spaß auf Kosten anderer ist, der sie nur zeitweise entlastet. Der Jungenarbeiter muss diese Konstellation erst einmal akzeptieren, er kann den Jungen keine andere Haltung verordnen. Im Vordergrund steht eben das Spaßhaben, das Sich-Wohlfühlen. Die Frage ist nur, ob es dem Jungenarbeiter gelingt, Situationen und Beziehungen immer wieder herzustellen, in denen dieses Sich-Wohlfühlen nicht unter Druck steht und auf Kosten anderer geht. Wenn die Jugendlichen tagsüber in einem Einkaufszentrum sind und ihren Spaß suchen, stehen sie immer unter Stress, finden eine Entspannung, die nicht in sich ruhend ist, sondern eher als Wechsel aus Ruhe und Aggressivität beschrieben werden kann. Es ist ein unterdrückter Stresszustand, der jederzeit wieder angefacht werden kann („ein falsches Wort vom falschen Mann"). Deshalb ist es im Jugendhaus wichtig, Rituale zu schaffen, mit denen Stress abgebaut werden kann – körperliche, kommunikative, raumgreifende Rituale. Man muss den Stress erkennen, bevor die Jugendlichen auf hundertachtzig sind. Als Beispiel für ein solches Ritual wird die „Schaumstoffprügelei" zwischen zwei oder mehreren Jungen genannt. Dabei kann der Stress über Körperlichkeit abgebaut werden, denn der Stress hat sich ja in der Körperlichkeit aufgeladen. Erst danach wird der Weg frei für eine nicht körperliche Auseinandersetzung. Gerade benachteiligte Jungen erleben den ganzen Tag einen negativen Selbstwert. Wenn sie dann ins Jugendzentrum kommen, machen sie sich dort über die Abspaltung ihres negativen Selbstwertes und ihrer Hilflosigkeit bemerkbar, und zwar durch Aggressivität. Sie haben das Vertrauen in andere Beziehungs- und Zuwendungsmuster verloren. Dieses Vertrauen gilt es, zumindest im Jugendhaus, wieder mühsam und auf Umwegen herzustellen.

Spaß haben um jeden Preis, das ist das Antriebsmotiv vieler männlicher Jugendlicher, die ins Jugendhaus kommen. Wer dies nicht akzeptiert, wird leicht zum Spaßverderber und hat den Zugang zu den Jugendlichen ver-

spielt. Spaß ist etwas Emotionales, es ist die Suche nach Wohlgefühl, das man sich immer wieder in neuen äußeren Situationen holt. Abwertung und Idolisierung sind oft die Motoren des Suchens nach Spaß: Der Spaß als wechselnde Imitation Stärkerer und Abwertung Schwächerer. Die mühsame Kunst der Jungenarbeit ist es, den Spaß nach innen zu verlagern, sodass die Jungen auch Spaß haben, wenn sie zur Ruhe bzw. zu sich selbst kommen.
Der Spaß ist oft mit der Angst gepaart, sich zu blamieren. Deshalb gilt es, entspannte Situationen zu schaffen, sodass eine Blamage nicht an den Selbstwert geht. Wichtig ist, dass der betreute Raum den Druck herausnimmt, der die Spaßspirale – die Abwertung auf Kosten anderer – nach oben dreht. Die Jungen sollen spüren, dass Spaß auf Kosten anderer ins Leere läuft, auch Unwohlsein erzeugen und betroffen machen kann. Ein wichtiges Ziel ist erreicht, wenn sich in der Spaßkultur eines Jugendhauses unsichtbare Grenzen einspielen, die dann auch nicht mehr übertreten werden.
Gerade für sozial benachteiligte Jugendliche ist der eigene Körper das einzige Kapital, das sie haben. Deshalb ist es schwierig, ihre männlich dominante Körperlichkeit von vornherein verändern zu wollen. Jeder pädagogische Versuch, den Körper anders als dominant zu erleben, wird von den Jugendlichen als Verlust empfunden. Sie inszenieren sich mit ihrem Körper und dies meist sehr stark auf Kosten anderer. Wie erreicht sie dann aber die Botschaft: Niemand will dir deine Körperlichkeit nehmen, es gibt aber auch andere, die wollen etwas von dir, selbst wenn sie nicht so stark sind, und fühlen sich wohler, wenn du dich zurücknimmst. Auch dann erhältst du Anerkennung!
Erst einmal ist es wichtig, dass sich die Jungenarbeiter nicht von der Massivität der Körperlichkeit überraschen und täuschen lassen. Scheinbare Drohgebärden sind in Wirklichkeit oft Teil der Sprache der Jugendlichen, ein Umwegverhalten, mit dem sie erst ihren Raum abstecken (oft sind sie dabei hilflos) und dann etwas mitteilen. Die Mitarbeiter fühlen sich nicht bedroht, wenn sie merken, dass die Jugendlichen die Beziehung zu ihnen brauchen. Dominante Körperlichkeit wird ja vor allem auch dann demonstriert, wenn die Jugendlichen periodisch zeigen wollen, dass sie noch da sind und beachtet werden wollen. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, dass Jungenarbeiter ein Gefühl für das „Laufenlassen“ entwickeln, also dafür, dass

die Gruppe vieles selbst unter Kontrolle hat und das meiste Inszenierung ist, zwar aggressiv, aber nicht gewalttätig. Gewalt kann jedoch entstehen, wenn man diese Inszenierung ungeschickt unterbricht.
Eine heikle Zone der Körperlichkeit bei männlichen Jugendlichen stellt die Homosexualität dar. „Schwul“ ist ein weitverbreitetes Schimpfwort, aber es ist nicht mehr einfach ein Stigma, nicht mehr das alte Tabu, es wird darüber geredet. Dennoch ist Schwulenfeindlichkeit bei den Jugendlichen nicht verschwunden, sie taucht immer wieder auf, wenn Jungen mit ihrer eigenen Sexualität nicht zurechtkommen. Im Schimpfwort „schwul“ ist also beides enthalten: Zum einen die Angst davor, schwul zu sein, nicht als heterosexueller Mann zu funktionieren, gleichzeitig aber auch die Neugier auf verwehrte Sexualität. Das Schimpfwort ist eine Folie, mit der gar nicht so sehr die Homosexuellen gemeint sind – obwohl es durchaus immer wieder Situationen gibt, die zu Aggressivität gegenüber Homosexuellen führen können. Hier wirkt der Bewältigungsmechanismus der Abspaltung der eigenen Hilflosigkeit. „Schwul“ bleibt aber ein Ausdruck für „nicht normal“, „schräg“ bzw. „weibisch“ und ist als tiefsitzender Abwertungsbegriff resistent, obwohl er gleichsam auf der Kippe steht: Er wird einerseits unbefangen gebraucht und ist andererseits wieder mit Angst und Unsicherheit besetzt. Für Jungen ist es schwieriger als für Mädchen, sich gegenseitig körperlich zu entdecken. Deshalb ist der Umgang mit männlicher Sexualität immer noch und immer wieder ein heißes Thema in der Jungenarbeit. Die Grundangst vieler männlicher Jugendlicher ist dabei, nicht als „richtiger Mann“ zu funktionieren. Deshalb suchen sie immer wieder nach Bildern des Funktionierens und greifen zu Pornos. Die helfen ihnen oft aber auch nicht weiter. Denn je eindeutiger die Bilder sind, desto weniger taugen sie dazu, die eigene Angst vor dem „Versagen als Mann“ zu nehmen. Aggressionen gegenüber Schwulen beinhalten immer wieder Elemente der Angst vor dem Anderssein, Hilflosigkeit und Orientierungslosigkeit in der eigenen Sexualität, in sich selbst. Die muss nach außen abgespalten werden und dieser Abspaltungsprozess ist meist ein Prozess der Projektion der eigenen Hilflosigkeit auf Schwächere als Träger dieser Hilflosigkeit: Schwule, Frauen, Behinderte, Ausländer. Deshalb sind geschützte Situationen, in denen dies thematisiert werden kann, in der Jugendarbeit so wichtig.

Die geschützte Situation ist eine zentrale Konstellation der Jungenarbeit. Geschützte Situationen bauen Stress ab, entspannen, lassen die Jungen zu sich kommen, machen die Abwertung anderer unnötig. Geschützte Situationen sind aber erst möglich, wenn eine bestimmte Beziehungsebene, ein bestimmtes Vertrauens, erreicht ist: Die Jungen müssen das Gefühl bekommen, dass der Jungenarbeiter bei ihnen nicht nach Defiziten sucht, sondern nach bisher unerkannten Stärken, die er widerspiegelt. Im Vordergrund sollte nicht die Idee stehen, die Jungen von etwas fernzuhalten, sondern man sollte sie spüren lassen, dass sie mehr können, als sie vermuten. Im Jugendhausalltag gibt es immer wieder Situationen, aus denen man kleine Projekte machen kann, in denen die Jungen etwas tun können und merken, dass sie Teil einer Gesamtaktivität sind und nicht den „großen Macker" herauskehren müssen. Auch eher weiche Tätigkeiten werden dann en passant erlebbar und erhalten Anerkennung. So können sich Rollenveränderungen einspielen. Grenzen werden eher akzeptiert, da sie nicht als Einschränkung des maskulinen Selbstwerts empfunden werden.

Grenzen im Jugendzentrum können gesetzt, Sanktionen wirksam gemacht werden, wenn zwischen den Jugendlichen und den Jugendarbeitern eine gewisse Beziehung entsteht: Die Jugendlichen müssen den Mitarbeiter als einen *anderen* Erwachsenen erfahren können, als einen, der ihnen gegenüber offen ist, seine Positions- und Generationenmacht nicht ausspielt und sie zum Zuge kommen lässt. Dann gelingt es dem Jungenarbeiter, den Jugendlichen Grenzen zu setzen. Denn er hat ja – anders als die Schule oder der Betrieb – keine materiellen und existenziellen Sanktionsmittel. Das, was er in die Waagschale werfen kann, sind die Erfahrung und Gewissheit, dass die Beziehung zu ihm vom Jugendlichen gebraucht wird, auch wenn es dieser nicht zugeben kann. Dabei weiß er aber nicht, wie lange und wie intensiv die Beziehung sein muss, um – unausgesprochen – bei Konflikten in die Waagschale geworfen werden zu können. Im Setzen von Grenzen durch den Jungenarbeiter spielt also immer wieder das Moment des Persönlichen mit: Bis hierher und nicht weiter gehe ich mit; wenn du diese Grenze überschreitest, kannst du nicht mehr mit mir rechnen.

Wenn diese Beziehung erreicht ist, ist es auch meist möglich, Jugendliche rechtzeitig auf Grenzen – auf Normen – aufmerksam zu machen. Auch das

Jugendhaus hat seine Gesetze, die durch Beziehungen nicht beliebig variiert werden können. Dennoch sollte – zumindest bei einem Hausverbot – der Jugendliche spüren können, dass er nicht ganz fallen gelassen wird. Strafen müssen für den Jugendlichen immer auch Hinweise enthalten, dass er – trotz seines destruktiven Verhaltens – als Mensch wertvoll ist und bleibt (vgl. Böhnisch, 2010).

Diese Differenzierung zwischen Person und Verhalten ist zwar nach innen, im Haus bzw. in der Wohngruppe machbar, nach außen, in der Öffentlichkeit, jedoch schwer durchzuhalten. Dort stehen die Tat und der Täter im Vordergrund und das Jugendhaus, die Wohngruppe oder das Streetwork-Projekt geraten, wenn der Junge im Wohnumfeld auffällig wird, schnell in den Verdacht, Täter zu produzieren. Es bleibt die Frage, wie der Mitarbeiter nach außen deutlich machen kann, dass er nicht hinter der Tat steht, aber doch hinter dem Jungen als Mensch. Wenn das nicht gelingt, ist der Mitarbeiter öffentlich entwertet und wird zum pädagogischen Komplizen eines Täters. Deshalb kommt es darauf an, Unterstützung außerhalb der Einrichtung zu suchen: Man braucht ein Netzwerk, das Vertrauen schafft. Beziehungen zu Kontaktbeamten und Lehrern müssen gepflegt, Quartierforen, zu denen die verschiedensten Leute und Positionsinhaber kommen, genutzt werden, um über solche Differenzen aufzuklären. Das Umfeld muss verstehen, dass hinter Delikten, die die Jugendlichen begehen, Bewältigungsprobleme stecken und dass die Jungen, weil sie sich ausgegrenzt fühlen, so auf sich aufmerksam machen. Gerade männliche Jugendliche tragen das innere Dilemma eher aggressiv nach außen. Da nützen dann keine Strafen, die die Jugendlichen noch weiter erniedrigen und ihnen den Selbstwert nehmen. Sie verschärfen eher die Situation. Der Jugendarbeiter hat hier gleichsam eine öffentlichkeitsbezogene Bildungsfunktion: Er muss seinem Umfeld die Paradoxie des abweichenden Verhaltens seiner Jugendlichen erklären und der Öffentlichkeit nahebringen, dass sie dafür Verantwortung trägt, sich in ihrer Reaktion auf die Jugendlichen differenzierter zu verhalten. Der Aufbau eines eigenen persönlichen Netzwerkes außerhalb des Jugendhauses ist also ein professionelles Gebot für die Jungenarbeit. Dies wirkt auch auf die Beziehung zu den Jugendlichen zurück, denn diese fühlen sich nicht nur durch

den Mitarbeiter vertreten, sondern er ist auch *ihr Mann* – was allerdings nicht mit *ihr Idol* gleichzusetzen ist.
Jugendliche hängen Idolen nach. Sie gehören zur Szenerie der Unwirklichkeit der Pubertät. Idole kann man den Jugendlichen pädagogisch nicht nehmen. Wenn man es versucht, ist die Wirkung eher kontraproduktiv. Idole symbolisieren Wünsche, Träume und Sehnsüchte der Jugendlichen im pubertären Spannungsfeld. Die Erreichbarkeit dieser Träume spielt in der Unwirklichkeit der Pubertät keine Rolle. Deswegen sind sie auch gegen eine pädagogische Beeinflussung weitgehend immun. Sozialarbeiter sind keine Idole, sie können aber Vorbilder sein. Diese Vorbildwirkung entwickelt sich nach Erfahrung der Wiener Jungenarbeiter weniger in der normativen Vorbildwirkung – also vor allem moralisch-ethisch –, sondern eher funktionell. Es beeindruckt die Jungen, dass es die Jugendarbeiter geschafft haben, mit dem, was sie mit ihnen machen, einen Job zu kriegen, der den Jugendlichen auch noch zugutekommt. Man kann von ihm profitieren und mit der Zeit spielt sich auch das Gefühl ein, dass er wichtig für einen ist. Dann kann sein Verhalten für den Jungen selbst attraktiv werden. Der Jugendliche wird neugierig, wie sich der Jugendarbeiter in der einen oder anderen Situation verhält – vor allem als Mann, der sich von den gängigen Männerbildern der Väter, Lehrer, älteren Freunde u. a. unterscheidet. Zu Idolen werden meist Schauspieler, Popstars, Fußballer. Bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund – auch bei denen, die hier geboren sind – sind die Idole sehr stark an die Heimatländer gebunden. Es sind die Idole der interkulturellen Zwischenwelten, die man als *eigene* in einem Land braucht, in dem man zwar geboren ist, aber immer wieder das Gefühl hat, nicht richtig zum Zuge zu kommen.
Mitarbeiter werden nicht mit Idolen verglichen, sie sind für die Jugendlichen eine andere Welt. Sie stehen deshalb auch nicht unter dem Druck, alle neuen, wechselnden, sich überschlagenden jugendkulturellen Stile mitmachen zu müssen. Wichtig ist, dass Jungenarbeiter die Sensibilität dafür bekommen, dass im Alltag des Hauses immer wieder neue Situationen entstehen, in denen sie etwas verkörpern, was die Jugendlichen brauchen. Als Beispiel wird oft die Kategorie Gerechtigkeit genannt: Jugendarbeiter können Gerechtigkeit verkörpern, denn Jugendliche haben das Gefühl, dass es

immer wieder Situationen gibt, in denen Gerechtigkeit gebraucht wird, gerade weil sie sich oft ungerecht behandelt fühlen. Die Jugendarbeiter können für die Jugendlichen ein Vorbild sein, wenn es darum geht, eingefahrene Geschlechterrollen aufzuweichen und zu variieren. Das geschieht dann, wenn Mitarbeiter bewusst immer wieder „weibliche" Tätigkeiten im Haus übernehmen und damit die gängigen stereotypen Geschlechterzuschreibungen „Frau ist gleich Bedienung, Sekretärin" usw. durchbrechen. So entstehen im Alltag Lernsituationen. Allerdings ist es dabei wichtig, dass die Mitarbeiter – wollen sie Vorbildwirkung erzielen – erst einmal akzeptieren, wie die Jugendlichen sich sehen. Sie können nicht gleich mit einem veränderten und gegenläufigen Männerverhalten auf die Jungen einwirken, sondern sie müssen akzeptieren, dass die Jungen den Mitarbeiter zuerst als Mann sehen. Deshalb darf dieser nicht so tun, als wäre er kein „üblicher" Mann. Erst aus dieser akzeptierenden Position heraus kann er anders agieren. Die Situation muss also stimmen und der Mitarbeiter darf sich nicht künstlich verhalten.

In diesen Beispielen ging es vor allem um Jugendliche im städtischen Raum und dabei besonders um solche, die auf das Jugendzentrum angewiesen sind. Im ländlichen Raum sind die Jugendzentren in die dörflichen Strukturen eingebettet; die meisten Besucher gehören noch anderen Vereinen – Sport-, Musik-, Trachten- und Freizeitvereinen, der Feuerwehrjugend und kirchlichen Jugendorganisationen – an. Sie unterliegen also meist dem dörflichen Normalitätsdruck hegemonialer Männlichkeit, haben aber auch die Chance, über einzelne Projekte, die in der Vereinsarbeit keinen Platz haben, jungenpädagogische Akzente zu setzen, die auch in der verbandlichen Jugendarbeit der Gemeinde auf Interesse stoßen, weil die Jugendlichen davon erzählen. Vor allem haben die Jungen im Jugendzentrum die Chance, über Tabuthemen zu reden – Sexualität, dörfliche Kontrollstrukturen, Zurücksetzung der Jugendlichen in Tourismusgemeinden –, die in der Vereinsarbeit nicht zum Zuge kommen. Dabei darf man aber nicht gleich mit der genderpädagogischen Tür ins Haus fallen, sondern muss – im Sinne akzeptierender Jugendarbeit – bei den existierenden Geschlechterrollenbildern der Jugendlichen ansetzen. „Jugendarbeiterinnen sprechen mit Mädchen im Jugendtreffpunkt über Liebeskummer, Regelschmerzen, übers

Schminken oder Jungs. Jugendarbeiter wiederum sprechen mit Buben im Jugendtreff über Motorräder, Fußball oder Sport"(Ortner, 2014, S. 94) und versuchen darin Themen wie Risikoverhalten, respektvolles Verhältnis zu Mädchen oder auch Konflikte mit den Vätern unterzubringen.

5. Muster männlicher Lebensbewältigung und Männerberatung

Vieles am männlichen Bewältigungsverhalten – vor allem in kritischen Lebenskonstellationen – ist nach außen abgespaltene innere Hilflosigkeit. Da in unserer Gesellschaft Hilflosigkeit nicht als positives soziales und kulturelles Gut anerkannt ist, sondern vielmehr als Schwäche gilt – gleichsam als soziale Impotenz –, ist sie in der männlichen Gesellschaft ein Tabu. Es gibt wenige Räume, in denen Männer ihre Hilflosigkeit ausdrücken können. Alles muss erklärt, rationalisiert werden können. Wenn – wie bei kritischen Lebensereignissen – die Außenwelt zusammenbricht, bisherige soziale Beziehungen nicht mehr greifbar sind, wird die Unfähigkeit, der Mangel mit seiner eigenen Hilflosigkeit umzugehen, sie sich einzugestehen und auszudrücken, für den Mann zum psychosozialen Bumerang. Männer sind gewaltgefährdeter, weil sie dazu getrieben werden, ihre Hilflosigkeit außen zu bekämpfen, auf andere, Schwächere, zu projizieren. Viele Männer sind in einer riskanten Zwangslage und spüren dies. Auf der einen Seite nimmt die Intensivierung der Arbeit zu und sie werden dadurch noch mehr nach außen gezogen. Auf der anderen Seite bietet die Arbeit nicht mehr die Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der das Mannsein bei den meisten bisher im Außen aufgehen konnte. Das Gespenst des rollenlosen Mannes geht in der Männerwelt genauso um wie der damit verbundene Drang, sich wenigstens als maskulin zu inszenieren – wenn die männliche Dominanz, die patriarchale Dividende, schon nicht mehr arbeitsgesellschaftlich abgesichert ist. Nun rächt sich, dass Männer über Generationen hinweg keine Erfahrungen mit dem Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf haben, keine alternativen Rollenvorgaben, an denen sie sich neben und außerhalb der Arbeit sozial orientieren könnten.

5.1 Muster männlicher Lebensbewältigung

Der Mechanismus der Externalisierung, der Außenorientierung, und der mangelnde Selbstbezug des Mannes in Einstellungen und Verhalten verdeckt, dass sich hinter vielen außengeleiteten Verhaltensweisen Wünsche, Sehnsüchte und andere Gefühle verbergen, die nicht von innen her ausge-

drückt werden können und deshalb nach außen abgespalten werden müssen. So kommt es, dass in vielen externalisierten Verhaltensweisen von Männern – vor allem dann, wenn sie sich antisozial äußern – die dahinter versteckten Bedürftigkeiten nicht vermutet oder gesehen werden. Dieses Nach-außen-gedrängt-Sein, Nicht-innehalten-Können führt auch dazu, dass viele Männer es schwer haben, Empathie zu zeigen, das heißt, sie haben Schwierigkeiten, sich in die Gefühle anderer hineinzuversetzen. Der Mangel an Empathie stärkt natürlich das Konkurrenzverhalten, das von Männern traditionell in der Arbeitswelt erwartet wird, und schwächt so ihre Sensibilität für Fürsorglichkeit. Viele Männer können schlecht mit jemandem umgehen, der Probleme hat. Sie wollen, dass es, sie oder er funktioniert. Das fängt schon in der Familie an: Wenn die Jungen schlechte Zeugnisse nach Hause bringen, wenn sie gar auffällig werden, dann ist es eher die Mutter, die sich um die Nöte des Jungen kümmert. Sie versucht, an ihn heranzukommen und ihm die Möglichkeit zu geben, seine Befindlichkeit zu zeigen. Der Vater orientiert sich meist am Außen, an den mangelnden Leistungen oder an der Tat. Für ihn ist entscheidend, dass der Sohn nicht funktioniert und wenn der Sohn nicht funktioniert, dann könnte es so aussehen, als würde der Vater nicht funktionieren. Wenn Männer arbeitslos werden, dann fühlen sie sich vor allem deswegen entwertet, weil sie Angst haben, nicht mehr zu funktionieren und nichts mehr wert zu sein. In Wiedereingliederungsprojekten mit langzeitarbeitslosen Männern wird deshalb darauf geachtet, dass sie zeigen können, dass sie auch Fähigkeiten und Kompetenzen außerhalb der Arbeit – im kulturellen und sozialen Bereich – haben und diese Fähigkeiten entwickeln können, wenn sie zu sich kommen, das heißt, Selbstbezug im Innen erfahren. Bis in die Zonen der Gewalttätigkeit zieht sich die Sehnsucht nach dem Innen und das Verlangen nach Anerkennung dieser Sehnsucht. Da ihnen diese aber verwehrt ist, sind sie außerstande die Sehnsucht sozial verträglich rüberzubringen. Diese Befindlichkeit wurde deshalb hier in den Begriff der Bedürftigkeit gefasst.

Das männliche Externalisierungsprinzip beinhaltet immer eine Warnung vor dem Innen: „Wenn du dich Gefühlen hingibst, dich mitreißen lässt, dann bist du verloren, ausgeliefert, dann hast du keine Kontrolle mehr über dich

selbst, dann kannst du nicht mehr funktionieren.“ Um immer funktionieren zu können, müssen Männer alles unter Kontrolle haben. Dies zeigt sich in den meisten Actionfilmen, in den unterschiedlichsten Varianten der Computerspiele, in den Spielhallen oder zu Hause. Der Controller, die Playstation, ist der verlängerte Arm des Mannes. Cool bleiben, keine Gefühle zeigen, die Risiken fest im Auge – ein zwanghafter Habitus, der in der Idolisierung der Männlichkeit vielfach ästhetisiert und selten ironisiert wird. Alles unter Kontrolle zu haben, bedeutet für Männer zum Beispiel auch, dass in ihren Einflussbereichen alles funktioniert, selbst dort, wo sie nicht anwesend sind. Am Beispiel des abwesenden Vaters, der sich darauf verlassen kann, dass die Mutter ihn in der Familie hochhält, seine Kontrollprinzipien gegenüber den Kindern vermittelt, kann man diesen Zusammenhang gut nachvollziehen. Dabei ist in diesem Kontrollzwang immer auch die Intention der Verantwortung enthalten, die in der Regel versachlicht ist. Ausbalancierte männliche Verantwortung, die den Erfolg einer Aktion oder eines Verfahrens nicht nur an seiner Machbarkeit, sondern auch am Menschen misst, bedarf der Fähigkeit der Empathie, die wiederum eng mit dem Vermögen zum Selbstbezug verbunden ist.

Das Gefühle-zurückhalten-Müssen, der mangelnde Selbstbezug und der Zwang, sich und andere unter Kontrolle haben zu müssen, führen oft dazu, dass Männer eigenartig stumm sind, sogar gegenüber sich selbst. Mit dieser männlichen Eigenart, dem Prinzip der Stummheit, ist nicht gemeint, dass Männer nicht reden. Sie reden viel und wiederholt, ritualisiert, über alles Mögliche – Autos, Wetten, Technik, Frauen, Fußball, die Chefs, abwesende Konkurrenten etc. –, aber nur nicht über sich selbst. „Ein Mann, ein Wort“, heißt es in der Umgangssprache, „eine Frau, ein Wörterbuch“. Aus diesem Grund behaupten Männer, Frauen gäben sich preis, maßen sich an, in ihnen zu lesen. Sie merken dabei nicht, dass sie ihre eigene Unfähigkeit zum Selbstbezug, zum Sich-Öffnen, abwertend auf Frauen abspalten. Über was soll man auch von sich reden, wenn einem der Kontakt zu sich selbst fehlt? Männer verstehen sich ohne Worte, sie funktionieren ja in einer externalisierten Rationalität im – militärisch-hierarchischen oder funktionslogischen – Dienst an einer Sache, die dann nicht selten ritualisiert und mythisiert wird – im Namen der Ehre – und jenseits allen Zweifels liegt. Dass Männer über

sich, auch und gerade über ihre innere Hilflosigkeit, reden können, zeigen die Erfahrungen aus der Lebens- und Männerberatung. Dort wird allerdings deutlich, wie verbaut und verbarrikadiert der Zugang zum männlichen Innen oft ist. Erst wenn ein geschütztes Umfeld geschaffen ist, in dem die Angst abgebaut werden kann, in dem gezeigte Hilflosigkeit nicht als Schwäche abgewehrt und in Konkurrenzvorteile umgemünzt werden kann, können Männer über sich und aus sich heraus sprechen. Dokumentiert ist dies zum Beispiel bei Neumann und Süfke (2006), die in ihrer Beratungspraxis mit dem hier vorgestellten Modell der männlichen Lebensbewältigung gearbeitet und es sowohl für die Diagnose als auch für die Intervention für geeignet befunden haben.

Wenn man sich das Zusammenspiel dieser männlichen Einstellungs- und Verhaltensmuster ansieht, so fällt immer wieder ihr Zwangscharakter auf: Männer können scheinbar nicht anders, deshalb sind sie auch sehr einsam und müssen einsame Entscheidungen – gegen ihr Gefühl – treffen. Männer verhalten sich also gegen sich selbst, tun sich selbst Gewalt an. Auch von dieser Seite, wieder aus balancierender Perspektive, muss man das männliche Gewaltproblem beleuchten, nicht nur von der Täterseite. Das Thema „Männer als Opfer“ steht an. Dabei geht es um strukturelle Gewalt, um den von vielen gespürten, aber nicht rational begreifbaren Zwang, unter dem Männer stehen, sich selbst zu verletzen bzw. zu zerstören, um dem gesellschaftlichen Erfolgsbild von Männlichkeit zu entsprechen. Schon die Verletzungen kleiner Jungen müssen sichtbar, präsentierbar und heldenhaft erzählt werden. Mit Unfällen im Haushalt – wenn man beim Geschirrspülen oder Putzen hilft – lässt sich kein männlicher Staat machen, das geht auch erwachsenen Männern so. Verletzungen gelten als männliche Symbole, wenn sie mit außerhäuslichem Risikoverhalten verbunden sind. Die Parole „hart gegen sich selbst sein“ beinhaltet auch immer, keine Gefühle sich selbst gegenüber zu zeigen und damit auch nicht gegenüber anderen. Gewalt gegen sich selbst und Gewalt gegen andere, diese beiden Dinge liegen bei manchen Männern eng beieinander. Auf der anderen Seite zeigen Befunde zu Männerfreundschaften, dass Männer durchaus in der Lage sind, Freundschaft als ganzheitliche Gegenseitigkeit zu entwickeln und nicht nur in funktionalen Partnerschaften zu denken. Männerfreundschaften sind in

diesem Sinne dadurch gekennzeichnet, dass sich Männer „über das Miteinander aufeinander [konzentrieren]. Die Verbindung von gemeinsamer Aktivität und gemeinsamem Erleben gilt als primärer Beziehungsträger männlich geprägter Freundschaft." (Stiehler 2009, S. 217) Über gemeinsame Aktivitäten bilden sich Gefühle der Nähe und des Vertraut-Seins, meistens aber ohne den intimen körperlichen Gefühlsaustausch, wie er bei Frauen zu beobachten ist, die in ihren Freundschaften eher den direkten Beziehungsweg und nicht unbedingt den Umweg über Aktivitäten gehen. „Die charakteristische Kommunikation unter Freunden beinhaltet eine Vermeidung von Direktheit. Zu direkten Fragen nach Befindlichkeiten und Problemen kommt es in Männerfreundschaften eher selten." (Stiehler 2009, S. 221) Gleichzeitig aber geben Zweisamkeit und gegenseitiges Vertrauen einen geschützten und vor allem männlich konnotierten Rahmen ab, in dem die eigene Hilflosigkeit nicht abgespaltet werden muss und – wenn auch oft auf Umwegen – thematisiert werden kann. So ist die Chance zur Entfaltung von Selbstbezogenheit und Selbstsorge als Voraussetzung einer inneren Beziehung zum und der Sorge um den anderen auch bei Männern – auf ihre Art – gegeben.

Dieser schwierige Zugang zum eigenen Selbst, der für männliches Verhalten charakteristisch ist, wird Männern im Alltag meist gar nicht zum Verhängnis. Es gehört zur sozialen Normalität, dass Männer so sind. Es wird ihnen ja gesellschaftlich abverlangt, wird mit Modulangeboten konsumtiv ausbalanciert. Selbst in der familialen Umwelt des Mannes hat die Frau genügend Strategien entwickelt, um damit umzugehen. Prekär werden solche männlichen Verhaltens- und Einstellungsmuster für den Mann aber spätestens dann, wenn er in kritische Lebensereignisse gerät, bei denen sich seine Umwelt nicht mehr auf ihn einstellt und in denen die bisherigen Bewältigungsmuster nicht mehr funktionieren. Kurzum, kritische Lebensereignisse – zum Beispiel Überforderungen in Beruf und Beziehung, Arbeitslosigkeit, Verlust der Partnerin, Berufsunfähigkeit, Altersübergang oder Sucht – erzeugen Stresszustände, in denen typisches männliches Bewältigungsverhalten freigesetzt wird und nach einer entsprechenden Logik abläuft. Krisenhafte Ereignisse und Verläufe werfen einen auf sich selbst zurück, machen einen handlungsunfähig, schneiden oft die Möglichkeiten und Unterstützungen ab, die man bisher hatte, um psychosozial bedrohliche

Situationen abzuwehren. In solchen Konstellationen sind der eigene Selbstwert, die Erfahrung sozialer Anerkennung und das Gefühl, etwas bewirken zu können – alles Grundvoraussetzungen für eine handlungsfähige Persönlichkeit –, empfindlich gestört. Alles sinnliche Streben geht nur dahin, wieder Selbstwert und Anerkennung zu bekommen, um handlungsfähig und „identisch" zu werden. Dieser Antrieb erfolgt nicht aus dem Kopf, sondern aus dem Bauch heraus: Alles im Mann strebt nach der Erlangung dieses psychosozialen Gleichgewichts bzw. der Handlungsfähigkeit – egal mit welchen Mitteln. Hier kommt es darauf an, welche Kompetenzen der Mann im Laufe seiner Biografie erworben hat, um diese Krise, diesen emotionalen Zustand des Ungleichgewichts, aufzuheben und wieder ins Gleichgewicht kommen zu können.

5.2 Männerberatung

Im Mittelpunkt jeder Beratung steht die Sprache, egal ob sie nun alltagsorientiert (ansetzend an Alltags- und Lebenserfahrung), systemisch (anknüpfend am System der Rollen- und Abhängigkeitsbeziehungen, z. B. in der Familie) oder ressourcen- und netzwerkorientiert (Aktivierung von Kompetenzen und sozialen Beziehungen) ist. Beratung kann deshalb durchaus als Hilfe zur Thematisierung jener Lebensschwierigkeiten verstanden werden, die eine Hilflosigkeit des Selbst erzeugen und die die Betroffenen von sich aus nicht mehr zur Sprache bringen können. Beratung bezieht sich also auf die Ausdrucksdimension der Bewältigungslage. Die Klienten stehen unter Abspaltungsdruck, der im Verlaufe des Beratungsprozesses abgebaut werden kann. Ziel ist die Wiedergewinnung innerer Autonomie, eines selbstbestimmten Zugangs zum eigenen Innen, von dem aus das Verhältnis zu sich und zur sozialen Umwelt neu geordnet werden kann. Aus dem Bewältigungskonzept weiß man, dass der innere Abspaltungsdruck in der Regel deutliche geschlechtsdifferente Ausprägungen aufweist – bei Frauen eher innen-, bei Männern eher außengerichtet. Aus diesem Grund müssen sozialpädagogische Beratungskonzepte geschlechtssensibel angelegt sein, wenn sie einen akzeptierenden und darin aktivierenden Zugang zu den Klienten finden wollen.

Das Grundproblem des beschädigten Mannes, so wurde es in den Prinzipien zur männlichen Lebensbewältigung formuliert, ist seine Sprachlosigkeit – gegen sich selbst und im Hinblick auf das, was ihn bedroht. Der Berater versucht, den Klienten so weit zu bringen, dass er über seine negativen Gefühle, seine Hilflosigkeit sprechen kann. Der männliche Klient dagegen hat Angst vor dieser Hilflosigkeit in sich, ist bestrebt, sie nach außen abzuspalten. Er hat Angst davor, die Kontrolle über sich und die Situation zu verlieren und versucht alles, um sich und seine Lage erst einmal zu rechtfertigen, sein Problem zu rationalisieren und den Berater auf seine (Männer-)Seite zu ziehen.
So oder ähnlich lassen sich die inzwischen vielfältigen Erfahrungen aus der Männerberatung zu einem Modell des Sprechkonflikts zusammenfassen, den es im Beratungsprozess aufzulösen gilt. Männlichkeit steht quer zur Beratung, weil sie immer dort nach außen strebt, wo die Beratung nach innen will. Ein Mann hat sich im Griff und alles unter Kontrolle.

Männerberatung Bozen

Der Leiter der Bozner Männerberatung Guido Osthoff berichtet, dass sich ein Großteil der Gespräche um Beziehungen drehe. Erst an zweiter Stelle ginge es um das Thema Trennung, aber auch um Gefühle der Unsicherheit, Angst und Depression. In jüngster Zeit ist den Beratern aufgefallen, dass die Männer, die zu ihnen kommen, vermehrt von Verlustängsten erzählen. Viele Männer sind mit dem Ende des patriarchalen Familienbildes und mit der daran geknüpften Erwartung, in Familie und Haushalt stärker Verantwortung zu übernehmen, überfordert. Einige, so sagt Osthoff, kämen erst in die Beratungsstelle, nachdem sie ihre Frauen dazu aufgefordert hätten. Die meisten Rat suchenden Männer befinden sich im mittleren Lebensabschnitt. In diesem Alter sind auch die Männer, die am Anti-Gewalt-Training teilnehmen. Dieses Training richtet sich, so Osthoff, an Männer, die im häuslichen Umfeld gewalttätig geworden sind. Den Teilnehmern sähe man die Gewalttätigkeit nicht an, sie hätten gute Umgangsformen, seien eloquent und hätten dennoch eine dunkle, brutale Seite. (Persönliche Mitteilung von Guido Osthoff, Leiter der Bozner Männerberatung, 19. 11. 2014)

Beratung wird gesucht, wenn man hilflos ist, wenn es „kritisch“ in und um einen geworden ist, wenn die psychischen und sozialen Ressourcen, die einen bisher handlungsfähig hielten, über die man bisher verfügt hat, nicht mehr ausreichen oder zusammengebrochen sind. Man(n) ist auf sich selbst zurückgeworfen, den Problemen „nackt ausgeliefert“. Der Bewältigungsmechanismus tritt in seiner Gesetzlichkeit in Kraft, die somatischen Antriebe der Maskulinität gewinnen immer mehr die Oberhand. Der Betroffene wird „übermannt“, kennt sich selbst nicht mehr. Selbst Männer, die in krisenfreien Zeiten von sich sagen würden, dass sie ihr Mannsein als sozial und psychisch gelungen empfinden, können in solchen krisenhaften Situationen wieder in maskuline Reaktions- und Bewältigungsmuster zurückfallen, die mit ihnen durchgehen.

Trennungen von der Partnerin – ein häufiger Beratungsanlass sind Ehescheidungen, bei denen es darum geht, wem die Kinder zugesprochen beziehungsweise wie der väterliche Kontakt weiter aufrechterhalten werden kann – sind ein brisantes Beispiel für einen solchen maskulinen Aufschaukelungsprozess. Es entstehen Fronten. Der Mann – rechtlich in Sachen Vormundschaft sowieso benachteiligt – aktiviert gegenüber seiner Frau maskuline und sexistische Gefühle, die er während der Ehe nie kannte. Der früher partnerschaftlich-empathische Gatte einer gleichberechtigt ausgehandelten Beziehung stürzt nun in das dunkle Loch der Hilflosigkeit, aus dem ihm die bisherigen Beziehungsmuster nicht mehr heraushelfen. Um aus dieser Hilflosigkeit herauszukommen, klammert er sich an das verborgene, archaische Maskuline in sich, das ihm seiner Empfindung nach noch als Einziges bleibt und ihn stärkt. Die Frau wird auf einmal abgewertet, die Kinder werden zum väterlichen Besitz deklariert, alles, was sich gegen ihn richtet, gerät zum Verstoß gegen ein männlich-patriarchalisches Gesetz, für das er nun steht, die patriarchale Dividende wird unversehens aktiviert.

Wenn ein solcher maskuliner Aufschaukelungsprozess bereits stattgefunden hat, gestaltet sich die Beratung notgedrungen langwieriger und schwieriger im Beziehungsaufbau zum Berater. Solche Männer sind es, die die Berater zu sich herüberziehen wollen. Sie wollen gerade wegen ihrer Angst vor Hilflosigkeit und Kontrollverlust nun zumindest in der Beratung die Kontrolle

über die Situation behalten. Deshalb ist es für die Einschätzung der Beratungssituation notwendig, zwischen zwei Konstellationen zu unterscheiden:

Erste Konstellation

Der Mann ist in der Lage, seine Hilflosigkeit so zu erfahren, dass er sie selbst thematisieren und sich Beratung – entweder Alltagsberatung bei Freunden und Freundinnen oder professionelle Beratung – suchen kann. Er spürt in sich den Druck, über sich zu sprechen, sich offenzulegen, aber auch den Drang, dass er jemanden braucht, der ihm dabei hilft und eine entsprechend offene und verstehende Beziehung anbietet. Dies ist kein rationaler Entscheidungsvorgang. Der Mann ist genauso den Anfechtungen seiner verborgenen Maskulinität ausgesetzt. Wichtig aber ist für die Einschätzung der Ausgangssituation der Beratung, dass er den Ausbruch dieser Maskulinität, das „Übermanntwerden", mehr fürchtet als seine Hilflosigkeit.

Zweite Konstellation

Der männliche Aufschaukelungsprozess ist in vollem Gange, die Angst vor Hilflosigkeit und Kontrollverlust ist abgespalten und auf Feindbilder (Abwertung anderer) projiziert. Rationalisierungen und Kontrollstrategien beherrschen das Verhalten und versteifen sich immer mehr, sodass die eigene Hilflosigkeit entsprechend hartnäckiger ignoriert, externalisiert werden muss. Die Männerberatung, die der Mann schließlich in Anspruch nimmt – meist schicken ihn Freunde oder Verwandte – wird als letzter Strohhalm und letzte Versicherung gleichermaßen aufgesucht. Der Berater sieht sich dieser Ambivalenz ausgesetzt – der Klient signalisiert seine Hilflosigkeit ebenso wie seinen unbedingten Anspruch, sie zu negieren. Wie soll der Berater sie aufbrechen?

In diesem Zusammenhang haben sich zwei Grundprinzipien als wirksam erwiesen. Der Mann muss spüren und – später –erkennen können, dass der externalisierte Kampf um etwas und gegen andere letztendlich ein verbissener Kampf, Gewalt gegen die eigene Hilflosigkeit und damit gegen sich selbst ist. Was ihn jetzt in der Beratung erwartet, ist ein schmerzlicher Prozess: Beratung soll ja gerade das aufschließen, zutage fördern und ihm spiegeln, was er bisher abgespalten, projiziert, rationalisiert und verdrängt hat.

Er hat nur die Prognose des Beraters, dass er sich danach wohlfühlen und die Situation neu sehen kann bzw. dass er aus sich heraus über seine Ängste wird sprechen können und dabei spüren, dass er nicht mehr auf Rationalisierung, Abwertung oder gar Gewalt angewiesen ist.
Der Berater soll eine akzeptierende Haltung einnehmen können. Das heißt, er muss dem Klienten deutlich machen, dass er als Mann sein Verhalten versteht, sich hineinfühlen kann (Anflüge von Frauenabwertung hat wohl irgendwann jeder Mann), dass er aber neugierig auf den anderen Mann ist, der im Klienten steckt. Natürlich nutzt der Berater letztendlich die Abhängigkeit des Klienten, für den er erst einmal der letzte Ausweg ist. Dies erlaubt ihm, dieses Doppelspiel zu variieren. Die Kunst besteht darin, die Abspaltungen und Rationalisierungen des Klienten eine Zeit lang auszuhalten, sich so weit darauf einzulassen, dass sich der Klient nicht ganz ausgeliefert fühlt und dadurch blockiert ist. Gleichzeitig kann ihm aber gezeigt werden, kann er spüren, dass seine Haltung, wenn sie sich nicht ändert, schon im Gespräch, in der Beziehung zum Berater in die Enge führt und dass er das, was in der Beratungsbeziehung aufkeimt, gleich wieder erstickt.
In der Beratung werden Person und Problem (bei gewalttätigen Männern: Person und Delikt) auseinandergehalten, voneinander getrennt. Es wird über den Mann gesprochen und nicht über das Problem. „Erzählen Sie über sich, über den kleinen Jungen, die Ängste, die Versuche sie zu überwinden, Erinnerungen des Wohlfühlens.“ Das biografische Interview wird zum therapeutischen Zugang. Der Klient kommt immer wieder in den Erzählzwang, eine neue Verlaufskurve des bisherigen Lebens bildet sich heraus, in der die anderen Anteile des Mannseins aufscheinen und festgehalten werden können. Natürlich ist das ein mühsamer Einstiegsprozess, der eine eigene Beziehungsatmosphäre braucht. Männerberatung ist ein Schutz- und Beziehungsraum, der im Kontrast stehen muss zu den externalisierten Räumen der Arbeit und der Arbeitsbeziehungen. Also keine Büroeinrichtung, aber auch nicht zu kuschelig, denn damit assoziieren Männer schnell schwach, weiblich bzw. schwul. Der symbolische Übergang muss gewahrt bleiben, wichtig bei den Möbeln ist, welche Haltung sie ermöglichen, wie man sich zurückfallen lassen kann und doch nicht fallen lassen muss. Männerberatung braucht Bewegung, muss in Fluss gehalten werden, der exter-

nalisierte Mann, der die dauernde Bewegung von sich weg liebt, muss in die Bewegung zu sich selbst umgepolt werden. Spaziergänge und Treffen im Café sind Teil des Beratungsrhythmus. Am Anfang muss gegen Übertragungen gekämpft werden.
Wie lange eine Einzelberatung mit dem Klienten dauert, hängt davon ab, wann und wie Berater und Klient spüren, dass der Klient zu sich gekommen ist, dass es ihm möglich ist, er selbst zu sein und sich dabei wohlzufühlen. Die Abhängigkeiten der ersten Stunden – abhängig von Frauenabwertung, Dominanzstreben und Kontrolldruck – sind in den Hintergrund getreten. Nun ist es Zeit, dass sich die Beziehung zwischen dem Berater und dem Klienten sozial öffnet und der Klient die Gelegenheit bekommt, in eine Gruppe einzutreten, in der Gleichbetroffene zusammen sind. Diese Gruppe ist ein geschützter Raum; der Mann kann hier erfahren, dass sein nun anderes Selbst sozial gespiegelt wird. Der Erfolg der Einzelberatung verlängert sich nicht so einfach durch die Gruppe, da die Gruppe ihre eigene Dynamik entwickelt, die entlang einer ambivalenten Grundlagenmatrix verläuft: Zum einen geraten Männergruppen nahezu zwangsläufig in eine männerbündnerische Dynamik hinein, in der Abwertung des Weiblichen, Bestärkung der männlichen Dominanz und Scheu vor Intimität wieder aufkeimen, gleichzeitig sind die Männer oft erst einmal hilflos in diesem intimen Schutzraum, der sie symbolisch dazu zwingt, Intimes – Ängste, Sehnsüchte, Verstörungen – preiszugeben, wo doch der männliche Raum der öffentliche Raum der Rationalisierung und Selbstkontrolle ist. Gleichzeitig bringen sie die Sehnsucht aus der Einzelberatung mit, das nun Erreichte sozial – vor allem an anderen Männern – zu testen, das vorher sozial gefürchtete Gespenst der Unmännlichkeit zu verscheuchen.

5.3 Männlichkeit in der Krise?

In den letzten zwanzig Jahren hat sich besonders die US-amerikanische Publizistik in der Männerverspottung überschlagen. Der Mann als genetische Fehlprogrammierung, als Mangelwesen. Schon die Jungen wurden an den Abgrund der *boy crisis* geschrieben. Was für Männer aus den Jungen einmal werden würden, konnte man sich leicht ausmalen. Die Umkehrung vom Jäger zum Gejagten fand auch in deutschsprachigen Blättern statt. Fast alle

Magazine beschäftigten sich mit dem *Mangelwesen* und der *Leerstelle* Mann. In periodischen Gewaltdiskussionen wurden junge Männer als soziale Zeitbomben an den Pranger gestellt. „Der Spiegel" schoss den Vogel ab, als er 2008 titelte: „Die Migration der Gewalt. Junge Männer: Die gefährlichste Spezies der Welt." Längst waren die Jungen als „Sorgenkinder der Bildungsgesellschaft" in aller Munde. Jungen als Lehrlinge der Auffälligkeit, als Bildungsverlierer, als immobile Spezies, die mit der postmodernen Wendigkeit der Mädchen und Frauen nicht mithalten könnten.
In Jugendstudien wurde als problematisch herausgestellt, dass die Mehrheit der Jungen immer noch glaubt, später einmal einen lebenslang gesicherten Beruf zu erlangen, obwohl dieses Normalarbeitsverhältnis inzwischen für immer mehr Männer nicht mehr gegeben, sondern flexibilisiert ist. Vor allem der Osten Deutschlands musste als Beispiel für die männliche Misere herhalten: „Not am Mann" – so der Titel einer Berliner Studie – wurde ausgemacht. Während die jungen ostdeutschen Frauen flexibel und intelligent auf die Krise des Arbeitsmarktes und die Marginalisierung ländlich-kleinstädtischer Regionen mit erhöhter Ost-West-Mobilität reagierten, blieben die jungen Männer meist auf sich selbst sitzen. So entwickelten sich regionale Männer-Verdichtungen, in denen sozialer Rückzug wie rechtsextreme Haltungen gleichermaßen gedeihen konnten. Sozialpädagoginnen und -pädagogen, die in diesen Gegenden arbeiten, berichten, wie schwierig es ist, diesen jungen Männern dabei zu helfen, ihre Ohnmacht auszusprechen bzw. zu thematisieren und wie wenig es gelingt, eine öffentlich-regionale Kultur der Auseinandersetzung mit ihrer Lage zu schaffen. Denn das wäre ja eine Voraussetzung für die Entwicklung sozialer und kultureller Projekte und Netzwerke, in denen diese jungen Männer wieder Boden unter die Füße bekommen, Haltepunkte und Anerkennungsbezüge erkennen könnten.

Die Männerwelt reagiert – laut Umfragen – unterschiedlich aufgestört. Da werden Männer danach unterschieden, ob sie „verunsichert" sind, sich „strategisch", „traditionell" oder „modern" verhalten (Volz & Zulehner, 2009), alles Typisierungen, die das Erleben des Mannseins – vor allem im Verhältnis der Geschlechter – charakterisieren sollen. Es zeigt sich, dass sich männliches Verhalten zwar tendenziell enttraditionalisiert hat, im Kern aber

eine bezeichnende Resistenz aufweist. Die strategisch operierenden Männer fügen sich in die geschlechtsnivellierte Alltagskultur des Entgegenkommens, erkennen an, dass die Frauen gleichgezogen haben, suchen aber dennoch nach Männerräumen, nach Nischen, in denen sie Männlichkeit ungefiltert ausleben können. Es ist also nicht unbedingt der „neue Mann", sondern eher der pragmatische Mann, den die gewandelte Arbeitsgesellschaft dazu zwingt, sich kooperativ, entgegenkommend und nicht mehr dominant zu verhalten. Solche Männer fühlen und handeln nicht unbedingt als Männer, sondern orientieren sich an der biografischen Passung ihres Verhaltens. Männliche Verhaltensmuster werden dann zu Mitteln der biografischen Lebensbewältigung und sind nicht unbedingt – im subjektiven Empfinden – gewollte Repräsentationen von Männlichkeit. Darauf hat sich die Konsumapparatur eingestellt. In biografische Erfüllungssets eingepackte männliche Module werden angeboten und können entsprechend lebensstilgerecht arrangiert werden. Männliche und maskuline Module gehen dann in einem erfolgskulturellen Lebensstil auf, der auch Frauen – entsprechend modularisiert – offen steht und von daher als geschlechtsgemeinsamer und mithin prinzipiell kooperativer Erfolgsstil erscheint.

Der aber immer noch oder weiter anzutreffende traditionelle Typus von patriarchaler Männlichkeit findet sich in den Chefetagen großer Unternehmen genauso wie in den sozial benachteiligten Milieus, wo er sich allerdings eher in rigider Maskulinität äußert. Hier fallen vornehmlich jene jungen Männer auf, die im Übergang von der Schule zum Beruf immer wieder in den Sog des Scheiterns geraten und versuchen, ihre soziale Hilflosigkeit mit extremer Maskulinität zu kompensieren. Da ist natürlich schon einiges in der Kindheit und Jugend gelaufen. Die Idolisierung des Männlich-Starken und die Abwertung des Weiblich-Gefühlsmäßigen und Schwachen sowie das Beharren auf einer *männlichen Dividende* („letztlich sind Männer doch noch mehr wert als Frauen") entwickelt sich – biografisch unterschiedlich – in den kritischsten Konstellationen der männlichen Sozialisation, und zwar in der frühkindlichen Zeit der Ablösung von der Mutter und der Suche nach dem Vater, in der frühpubertären Phase des psychosexuellen Zurückbleibens

gegenüber den Mädchen und im maskulinen Cliquendruck in der Jugendzeit.
Dieses geschieht alles in einer Zeit, in der Jungen und Männer nicht mehr auf die Selbstverständlichkeit männlicher Dominanz zählen können. Aber die neoliberale Ökonomie, die die Verunsicherung des Mannes freigesetzt hat, schlägt aus den männlichen Verstörungen wieder Kapital. Ein Konsummarkt der differenten Männermodule hat sich entwickelt. Seine Angebotspalette reicht von Produkten betonter Maskulinität bis hin zu solchen mit männlich-femininer, metrosexueller Ausstrahlung. In dieser Welt des beliebigen Konsums können auch die sozial benachteiligten Männer ihre Maskulinität legitimieren, die sie im Alltag als letztes Bewältigungsmittel brauchen und einsetzen. Gerade diese Gruppe ist als Folge des Strukturwandels der Arbeitsgesellschaft, durch Arbeitslosigkeit, Arbeitsplatzrisiken und prekäre Arbeitsverhältnisse, größer geworden. Männer jungen und mittleren Alters, arbeitslos oder in prekären Arbeitsverhältnissen, sind zur Problem- und Risikogruppe in unserer Gesellschaft geworden.
Von daher gibt es ein Interesse an der Frage, wo der Mann denn in Zukunft wohl bleiben wird, wenn Frauen das intelligente und flexible Humankapital verkörpern, das sowohl demografische Reproduktion sichern und qualifizierte Arbeit und Familie vereinbaren kann. Allerdings wird wohl auch in Zukunft die Mehrzahl der Global Player männlich sein – soziale Bindungen hintanstellend, aber dennoch alles unter Kontrolle haben wollend. Zumindest in der männlichen Illusion. Frauen werden die Beziehungslandschaften bevölkern und die Männer schließlich immer wieder auffangen.
Global Business ist nach den großen Finanzkrisen in Verruf geraten. Männertypen, die immer nur weiter nach oben wollen, ohne innezuhalten, und dabei die Kontrolle verlieren, die zu behalten sie immer wieder vorgeben, sind out. Aber der Druck wird nicht nachlassen. Die Therapeuten werden es zunehmend mit Männern mittleren Alters zu tun bekommen, die in ihren konkurrierenden Berufswelten um jeden Preis mithalten müssen und von Verlassensängsten geplagt werden.
Von vielen muss das privat ausgehalten werden, da es innerhalb der neokapitalistischen Erfolgskultur nicht thematisiert werden kann. Gewalttätige Abspaltungen werden immer wieder die Folge sein; Gewalt und Bedürftig-

keit liegen eng beieinander. Der Kapitalismus stresst seine Männer, aber er verstößt sie nicht. Männer stellen das Humankapital, über das grenzenlos verfügt und das laufend abgeschrieben werden kann. Frauen sind da kostbarer, sie sind die Garanten des zukünftigen Erhalts der Bevölkerung.

Jungen und jungen Männer, machen die Mitarbeiterinnen einer weiblich dominierten Praxis der sozialen Arbeit ratlos. Allerorten, angefangen in der Familie und im Kindergarten, fehlen männliche Vorbilder, Männerfiguren, die die Kluft zwischen erzwungener Externalisierung und ersehntem Innehalten überbrücken können. Jetzt rächt sich, dass es in unseren Gesellschaften keine tradierten männlichen Modelle der Vereinbarkeit gibt. Dass transnational arbeitende Frauen ihre daheimgebliebenen Männer in die häusliche Familienarbeit zwingen, hat für uns in Europa einen symbolischen, aber keinen praktischen Transferwert.

Die Suchbewegungen werden also zunehmen. Dass Männer in aktiver Vaterschaft sozial-emotionale Kompetenzen erwerben, die in den neuen Industrien gebraucht werden – Team- und Kommunikationsfähigkeit, Empathie und Aushalten von Differenzen –, hat sich inzwischen herumgesprochen. Aber der global erzeugte Verdrängungswettbewerb geht weiter und wird vielleicht noch intensiver als bisher. Die Männer wird es ins Mark treffen. Nicht nur, dass die Karenzoption für die Väter weiter begrenzt sein wird, ihre unbegrenzte Verfügbarkeit – Kernelement ökonomischer Innovations- und Wachstumsdynamik – bleibt. So wie im 20. Jahrhundert Frauen um den Beruf, werden Männer jetzt um ihren lebendigen Ort in der Familie kämpfen müssen. Denn das Monument des Ernährers als Familienoberhaupt ist in unseren Breitengraden abgetragen. Dafür fehlt ihnen aber die „Naturkarte“ des Gebären-Könnens, die den Frauen nicht zu nehmen und den Männern physiologisch nicht zugänglich ist. Es bleibt bei der sozialen Vaterschaft und weil sie eine soziale ist, wird sie immer den arbeitsgesellschaftlichen Verhältnissen ausgesetzt sein. Männer können sich dem nicht entziehen. Gleichzeitig haben viele Männer Angst, etwas zu verlieren, wenn sie versuchen, gegen diese Zwänge zu leben, innezuhalten und zu sich selbst zu finden. Dass sie aber auch verlieren können, wenn sie immer wieder zwanghaft mithalten müssen, wird ihnen oft nicht bewusst – es bleibt verdeckt.

Die sogenannte Krise der Männlichkeit wird also anhalten, aber die Männer werden sich in ihr immer wieder leidlich einrichten. Wie bei der längst irgendwie akzeptierten oder hingenommenen Emanzipation der Frau. Auch in den beiden repräsentativen Replikationsstudien, der deutschen von 2010 und der österreichischen von 2012, zeigt sich, dass die Einstellungen der Männer im Mehrheitsbereich in den letzten 25 Jahren relativ resistent geworden sind, der Mehrheitstypus des pragmatischen bis suchenden Mannes überwiegt deutlich. Der moderne Mann ist der modularisierte Mann, der sich in unterschiedlichen Lebensbereichen sozial und im Geschlechterverhältnis entgegenkommend oder anpassend bis strategisch verhält, sich aber seiner männlichen Identität versichert und versucht, sie in selbst gesuchten Zonen und Nischen immer wieder aufzuladen.

Der sozialökonomische Kern dieser Krise der Männlichkeit lässt sie immer wieder aufleben und wird auf absehbare Zeit nicht so einfach aufzubrechen sein. Männer sind so in die Logik der Ökonomie und die Mechanismen der industriellen Produktion verstrickt, dass sie in ihrem Denken und Fühlen eher in der Maschine – oder heute in den neuen Technologien – aufgehen, als dass sie ihr Leben in Distanz dazu und aus sich selbst heraus bestimmen könnten. Seit dem Bild des „Maschinenmannes“, wie es die antikapitalistische Kulturkritik schon vor über hundert Jahren beschworen hat, wiederholt sich das gleiche Klage- und Kritikmotiv industriell zugerichteter Männlichkeit durch die Verständigungs- und Selbstvergewisserungsschriften (männer-)kritischer Wissenschaftler und Publizisten. Kein Wunder, dass Männlichkeitsdiskurse bis heute immer dann als Krisendiskurse geführt wurden, wenn die Ökonomie verstärkt auf den Menschen zugreift. So werden Männer auch in Zukunft immer wieder durch solche Krisendiskurse aufgestört werden. Sie gerinnen zu Ritualen, in denen sich Männlichkeit trotzdem immer wieder neu und anders bestätigt.

Literaturverzeichnis

Amt für Jugendarbeit (Hrsg.) (2013). *Wenn die Pubertät beginnt. Elternbrief Jugendliche 1. Alter 10–13 Jahre.* Bozen: Autonome Provinz Bozen – Südtirol Abteilung deutsche Kultur. Zugriff über http://www.provinz.bz.it/kulturabteilung/jugendarbeit/2929.asp?astatpubl_action=300&astatpubl_image_id=282886

Amt für Statistik (ASTAT) (Hrsg.) (2010). *Jugendstudie 2009. Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend*. (ASTAT Schriftenreihe Nr. 161). Bozen: Autonome Provinz Bozen – Südtirol Landesinstitut für Statistik – ASTAT. Zugriff über http://www.provinz.bz.it/astat/de/haushalte-soziales-leben/537.asp?SonstigeSozialstatistiken_action=300&SonstigeSozialstatistiken_image_id=175766

Amt für Statistik (ASTAT) (Hrsg.) (2012). (Autoren: Bernhard, A., Böhnisch, L. & Herzer, G.). *Lebenswelten der Männer in Südtirol.* (ASTAT Schriftenreihe Nr. 188). Bozen: Autonome Provinz Bozen – Südtirol Landesinstitut für Statistik – ASTAT. Zugriff über http://www.provinz.bz.it/astat/de/haushalte-soziales-leben/510.asp?VerhaltenLebensstile_action=300&VerhaltenLebensstile_image_id=272227

Bardehle, D. & Stiehler, M. (2010). *Erster deutscher Männergesundheitsbericht. Ein Pilotbericht*. München: Zuckschwerdt.

Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Böhnisch, L. (2003). *Die Entgrenzung der Männlichkeit*: Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen: Leske + Budrich.

Böhnisch, L. (2010). *Abweichendes Verhalten: Eine pädagogisch-soziologische Einführung* (4., überarb. und erw. Aufl.). Weinheim: Juventa.

Böhnisch, L. (2013). *Männliche Sozialisation. Eine Einführung* (2., überarbeitete Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (Hrsg.) (2014). *Der anstrengende Aufbruch. Ein Forschungsbericht*. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Zugriff über https://broschuerenservice.bmask.gv.at/getfile.ashx?ID=249&download=DerAnstrengendeAufbruch_Gesamt_Web.pdf

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hrsg.) (2005). (Autoren: Ballnik, P., Martinetz, E. & Ballnik, O. G.). *Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität*. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz. Zugriff über http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/1/6/0/CH2247/CMS1229354807138/lebenswelten_vater-kind_-_positive_vaeterlichkeit_-_maennliche_identitaet.pdf

Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz (BMSK) (Hrsg.) (2004). *1. Österreichischer Männergesundheitsbericht*. Wien: Bundesministerium für Soziales und Konsumentenschutz. Zugriff über http://de.wikimannia.org/images/Erster-Oesterreichischer-Maennergesundheitsbericht.pdf

Chodorow, N. (1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Frauenoffensive.

Dammasch, F., Metzger, H.-G. & Teising, M. (Hrsg.) (2009). *Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Dinklage, M. (2005). *Der Zeugungsstreik: Warum die Kinderfrage Männersache ist.* München: Diana-Verl.

Erdheim, M. (1988). *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Aufsätze 1980–1987.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, M. (1986). *Sexualität und Wahrheit. Bd. 3 Die Sorge um sich.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fthenakis, W. E. & Initiative Junge Familie (1999). *Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie*. Opladen: Leske + Budrich.

Gößling, A. (2008). *Die Männlichkeits-Lücke. Warum wir uns um die Jungs kümmern müssen*. München: Zabert Sandmann.

Grunow, D. (2007). Wandel der Geschlechterrollen und Vaterhandeln im Alltag. In T. Mühling & H. Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 49–76). Opladen: Budrich.

Jensen, R. (2007). *Getting off: Pornography and the End of Masculinity*. Cambridge, MA: South End Press.

Lenz, K. & Adler, M. (2011). *Einführung in die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung. Bd. 2 Geschlechterbeziehungen*. Weinheim [u.a.]: Juventa.

Männernetzwerk Dresden e. V. (2009). *Sächsische Männerstudie*. Dresden: Eigenverlag.

Meuser, M. (2006). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (2., überarbeitete und aktualisierte Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meuser, M. (2010). Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. *Erwägen Wissen Ethik, 21*(3), 325–336.

Marks, S. (Hrsg.) (1993). *Märchen von Männern*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Neumann, W. & Süfke, B. (2004). *Den Mann zur Sprache bringen. Psychotherapie mit Männern* (2., korrigierte Aufl.). Tübingen: Dgvt-Verlag.

Ortner, D. (2014): *Herausforderungen für Berufseinsteiger/innen in die Offene Jugendarbeit in Südtirol*. Bachelorarbeit, Freie Universität Bozen.

Pro Familia Schweiz (2011). *Was Männer wollen! Studie zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben*. Bern: Pro Familia Schweiz. Zugriff über http://www.nationalerzukunftstag.ch/fileadmin/files/pdf/Was_Maenner_wollen.pdf

Prömper, H., Jansen, M. M., Ruffing, A. & Nagel, H. (Hrsg.) (2010). *Was macht Migration mit Männlichkeit? Kontexte und Erfahrungen zur Bildung und sozialen Arbeit mit Migranten*. Opladen [u.a.]: Budrich.

Raithel, J. (2004). *Jugendliches Risikoverhalten. Eine Einführung* (2., überarbeitete Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rohrmann, T., Koch, B., Strubreither, B. & Schauer, G. (2011). Männer in Kindergärten und Ausbildungseinrichtungen in Österreich. *Psychosozial,* 126(4), 43–56.

Scholz, S. (2009). Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In B. Aulenbacher & A. Wetterer (Hrsg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung* (S. 82–99). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schröder, A. (2005). Gemeinschaften, Jugendkulturen und männliche Adoleszenz. In V. King & K. Flaake (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsenensein* (S. 287–305). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Shell Deutschland Holding. (Hrsg.) (2010). (Autoren: Albert, M., Hurrelmann, K., Quenzel, G., Gensicke, T., Leven, I., Picot, S., Schneekloth, U. & Willert, M.). *Jugend 2010. Eine pragmatische Generation behauptet sich*. (Shell-Jugendstudie 16). Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Schwanitz, D. (2001). *Männer. Eine Spezies wird besichtigt*. Frankfurt am Main: Eichborn.

Stiehler, S. (2009). *Männerfreundschaften. Grundlagen und Dynamiken einer vernachlässigten Ressource*. Weinheim [u.a.]: Juventa.

Sturzenhecker, B. (2002). Arbeitsprinzipien aus der Jungenarbeit. In B. Sturzenhecker & R. Winter (Hrsg.), *Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern* (S. 37–62). Weinheim [u.a.]: Juventa.

Südtiroler Schützenbund (SSB) (Hrsg.) (n.d.). *Südtiroler Schützenbund*. Zugriff am 10.10.2014 über http://www.schuetzen.com

Volz, R. & Zulehner, P. M. (2009). *Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland.* (Forschungsreihe Band 6). Baden-Baden: Nomos. Zugriff über http://www.ekd.de/download/maennerstudie2009-03-18.pdf

Zulehner, P. M. & Volz, R. (1999). *Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht*. Ostfildern: Schwabenverlag.

Die Autoren

Armin Bernhard, Dipl.-Pädagoge, ist selbstständiger Bildungswissenschaftler und Lehrbeauftragter an der Freien Universität Bozen.

Lothar Böhnisch, Dr. rer. soz. habil., ist emeritierter Professor der Technischen Universität Dresden und lehrt Soziologie an der Freien Universität Bozen.

Die Verfasser der Kommentare zur Südtiroler Männerstudie:

Johannes Huber, Dr. phil., ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung der Universität Innsbruck.

Artur Obexer ist Psychologe und Männerberater in Bozen.

Die Verfasser und Verfasserinnen der qualitativen Teilstudien (gekürzte und überarbeitete Fassung der Bachelorarbeiten) sind Absolventen des Studienganges Sozialpädagogik an der Fakultät der Bildungswissenschaften Brixen:

Miriam Kirchler ist Sozialpädagogin (B.A.) und in der Jugendarbeit tätig.

Benjamin Schwarzer ist Sozialpädagoge (B.A.) und arbeitet in der ambulanten Jungenhilfe.

Lisa-Marie Tappeiner ist Sozialpädagogin (B.A.) und Heimerzieherin.